Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geisterkunde

und des

magnetischen und magischen Lebens

nebst andern Zugaben

für Freunde des Innern

herausgegeben von

Dr. Justinus Kerner.

Erster Band.

Stuttgart,
Verlag von Ebner und Seubert.
1840.

Inhalt des ersten Bandes.

Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geisterkunde

und des

magnetischen und magischen Lebens

nebst andern Zugaben

für Freunde des Innern

als Fortsetzung der

Blätter aus Prevorst.

Herausgegeben von

Dr. Justinus Kerner.

Erster Jahrgang. Erstes Heft.

Stuttgart,
Verlag von Ebner und Seubert.
1840.

Vorwort.

Weil in unserer Zeit der abstrakte, gläserne Verstand und das Materielle die Oberhand in den Menschen gewann, eine Lehre entstund, die das eigene Ich zum Gotte sezt und eine persönliche Fortdauer nach dem Tode bestreitet, ist es um so wünschenswerther, daß dasjenige mit treuer Liebe gesammelt und aufbewahrt werde, was aus der innern tiefen Natur der Menschen, wenn auch oft nur wie ein kurzes Wetterleuchten aus verschleiertem Himmel, bricht, troz aller Bestrebungen eines gläsernen Verstandes, sich von dieser innern Natur gewaltsam zu isoliren.

Darum nun, wäre es auch nur für eine andere kommende Zeit, sollen in diesem Archiv hauptsächlich

zuverläßige Thatsachen der psychologischen und pneumatalogischen Erfahrung niedergelegt werden, Zeugnisse für den Bestand eines geistigen Lebens, die in dieser Zeit des materiellen Strebens so leicht unbeachtet gelassen und verloren gehen würden, Zeugnisse für persönliche Fortdauer nach dem Tode, welcher Naturwahrheit eine jezt in Mode stehende Philosophie so sehr entgegenstrebt.

Besondere Rücksicht soll es dem magnetischen und sympathetischen Gebiete und seinen neuen Vorkommenheiten widmen. Auch andere in das Gebiet der Seelenlehre gehörende, oder auch sonst den innern Menschen ansprechende Erfahrungen und Erörterungen, sollen von ihm nicht ausgeschlossen werden.

Beispiele von voraussagenden Träumen, Vorgefühlen, Gesichten, Ahnungen, dem zweiten Gesichte (second sight) und besonders auch Beobachtungen aus dem Gebiete des Lebensmagnetismus und der magischen Heilungen, sind sie aus ächten, zuverläßigen Quellen geschöpft, werden willkommene Beiträge seyn.

Nur ein Zusammentritt mehrerer Gleichstrebenden, nicht das Wunderbare, sondern einzig nur das Wahre Suchenden, kann durch treue Beobachtung und Mittheilung dieses dunkle Gebiet der Natur näher beleuchten.

Ganz einzig nur nach der Natur ohne allen Rückhalt gegebene Beobachtungen, die nicht für irgend eine Theorie zugeschnitten und dadurch schon verdorben sind, wünsche ich immer mehr zu erhalten.

Bei solchen Beobachtungen sind Namen und Zeugnisse Betheiligter, so viel sich solche nur immer veröffentlichen lassen, von großem Werthe.

Zu bedauern ist freilich, daß Veröffentlichung der Namen oft großen Widerstand findet: denn man

will durch Mittheilungen solcher Erfahrungen, besonders im Gebiete der Geistererscheinungen, nicht von den Gebildeten verlacht und als dem grassesten Aberglauben anheimgefallen, erscheinen. Ich meiner Seits (was ich aber freilich Andern nicht auch zumuthen kann), gebe mich solchen Urtheilen mit Vergnügen preis, eingedenk, daß der Naturforscher bei seinen Untersuchungen, weder den Gestank eines faulen Körpers, noch den Stich eines Scorpions, noch den Hufschlag eines Thieres scheuen darf.

Das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere habe ich immer nur von dem naturwissenschaftlichen Gesichtspunkte aus betrachtet und untersucht. Theorien aus dem Erfunde zogen Andere, hauptsächlich biblische Freunde, die sattsame Bestätigung jener Erfahrungen in der heiligen Schrift fanden.

Bei diesen Forschungen, vorzüglich bei Untersuchungen jener Erscheinungen, die bisher nur von dem Volk anerkannt wurden, mußte ich nothwendig aus dem Kreise der sogenannten Gebildeten treten und so viel als möglich, um mich von dieser Naturwahrheit zu überzeugen, zur Natur selbst kehren. Am allerwenigsten konnte ich bei solchen Untersuchungen mich nach dem Meinen und Dafürhalten Derjenigen richten, die sich „kritisch wissensaftlich gelehrt“ nennen.

Solche haben sich durch die von Kindheit auf an ihnen verübte Dressirung des Gehirnes durch die Schulweisheit, nach und nach in den Wendungen (giris) ihres Gehirnes wie in Irrgängen verloren, sie sind in ihrem eigenen Gehirne, in das die isolirende Glastafel (tabula vitrea) des Schädels nur sehr schwer Unwägbares einläßt, fixirt und es geht ihnen kein anderes Naturleben mehr auf als das Leben in dieser ihrer eigenen Halskugel (Kopfe), die ihnen zur Weltkugel wurde. In dieser erkennen sie keinen andern

Gott als ihr eigenes Ich. Daher die Leerheit ihrer Urtheile und Meinungen in Dingen, von denen sie, Kraft dieser ihrer Isolirung und Fixirung, gar keine Ahnung haben können, — aber eben daher auch ihre Unzurechnungsfähigkeit und ihre gänzliche Nichtschuld.

Diese mußte und muß ich also bei solchen Forschungen beseitigen und mich dahin wenden, wo noch innere Naturanschauung, Ahnung und Instinkt stattfindet, dahin, wo das Geschöpf noch nicht so gänzlich von der Nabelschnur der Mutternatur abgeschnitten ist; ich muß mich zu den Einfältigen, zu den Ungeschicktscheinenden, zu dem Volke, wenden.

„Es ist sogar als eine rechte Seltenheit zu achten (sagt Novalis), wenn man das wahre Naturverständniß bei großer Beredtsamkeit, Klugheit und einem prächtigen Betragen findet, da es gemeiniglich die einfachen Worte, den geraden Sinn und ein schlichtes Wesen hervorbringt oder begleitet. In den Werkstätten der Handwerker und Künstler, und da, wo die Menschen in vielfältigem Umgang und Streit mit der Natur sind, als da ist beim Ackerbau, bei der Schifffahrt, bei der Viehzucht, bei den Erzgruben und so bei vielen andern Gewerben, scheint die Entwicklung dieses Sinns am leichtesten und öftesten statt zu finden."

Und Dr. Nürnberger schreibt (s. Morgenblatt Nr. **306**. **22**. Dec. **1836**.):

„Das uns umringende Naturgeheimniß ist so tief und die eigentliche gelehrte Forschung zeigt sich der Erforschung desselben oft so wenig gewachsen, daß es dem aufrichtigen Freunde der Natur nicht verargt werden kann, wenn er, verzweifelnd auf jenem Wege zum Ziele zu kommen, den „Vorurtheilen des Pöbels" auch einige Aufmerksamkeit schenkt. In der Regel ist es die fürwitzige Jugend; oder auch der Cathederstolz, welche sich so anmaßend gegen

die Philosophie des gemeinen Mannes erklären; wenn man älter als jene und umsichtiger als dieser wird, so findet sich mehr Bescheidenheit. In dieser Beziehung nun erkläre ich mich gerne einverstanden mit Kerner."

Ebendaselbst führt Dr. Nürnberger ein merkwürdiges Beispiel an: wie der uralte Volksglaube durch neueste Untersuchung über die Entstehung des sogenannten Grundeises, über die gelehrte Physik des achtzehenten Jahrhunderts gesiegt, wie der Herr Akademiker und gelehrte Naturforscher Nollet und der gelehrte Herr Gehler, den Glauben des Volkes, als bildeten sich die schwimmenden Eisschollen, mit denen sich die Ströme bei eintretendem Froste zu bedecken pflegen, auf dem Grunde der Flüsse (weswegen hier auch der Volksausdruck: „Grundeis") dergestalt für eine Albernheit hielten, daß Nollet in seiner gelehrten Abhandlung über das sogenannte Grundeis die wissenschaftlich-kritisch gelehrte Welt um Entschuldigung bat, daß er sich noch zu einer ordentlichen Widerlegung dieses „Vorurtheils des Pöbels" einlasse. Allein die neuesten Untersuchungen, welche gar keinen Zweifel mehr übrig lassen, ergaben, daß jener uralte Volksglaube das Wahre, das gelehrte Dafürhalten jener Herren, zwar sehr „wissenschaftlich kritisch gelehrt", aber durchaus gegen die Natur ist.

Wie Galvanismus, Siderismus (die Wünschelruthe), auch früher als alberner Volksglaube von der „wissenschaftlich kritisch gelehrten" Welt verlacht und verdammt, nun aber von derselben als Naturwahrheit aufgenommen ist, ist bekannt. Ebenso ist bekannt, wie Meßmer mit seiner Entdeckung des Lebensmagnetismus, dieser nun anerkannten Naturwahrheit, von der großen Versammlung wissenschaftlich kritisch Gelehrter

zu Paris verspottet, ja selbst als Betrüger verschrieen wurde.

Bekannt ist auch aus neuester Zeit, wie anfänglich Priesnitz mit seinen Wasserkuren als Quacksalber und dummer Bauer von der gelehrten Welt verfolgt wurde, wie nun aber, von der gebildeten Welt angebetet, die gelehrten Herrn Aerzte bei ihm in die Schule gehen.

Und soll ich hier noch das Schicksal des Entdeckers Amerika's anführen? Einigermaßen gehört es auch hieher.

In der Versammlung der Prälaten (der wissenschaftlich kritisch Gelehrten damaliger Zeit), in der der arme verlassene Columbus sein Unternehmen, eine neue Welt zu entdecken, vertheidigen mußte, sagte einer derselben, Firmian Lactanz: „Gibt es etwas Abgeschmackteres, als zu glauben, daß es Gegenfüßler gebe, deren Füße gegen die unsrigen gerichtet seyen? Man denke sich Menschen, die mit den Füßen in der Luft und mit dem Kopfe nach unten gehen. Man denke sich, daß es einen Theil der Welt gebe, wo Alles umgekehrt wäre, wo die Bäume mit ihren Zweigen von oben nach unten treiben, während es von unten nach oben regnet, schneit und hagelt. Zu sagen, daß es Gegenfüßler gebe, würde sagen, daß es Völker gebe, die von Adam nicht abstammen, weil es unmöglich wäre, daß sie über den Ocean hätten dahin gelangen können. Es würde also heißen die Bibel ableugnen, die ausdrücklich erklärt, daß alle Menschen nur einen Vater gehabt.“ —

Dieß sind die gleichen Redensarten, die jezt die „kritisch wissenschaftlich Gelehrten“ in Mund und Feder führen, behauptet man das Vorhandenseyn eines uns hie und da sichtbar werdenden Geisterreiches und na=

mentlich eines sogenannten Mittelreiches als einer existirenden Naturwahrheit, behauptet man das, was schon Plato anerkannte, dessen Philosophie sich aber allerdings auch hauptsächlich auf innere Naturanschauung gründete, von welcher in diesen „wissenschaftlich-kritisch-Gelehrten" freilich nicht die mindeste Spur zu finden ist.

Auf Naturanschauung und Lebenserfahrung, nicht blos auf blinden Glauben, hat auch das Volk die Existenz einer uns in gewissen Fällen im Einzelnen sichtbar werdenden Geisterwelt gegründet, und zwar that dieß die Naturanschauung und Erfahrung aller Völker und aller Zeiten.

Solche Erfahrungen selbst zu machen und von bewährten Zeugen mitgetheilte zu prüfen, boten sich mir glückliche Gelegenheiten dar. Ich untersuchte nicht mit vorgefaßter Meinung, nicht mit einem Glauben, der Mährchen und Lügen von Thatsachen nicht zu unterscheiden weiß, war aber genöthigt, hier den gesunden Blick des Volkes anzuerkennen und mich zu überzeugen, daß jene Vorkommnisse in der Natur, die das Volk Geistererscheinungen nennt, nicht durchaus Hallucinationen, Ausdünstungs- und Knocheninfluenzen sind, wie es jene wissenschaftlich-kritisch-Gelehrte nennen, sondern daß in bestimmten Fällen wirklich objektive Realitäten stattfinden, ein wirkliches Hereinragen einer Geisterwelt ihnen zu Grunde liegt.

So wurde ich z. B. von einer objektiven Realität bei jener Erscheinung auf das Lebendigste überzeugt, die in dem hiesigen Rathhausgefängnisse (die man auch nicht den Wirkungen einer Mittelsperson zuschreiben könnte, wie man bei den Vorkömmnissen im hiesigen Oberamtsgefängnisse thun wollte) stattfand, dann ferner bei den Vorkömmnissen im Kloster Neuburg, im Schlosse Slawenzick und in der

Geschichte des Geistlichen zu Uffikon, und bei noch vielen andern gleichen von den glaubwürdigsten Zeugen bestätigten Erfahrungen, die ich vielseitig prüfte, und an die ich den Maßstab aller erdenklichen gelehrten Theorien, mich vergebens abmühend, legte.

Ich wurde auf das Lebendigste überzeugt, daß, will man der Natur keine Gewalt anthun, will man sie nicht in das Nothhembdt Gaffarillusischer Theorien spannen, Vorkömmnisse der Art in der Natur auf keine andere Weise zu erklären sind, als wie sie das Volk schon seit Jahrhunderten erklärt.

Der alte Gaffarillus (in curiositat inaudit. Cap. 5.) hielt was das Volk für Gespenster hält, für die Ausdünstung der verfaulten menschlichen Leichname, die des Nachts durch die Kälte der Luft verdickt und zusammengepreßt würden, daß sie die äußere Gestalt der verstorbenen Menschen vorstellen, weswegen sie auch bei Tage, wo dieser Kälteproceß nicht stattfinde, nicht gesehen würden.

Das ist nun sehr scharfsinnig und kritisch wissenschaftlich gelehrt. Ein Hr. Dr. Walch macht in der alten Schrift, die uns diese kritisch wissenschaftliche Theorie des gelehrten Gaffarilli zum Besten gibt, die Bemerkung: „Diese Meinung ist die abgeschmackteste!"

Zur damaligen Zeit wahrscheinlich, jezt gibt es noch abgeschmacktere!

Jene Herren Magister der Philosophie, die bei Erklärung der Geistererscheinungen in Mund und Feder immer die Worte „Hallucinationen, Monomanien" u. s. w. führen, dürfen mir wohl aufs Wort glauben, daß mir, als praktischem Arzte im vielbewegten Leben, wohl schon mehr als ihnen am Schreibtische, Fälle von krankhaften Sinnestäuschungen, Fieberphan-

tasien, Monomanien u. s. w. vorgekommen sind, und daß ich solche Fälle gar wohl zu beurtheilen und zu unterscheiden weiß. Hätte ich aber die berührten Fälle für Hallucinationen und Sinnestäuschungen, sey es aus Unwissenheit, oder einer Philosophie zu Lieb erklärt, die keine persönliche Fortdauer nach dem Tode annimmt, und die deswegen auch den Glauben an Geistererscheinungen um jeden Preis zu Nichte machen muß, so würde ich wohl den Namen eines die Natur Nothzüchtigenden, aber nicht den eines die Natur Erforschenden verdienen.

Die Schriften jener kritisch wissenschaftlich Gelehrten über meine Mittheilungen aus dem Nachtgebiete der Natur, sind mir, besonders da der Eine immer den Andern abschreibt, leicht bekannt geworden. Sie sind alle mit einer Philosophie geschrieben, die nicht die der Natur ist.

Ich erkenne in ihnen dressirtes Gehirnleben, ordentliches Schulwissen, aber keine Naturahnung, keine Naturanschauung, kein Naturverständniß.

Ich müßte mich in ein bodenloses Geschreibe einlassen, wollte ich diesen kritisch wissenschaftlich gelehrten Herrn, auf das ihrige bodenlose antworten, wollte ich ihre so häufigen persönlichen Ausfälle, Mißverständnisse, oder geflissentliche Mißdeutungen oder Halbwissen, berichtigen, ihre Ansteckungs-Hallucinations-Ausdünstungs- und Knochentheorien (Produkte ihrer Geisterfurcht und ihres dressirten Gehirns) mit gleicher Magisterschaft widerlegen.

Ich besitze weder das Talent der langen Rede, noch das des langen Schreibens, und muß auch schon dadurch auf dem lauten Markte immer zurückstehen.

Wesen und Gehalt jener Theorien und Kritiken, besonders einer derselben, gab sich Hr. N. Gerber auseinanderzusetzen und zu widerlegen die Mühe. Dieß geschah in einem Werke, das er „das Nachtgebiet der Natur im Verhältniß zur Wissenschaft, Aufklärung und Christenthum," betitelte.

Ich bewundere das gesunde richtige Auge und die Geduld dieses Mannes und sage ihm hiemit öffentlich meinen herzlichen Dank.

Weinsberg am 18. September 1839.

Justinus Kerner.

Inhalt.

Druckfehler.

Unter dem Auszuge aus Hrn. Gerbers Schrift S. 52 ist das Zeichen —y— wegzustreichen.

Ueber Geisterunglauben

von

Rhenanus.

Wie ist es zu erklären, daß so viel Gelehrte und Gebildete aller Klassen unserer Zeit eine so große Scheu, ja, ich möchte sagen, einen wahren Schrecken vor der Geisterwelt und insbesondere vor dem Zugeständniß dämonischer Besessenheit haben, und daß diese doch wenigstens möglich sey? Es scheint der Grund davon nicht ganz allein in der Ehre der Vernunft, die allerdings Jedermann theuer seyn soll, zu liegen, welche sie durch ihre hartnäckige Abwehrung aller Geistergeschichten jeder Art, auch des Magnetismus und seiner Erscheinungen, zu retten suchen müssen. Die allgemeine Aufklärung, die seit der Mitte des 18. Jahrhunderts alle Stände ergriff, und jeden Glauben an die Geisterwelt und ihre Erscheinungen verdrängte und als Aberglauben stempelte, hat nach und nach, wie es scheint, Jedermann scheu gemacht, von diesem Glauben etwas zu haben oder gar öffentlich einzugestehen. Denn Niemand will die Unehre des schimpflichen Aberglaubens auf sich laden; um nicht die Ehre der Theilnahme an der allgemeinen Aufklärung zu verlieren. So scheint die Abwehr alles sogenannten Aberglaubens sich nach und nach selbst in ein abergläubiges Vorurtheil zur Ehre der Vernunft und Aufklärung verwandelt zu haben. Die nöthige Abwehr jedes

Aberglaubens ist zwar an und für sich nicht zu tadeln, aber die meisten Menschen, auch selbst unter den sogenannten Gebildeten, haben keine bestimmten Begriffe vom Aberglauben. Wir wollen hier keine Definition davon geben, was auch für selbstdenkende Leser ganz überflüssig zu seyn scheint; aber es war z. B. religiöser Aberglaube, nachdem Augustin den Lehrsatz von der Erbsünde erfunden, daß nun die christlichen Lehrer späterhin allgemein die Austreibung des bösen Geistes aus jedem neugebornen Kinde für erforderlich erachteten und wirklich verrichteten. Es ist religiöser Aberglaube, wenn Menschen durch Worte, Gebetsformeln, Geberden und Ceremonien, die sie anstatt der gebotenen Herzensfrömmigkeit setzen, Gottes Gnade und ihre Seligkeit zu erlangen wähnen. Es ist Vorurtheil und Aberglaube rücksichtlich der Natur, wenn Menschen bei einigermaßen ungewöhnlichen Ereignissen, statt die Naturgesetze zur Erklärung auszuforschen, gleich die Wirkung irgend eines überirdischen bösen Geistes behaupten. Aber es ist kein Aberglaube, noch Vorurtheil, die ungewöhnlichen Wirkungen des Magnetismus als wahr anzuerkennen, weil der magnetische Mensch in seinem ungewöhnlichen Zustande auch Ungewöhnliches erwarten läßt, und unzählige Erfahrungen glaubwürdiger Beobachter und Zeugen, *die hier allein entscheiden*, dieses sattsam bestätigen. Es ist kein Aberglaube, wenn zur Erklärung des Zustandes dämonisch-magnetischer Menschen die Möglichkeit aufgestellt wird, daß in einem und demselben menschlichen Organismus zwei geistige Subjecke zugleich wohnen und wirksam seyn können. Denn kein Naturforscher wird so kühn seyn, zu behaupten, er sey so tief in den Organismus mit seiner Einsicht eingedrungen, daß er *die Unmöglichkeit einer solchen Erscheinung in demselben nachweisen könne*. In's Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist. —

Will man aber im Sinne jener noch unreifen Aufklärung des 18. Jahrhunderts, die oft etwas verwarf, für

Unsinn und Aberglauben erklärte, was sie noch nicht einmal recht angesehen und verstanden, behaupten, die unsichtbare Welt guter und böser Geister sey uns zu fremd und entfernt, ja sogar, ihre Existenz sey zu zweifelhaft, als daß man irgend eine Erklärung einer sogenannten dämonischen Besessenheit darauf gründen könne: so verräth man dadurch nicht undeutlich das Schwankende in seinem Glauben an Unsterblichkeit und Fortdauer. Denn man erwägt nicht genug, daß diese Dinge einander weit näher berühren, als es auf den ersten Anblick scheint. Es möchte auch wohl keinem großen Zweifel unterliegen, daß in der neueren Zeit, so wie der Glaube an die Existenz einer guten und bösen Geisterwelt abgenommen, auch die Zweifel an der ewigen Fortdauer des Menschen und der Unglaube hierin zugenommen haben. Dieser Unglaube, der so häufig geworden, und gegen den wohl eben deßwegen so viele von der Unsterblichkeit handelnde Schriften in unserer Zeit gerichtet sind, ist eben ein Beweis, wie so viele der Aufgeklärten neuerer Zeit, die die Ehre des Christennamens noch nicht gerade fahren lassen wollen, doch die wahre Kraft und Würde Christi und seiner Lehre gar nicht gefühlt haben und kennen. Christus selbst lehrt ja häufig genug in seinen Reden den Glauben an unsere Fortdauer in einem ewigen Leben auf das klarste und überzeugendste. Wir erinnern nur an sein schönes Abschiedswort: „Ich gehe zum Vater, und will euch die Stätte bereiten.“ Und sein Apostel Paulus sezt, um diesem Glauben noch mehr Anschaulichkeit zu geben, noch hinzu (s. 1. Kor. 15.), daß wir in jener Welt einen unverweslichen, himmlischen Leib, oder ein leichteres, feineres Element, als unser irdischer Körper ist, zur Umgebung oder Bekleidung haben werden. Mit diesem Glauben der Christen an unsere ewige persönliche Fortdauer stimmt auch jene praktische Philosophie unserer Tage, die sich besser als die übertriebene Spekulation an der Wirklichkeit hält und unser wahres Interesse verficht, ganz überein.

Dafür wollen wir nur zwei bekannte und geachtete Männer unserer Zeit reden lassen. Selbst Göthe nämlich, der übrigens in seinem Leben so manchen nicht eben sittlichen und religiösen Gedanken ausgesprochen, sagt doch in einer seiner Schriften: „Je tüchtiger der Mensch sich in sich selbst erfühlt, desto weniger läßt er sich den Glauben an seine persönliche Fortdauer rauben." — Und der philosophische Göschel sagt in einer Schrift über die Unsterblichkeit: „Leiblichkeit ist der Anfang und das Ende der Wege Gottes und des Daseyns der Geschöpfe." Dies würde mit andern Worten etwa so viel heißen: Wie die erschaffenen Geister oder in welchen Formen sie im Raume (Leiblichkeit) daseyn sollen und ewig daseyn werden, das hängt von der Macht und Gnade Gottes ab, aber im Raume, durch Leiblichkeit, werden sie daseyn. Doch ist uns unverwehrt, hinzuzudenken, daß der Menschengeist in seiner neuen höhern Leiblichkeit eine größere Kraft und Freiheit haben werde, diese zu gestalten, den Raum und die gröbere Materie in demselben zu beherrschen.

Wir wollen versuchen, eine nähere Anwendung davon auf die Geisterwelt zu machen, die uns bei den magnetischen und dämonischen Menschen bis zu einer gewissen Anschaulichkeit nahe tritt. Zeit und Raum sind für uns Menschen die nothwendigen Formen, worin uns die Welt und wir uns selbst erscheinen und uns klar werden. Ohne den Raum ist die Welt, sind auch die Geister nicht gedenkbar. Denn jener gibt dieser ihre Unermeßlichkeit, ja er ist in dieser für den Menschen das passendste Bild der Ewigkeit. Jeder erschaffene Geist (Substrat einer Vernunft), sey er von höherer oder niederer Art, ist also irgendwo und irgendwie in der Welt und im Raume, und muß zur ewig fortschreitenden Anschauung der Körper- und Geisterwelt mit etwas Räumlichem (Leiblichkeit) bekleidet seyn. Nur Gott, als der Beherrscher des Raums und der Welt, kann und muß als davon ausgenommen gedacht werden.

Denn er, als die höchste Idee, als der Unerschaffene, kann nicht als entstanden und der Beschränkung des Raums unterworfen gedacht werden, obgleich wir dies nicht näher erklären können. Ebenso kann jeder erschaffene Geist nicht anders als in der Form der Zeit die Welt und ihre Veränderungen wahrnehmen, worin eben der Grund der unaufhörlich fortschreitenden Ausbildung der Geister liegt. Alle erschaffenen Geister können nur durch Raum und Zeit, oder durch „Leiblichkeit" mit der Welt der Geister und der sinnlichen Anschauungswelt in Relation oder Verbindung seyn und bleiben.

Wenn man in gewöhnlicher Unterhaltung von der Geisterwelt redet, so bleibt man, wie ich nicht selten bemerkte, gemeiniglich bei sehr unbestimmten Umrissen und Gedanken stehen, denen es an fruchtbarer Anschaulichkeit, an Interesse und Leben fehlt. Man gibt der Geisterwelt kein äußeres Element, wie Göschel in seinem schönen Spruche thut, und weiß deßwegen nichts recht Erhebendes und weiter Führendes daraus zu machen. Warum sollen wir nicht unsere Gedanken von der Geisterwelt bei so viel dargebotenen Veranlassungen unserer Zeit, besonders dem Magnetismus und seinen so bedeutsamen Erscheinungen, weiter ausbilden, nicht den Geistern etwas Konkretes, oder, wie Göschel sagt, eine „Leiblichkeit" verleihen, damit sie an Wahrheit und Konsistenz gewinnen? Und warum sollen wir uns gar gegen den Glauben an eine uns jezt noch unsichtbare Welt von unvollendeten gutartigen und bösartigen Geistern wehren, als wäre sie ein Unglück? Gedenken wir doch einst einen Theil dieser Geisterwelt auszumachen. (**Tua res agitur, de te loquitur fabula**, es geht dich mit an!) Sie ganz wegvernünfteln wollen, wie der Hegel'schen Philosophie wohl nicht mit Unrecht Schuld gegeben wird, da sie überall nur vom Geiste als Einem redet, ist gegen unser eignes wahres und wohlverstandnes Interesse, und heißt seinen Glauben an die Unsterblichkeit und Fortdauer wankend ma-

chen oder gar vernichten. Was aber in jenem Glauben an die Existenz und Wirksamkeit dieser Geisterwelt als den Aberglauben berührend mit Recht bezeichnet werden kann, das muß mit aller Macht als schädlich und gefährlich abgewehrt werden, damit auf keine Weise die allgemeine Finsterniß zurückkehre. Dagegen ist die Annahme einer Geisterwelt, worin jedes Glied durch Gottes Macht und Gnade ewig in und für sich fortbesteht, das beste Verwahrungsmittel gegen den leidigen Pantheismus, der die Grundfesten der wahren Religion und Sittlichkeit untergräbt, und in unserer Zeit der verführerischen glänzenden Spekulation zu Ehren so viel Anhänger gewonnen hat. Den pantheistischen Künsten ist es indessen ganz ähnlich, und allem praktischen Interesse entgegen, wenn wir allen Scharfsinn aufbieten, um jede Kommunikation, Relation oder Verbindung zwischen uns und der Geisterwelt wegzuvernünfteln.

Es liegt aber in der Natur des freien Geistes, der ein göttliches Gebot erkennt und zugleich wie der menschliche mit Lust und Unlust ausgestattet ist, also mit der Anlage zu fehlen und zu fallen, ja sehr tief zu fallen, eben vermöge der ihm mitgegebenen Freiheit. Daher die alte Rede von den tiefgefallenen bösen Engeln. Aber es liegt auch eben so tief darin, von diesem Fall, so schwer er auch sey, wieder aufzustehen, wenn der versunkne Geist erst zu der Einsicht gekommen, daß das ewige Widerstreben gegen Gottes gerechte Gesetze und väterliche Absichten auch ewige Ahndung verdiene, jenes Widerstreben aber im unendlichen Geisterreiche Gottes nur zwecklos und unvernünftig sey. Auch dem bösesten Geiste muß also wie der tiefste Fall so auch die Rückkehr zum göttlichen Gesetze und zur Gnade Gottes vermöge seiner ihm anerschaffenen Freiheit offen stehen. Und da in unserer Sonnenwelt, auf der Erde, unaufhörlich neue Geister mit der edelsten Anlage der Freiheit, mit Lust und Unlust und gleicher Möglichkeit, zu fallen,

geboren werden oder zum Daseyn gelangen, und der Verlauf ihrer freien Ausbildung zum Guten oder Bösen immer derselbe bleibt: so muß es auch bis in ungemessene Zeiten ein weites Reich nicht allein der guten, sondern auch der bösen Geister geben. Diese Idee schließt an sich nichts Unvernünftiges, nichts in sich, das gegen Gottes Gerechtigkeit und Liebe wäre. Wohl aber alsdann, wenn man annehmen wollte, daß Gott böse Geister gewaltsam bekehrte, welches ihre Freiheit vernichten heißen würde. Denn die angeschaffene Freiheit ist selbst in dem bösesten Geiste noch immer etwas Edles und Großes, das auf den großen Schöpfer hinweiset.

Die Weisheit des Schöpfers hat nach unserer vernünftigen Voraussetzung überall das Zweckmäßige angeordnet, und es ist die große Aufgabe für den denkenden Menschen, diese Zweckmäßigkeit in der Gestaltung und Bestimmung der Dinge in der geistigen und Körperwelt aufzusuchen und anzuerkennen. Der praktische Glaube des Menschen an seinen gütigen Schöpfer, den das Evangelium so klar und schön lehrt: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an ꝛc., seyd ihr denn nicht viel mehr, denn sie?“ (Matth. 6.) — erweckt in ihm auch den großen und stärkenden Gedanken, die unermeßliche Welt des Raumes sey, ohne deßhalb andere Zwecke Gottes ergründen zu wollen, hauptsächlich der denkenden und fühlenden Geister wegen da. Diese aber sind aus eben dem Grunde nicht anzusehen wie die unzähligen Körperformen, die schnell entstehen und vernichtet werden. Vielmehr da in ihnen unleugbar eine Anlage zu unendlicher Ausbildung und die unendliche Welt der Gegenstand und das Element derselben ist: so kann dieser Zweck nicht anders als erreichbar gedacht werden, als wenn etwa wir Menschengeister in eine sich endlos erweiternde Relation und Verbindung mit der unermeßlichen Körper- und Geisterwelt gebracht werden. Die Geisterwelt ist mit Recht anzusehen als das Wesen und die Substanz der Schöpfung, alles

Uebrige nur als Form und der Veränderung in den Formen unterworfen. Nichts sollen wir also im Glauben fester halten, als den ewigen Bestand der Geisterwelt. Und da der Menschengeist zuerst und wunderbar genug seinen Anfangspunkt in unserer Sonnenwelt (Sonnensystem), nämlich auf unserer Erde genommen hat, so dünkt es uns nach dem großen Naturgesetz der stufenweisen Fortschreitung und Entwickelung aller Dinge wahrscheinlich genug, daß er nach seinem Abschiede von der Erde und seinem schwerfälligen Leibe zunächst seinen Aufenthalt, seinen Wirkungs- und Bildungskreis in den übrigen ungemessenen Räumen unserer Sonnenwelt, der Planeten- und zahlreichen Kometenwelt, der Erde näher oder ferner finden werde. Diese unsere mächtige Sonnenwelt, obgleich nur ein Punkt im Weltall, hat dennoch so unermeßliche Räume, daß ihre Tausende von Kometen, die mit der Schnelligkeit des Blitzes daherfahren, und zum Theil die Bahn des 400 Millionen Meilen von der Sonne entfernten Uranus in ihrem Jahrhunderte und Jahrtausende langen Lauf noch weit hinter sich zurücklassen, ja mit dem andern Ende ihrer unermeßlich langen erzentrischen Bahn wahrscheinlich eine nächste andere Sonne umkreisen. Dadurch werden dann wir Erdbewohner mit unserer ganzen Sonnenwelt, aber auch mit dem unermeßlichen Weltall in nähere Verbindung gebracht, in welchem überall, unserer Voraussetzung nach, Vernunft und Freiheit der Geister die Hauptsubstanz zur Ehre des Schöpfers ist. So heißen wir ihn mit Recht den Vater der Geister.

Unsere Sonnenwelt hat allem Ansehen nach also Raum genug für den nächsten Wirkungskreis aller Menschengeister, die seit der Schöpfung der ersten Menschen auf Erden waren. Auch haben wir nicht nöthig, ihnen ein solches Bedürfniß des Raums und räumlicher Dinge, wie die irdischen, für ihre neue „Leiblichkeit“ beizulegen, wie wir hienieden bedürfen. Wir hätten also, ohne uns in weitere,

besonders pantheistische Einbildungen grübelnd zu verlieren, in unserer Sonnenwelt für die bessern und edlern Menschenseelen den Ort ihrer höhern glückseligen Ausbildung, für die schlechtern und in's Böse minder oder mehr versunkenen den Ort ihrer strafenden Vergeltung und endlich zu hoffenden Rückkehr. Machen wir unter allen diesen unzähligen Menschengeistern, wie gewöhnlich, nur zwei Abtheilungen, obwohl sich das Gute und Böse in den Menschen durch unzählige Abstufungen, individuelle Eigenthümlichkeiten und wundersame Mischungen darstellt: so hätten wir auf diese Weise, um in gewöhnlichen Formen zu reden, die guten und bösen Geister, oder, welches am Ende wohl eins seyn wird, die guten und bösen Engel, Himmel und Hölle innerhalb unserer Sonnenwelt. Mit der strafenden Vergeltung der schlechtern Geister, welche das Evangelium ausdrücklich lehrt, stimmen die Aussagen der in der Seherin von Prevorst auftretenden bösartigen Geister, sowie der in den Schriften der Doktoren Kerner und Eschenmaier geschilderten Dämonen in den Besessenen auf's genaueste überein. Sie erzählen alle ihren durch ihre Unthaten auf Erden, an welche sie wie an den Ort ihrer Vergehungen näher gefesselt scheinen, verwirkten schweren Vergeltungszustand, und charakterisiren ihn auf mancherlei Weise durch Angst, nagende Vorwürfe ꝛc., welches man in diesen Schriften näher nachlesen mag.

Manchen Anhängern der neuen, doch der Reife ermangelnden Aufklärung, die indeß doch gläubige Christen zu seyn behaupten, will es freilich unwahrscheinlich vorkommen, daß in jener Welt noch solche Strafen stattfinden sollen. Aber sie scheinen hier nur von ihrer Neigung bestochen, weil der Mensch, obgleich seiner vielfältigen Schuld sich bewußt, doch gewöhnlich nichts mit größerm Widerstreben vernimmt, als von Vergeltung und Strafe. Vielmehr sollen nach ihren geräumigen, laxen und leichten Ansichten vom Gott der Liebe alle Vergehen und Verbrechen der

Menschen mit ihrem Tode durchgestrichen seyn. Dagegen streitet aber offenbar der klarste Inhalt der christlichen Urkunden. Denn wenn Christus sagt: „Die Gerechten werden eingehen in das ewige Leben," so sagt er auch, daß die Verächter Gottes und seiner Gesetze „in die Pein der Ewigkeit" gehen sollen. Und Paulus sagt: „Gott wird Jedem geben nach seinen Werken." Hiergegen läßt sich vernünftiger Weise nichts Bedeutendes einwenden, weil diese Sprüche nur die Behandlung freier Geister von Seiten des gerechten Gottes thatsächlich ausdrücken, wie denn auch schon die Sittlichgebildeten unter den Griechen und Römern einen Tartarus oder einen Ort der strafenden Vergeltung für die Frevler an den göttlichen Gesetzen annahmen. Und das mit Recht; denn wie es in der sittlichen Natur und Bildung des Menschen tief gegründet ist, ein göttliches Gebot des Schöpfers für das Leben anzuerkennen, so liegt es auch eben so tief darin, eine strafende Vergeltung für wissentlichen Ungehorsam und Frevel zu erwarten. Das Gewissen, dies tiefste Fundament christlicher Frömmigkeit, ist das Gewisseste im Menschen, und wer diese sittliche Eigenthümlichkeit des Christenthums, seine strenge und doch menschliche Sittenlehre nebst der Lehre von der Vergeltung aus demselben wegstreicht, der erschüttert dasselbe in seinen Grundfesten, ja vernichtet es.

Der Mensch ist als sittliches Wesen zur Uebung göttlicher Gebote berufen, dies ist die klare Voraussetzung und das feste Fundament des Christenthums, ohne welche dasselbe gar nicht mehr stattfinden kann und die Christenwelt selbst in ihrer bürgerlichen Verfassung in eine heidnische Verwirrung geräth. Ist doch das Sittengebot die große Axe, um welches sich unser Geschlecht und das ganze Menschenleben dreht. Wer diesen durch Vernunft und Christenthum klaren göttlichen Ruf nicht hört, sein Herz dagegen betäubt, der ist strafwürdig und straffällig. Wie? sollte ein Nero, ein Alexander VI., ein Robespierre und unzählige

entmenschte Bösewichter in jener Welt einen gleich freundlichen Empfang wie der Apostel Johannes gehabt haben? — Sollte die ewige Liebe Gottes als viel zu schwachherzig zum Strafen so aller praktischen Vernunft zuwider gedeutet werden — um nur die dem Verächter Gottes drohende Vergeltung aus dem Wege zu räumen, — so gäbe es freilich keine bestrafte verruchte Geister mehr, aber dann müßte auch das Kapitel von der Gerechtigkeit Gottes aus Christi Worten gänzlich ausgestrichen werden. Doch ferne sey diese unerhörte Verwirrung religiöser und sittlicher Gedanken, welche jedem Leichtsinn das große Thor öffnet, und dieses Unglück von der Christenheit! —

Endlich widerstreitet es auch unsern Ideen von einer Erziehung, die der Schöpfer freien Geistern angedeihen läßt, anzunehmen, daß er die Folgen ihres Ungehorsams und ihrer Unthaten, und ihr strafendes Gewissen urplötzlich im leiblichen Tode wegnehme. Das hieße diese Geister verwandeln oder vernichten. Nein, als ein solcher mattherziger Erzieher ohne Zweck und Ziel kann Gott nicht gedacht werden, der den Menschen, sein Ebenbild, und als solches zur Heiligkeit fortschreitendes Wesen für die Erde und zur Ewigkeit berufen hat. Unsere Sonnenwelt, in der wir wahrscheinlich unsere nächste höhere „Leiblichkeit" empfangen werden, wird also auch noch lange als von vielen bösartigen Menschengeistern bewohnt angesehen werden müssen.

Ist es nicht nach unsern täglichen Erfahrungen an verhärteten Bösewichtern weit glaublicher, daß solche versunkene Geister die ihnen aus eigener Schuld eingewurzelte Lust am Bösen und ihren Missethaten mitgenommen und dort wer weiß wie lange darin beharren werden? Sie vernichten, wie viele Pantheisten wollen, können und dürfen wir nicht, ohne uns selbst als freien Geistern ein schlimmes Urtheil zu sprechen. Sie mit der Gottheit als einen ergänzenden Theil seines Wesen vereinigen, ist ein seinem heiligen Wesen widerstrebender Gedanke.

Christologisches, Kosmologisches und Pneumatologisches.

In dem homiletischen Korrespondenzblatt von 1837 Nro. 36. ff. werden unter dem Artikel „Kritische Beleuchtung des Lebens Jesu von Dr. Strauß“ einige theosophische Lehren und Behauptungen eingestreut, welche der Berichtigung zu bedürfen scheinen. Zuerst heißt es:

„Seite — — spricht Herr Strauß von der Anselm'schen und zugleich kirchlichen Lehre über den Versöhnungstod Christi. Wir bemerken, daß wir die Ansichten der orthodoxen Kirchenlehrer in Absicht auf dieses Dogma nicht theilen, und zwar aus Gründen, die sowohl in der heiligen Schrift als in der Vernunft enthalten sind. Daraus aber, daß Hr. Str. und die Rationalisten das Anselm'sche System als unvernünftig darstellen, folgt keineswegs, daß die Lehre, welche die heilige Schrift über den Tod Jesu enthält, nicht mit der Vernunft in Uebereinstimmung gebracht werden könne.“

Viele Theologen nämlich wollen noch immer die Genugthuungslehre — nachdem es einmal Ton geworden — als eine persönliche Ansicht des Anselmus, welchem von da an die kirchliche Orthodoxie gefolgt sey, beseitigen; was aber dieser Erzbischof von Canterbury († 1109) in seiner Schrift: **Cur Deus homo** von dem Versöhnungstode Christi wider die Bibel gelehrt hätte, was daher aus Gründen der heiligen Schrift und, wenn diese zu Grund gelegt wird,

der Vernunft unstatthaft wäre, das hat weder der Verfasser zu zeigen sich angeschickt, noch irgend ein späterer Kirchenlehrer darzuthun vermocht. Es wird daher dasselbe Wort von der Versöhnung, das nicht von Anselmus, sondern von dem Herrn und seinen Aposteln herrührt, ewig unerschüttert bleiben; es wird ein Prüfstein der Aechtheit jedes theologischen Systems und zugleich ein Stein des Anstoßes bleiben, an welchem die Weisheit derer, die ihn verkennen, auch in andern Punkten Schaden nehmen wird. Der Verfasser äußert sich in einem folgenden Blatt (Nro. 42.) etwas näher über seine eigene Ansicht, und zwar auf eine Weise, wonach in Uebereinstimmung mit den Ansichten Lavaters, Menkens und Andrer die Satisfaction hinter der Regeneration verschwindet. Denn es heißt da, nachdem gesagt ist, nicht der leibliche, sondern nur der geistige Tod sey die eigentliche Strafe für die Sünde der ersten Menschen (was beides jedoch weder in der heil. Schrift getrennt, noch wirklich trennbar ist):

„Der leibliche Tod, so wie überhaupt alle physische Uebel, welche in Folge des Falls der ersten Menschen über die Menschheit verhängt worden sind, sind nichts Anderes" (diese Ausschließlichkeit ist auf keine Art erweislich) „als Mittel in der Hand Gottes, das Abhängigkeitsgefühl in dem Menschen und eben damit die Sehnsucht nach dem verheißenen Unsichtbaren und besonders nach einer persönlichen Verbindung mit dem unsichtbaren Gott — rege zu machen, und dadurch die Wiedergeburt, nicht nur der Menschheit, sondern auch aller freien Kreaturen, und somit die Aufhebung der eigentlichen Strafe für die Sünde, nämlich des geistigen Todes, vermittelst der von Gott veranstalteten Erlösung durch Jesum Christum zu bewirken, worin der Tod des Erlösers, welcher durch den über die Menschheit verhängten physischen Tod bedingt wurde, eine Hauptsache" (welche?)

„und zwar die Bedingung seines **verklärten menschlichen Lebens** zur Rechten Gottes ist."

Wie einseitig diese Auffassung der „Erlösung" ist, welche nach der heil. Schrift einen zusammengehörigen zwiefachen Sinn hat, nämlich die Bezahlung der Schuld und das neue Leben, wäre leicht ausführlich darzuthun. Der Verfasser ist aber auch darin irre, daß er ebendaselbst (S. 660.) die Sünde als in dem freien Willen selbst liegend, mithin auch dem Adam vor dem Fall inwohnend vorstellt, anstatt daß darin blos ihre Möglichkeit beruht; und daß er behauptet, Gott habe, „damit die Sünde in ihrer Verderblichkeit und Verwerflichkeit erkannt und offenbar würde," nicht nur die Uebertretung des Gesetzes nicht verhindert, was er so leicht gekonnt hätte, sondern vielmehr durch die „Erschaffung des „Giftbaumes," sowie durch die Gebung des Gesetzes die eigentliche Veranstaltung getroffen, daß die ersten Menschen von dem Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen gegessen, und dadurch nicht nur dem geistigen, sondern auch dem leiblichen Tod unterworfen worden; die „von Gott veranstaltete äußere Uebertretung des Gesetzes" sey nicht die eigentliche Sünde der ersten Menschen gewesen, sondern nur die Offenbarung derselben — wonach der Verfasser auch die Worte (Röm. 5.): „durch einen Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen," seltsam genug also commentirt: „d. i. hat äußerlich hervorzutreten angefangen; denn wäre das Böse nicht in ihm gewesen, so hätte es auch nicht sich offenbaren können." Mit diesem Allen macht er nicht nur Gott zum Urheber der Uebertretung, sondern auch zum Schöpfer des Bösen, und verwechselt die Sünde mit der Willensfreiheit, indem er noch insonderheit die Worte jener Stelle: „weil sie alle gesündigt haben" oder „weil sie alle selber Sünder sind," so erklärt: „weil, unabhängig von Adam, die Sünde auch in ihnen, in ihrem freien Willen ist." Es ist aber vielmehr zu behaupten, daß die Sünde in ihrem gebundenen Willen ist.

Allein von der (wiewohl besiegbaren) Bindung des Willens durch die Erbsünde hat der Verfasser auch keine klare Vorstellung, indem er leztere bald behauptet, bald läugnet; denn er sezt unmittelbar darauf hinzu:

„Hiedurch wird nun das in der heil. Schrift ausdrücklich behauptete angeerbte Verderben durchaus nicht geläugnet, sondern vielmehr erklärt und Gott darüber gerechtfertigt. Denn Gott ist, wie schon oben angedeutet wurde, darum gerecht, daß er den geistigen Tod, als ein sich fortpflanzendes Verderben über alle Menschen verhängt hat, weil dieser ein Zustand ist, der der freien Verkehrtheit Aller gemäß ist, an welcher Verkehrtheit Gott ein gerechtes Mißfallen hat, ja welcher er vermöge seiner heiligen Liebe zürnt. In dieser Hinsicht heißen die Menschen (Eph. 2.) Kinder des Zorns von Natur, weil sie es sind. Ferner wird der in der orthodoxen Kirche stattfindende unvernünftige Begriff der Erbsünde hinweggeräumt, welcher darum unvernünftig ist, weil die Sünde, als solche, nur Sache des freien, individuellen Willens und mithin nicht in dem Sinn, in welchem die christliche Kirche dies behauptet hat, geerbt seyn kann."

Von dieser Gerechtigkeit Gottes, welche erst den geistigen Tod und das Verderben verhängt, und zwar aus dem Grunde, weil es der „freien Verkehrtheit" Aller gemäß ist, und dann doch darüber zürnt, und wie man nach solchen Widersprüchen die christliche Kirche dennoch der Unvernunft beschuldigen kann, verstehen wir nun nicht das Mindeste; uns dünkt vielmehr, die rechtgläubige christliche Kirche, die den Geist der Verheißung hat, lehre in diesem Stück höchst folgerecht, biblisch, naturgemäß und vollkommen vernünftig, der Verfasser aber nicht.

Indessen sind seine Ideen in andern Stücken ganz oder theilweise richtiger. Er sagt (S. 568.):

„Die ganze von Gott geschaffene Welt besteht aus zwei Theilen, Himmel und Erde (vergl. 1. Mos. 1, 1.).

der Erde, welche alles Sichtbare, und zwar, außer dem eigentlichen Erdball, auch den die Erde umgebenden Luft- und Sternenhimmel in sich begreift, schreibt man Materialität zu, im Gegensatze gegen den (1. Mos. 1, 1.) erschaffenen Himmel, welcher von dem (1. Mos. 1, 8.) genannten, zum Sichtbaren oder Materiellen gehörenden Himmel wohl zu unterscheiden ist, und das immaterielle Unsichtbare in sich begreift. Der (1. Mos. 1, 1.) genannte Himmel muß nun als ein im Gegensatz gegen die Erde zwar immaterieller, aber doch real-geschaffener, d. i. in Zeit und Raum wirklich vorhandener Ort gedacht werden, weil nach einer richtigen Idee des Endlichen alles Erschaffene in Zeit und Raum vorhanden seyn muß. Und eben so müssen die Bewohner des immateriellen, unsichtbaren Himmels, zwar im Gegensatz gegen die Bewohner der Erde als immaterielle, jedoch als geschaffene, d. i. in Zeit und Raum wirklich vorhandene Wesen, also als immaterielle Gestalten gedacht werden."

Es ist ganz richtig, daß das Wort Himmel in verschiedenem Sinne genommen wird und darunter (1. Mos. 1, 1.) vor allem Andern die erschaffene unsichtbare Welt zu verstehen ist. Aber auch die Erde gehört gewissermaßen dahin, weil es sehr verschiedene Erden gibt, und ebenso haben die Wörter Materie, immateriell, unsichtbar, Zeit und Raum, je nach ihren Beziehungen und Gegensätzen, gar mancherlei Bedeutung. Man denke nur an die Unsichtbarkeit der materiellen atmosphärischen Luft, und wie solche gleichwohl unter gewissen Bedingungen (z. B. der warme Hauch in der Kälte) sichtbar wird. Dieselbe Luft ist immateriell gegen das Wasser; Zeit und Raum aber sind so relativ, daß sie im Verhältniß zu unserer Welt, sofern sie der unsichtbaren Welt zukommen, wohl auch Ewigkeit und Raumfreiheit heißen können, aber auch dort verschiedene Stufen haben. Denn ohne Zweifel ist

der Erzengel Raumfreier als niedere geistige Wesen, die doch auch in der für uns unsichtbaren Welt leben. Der Verfasser fährt fort:

„Der immaterielle Himmel ist zum Offenbarungsorte des unendlichen Gottes für die vernünftigen Geschöpfe, d. i. als derjenige Ort geschaffen worden, an welchem der seinem Wesen nach unendliche, und darum für alle immaterielle wie materielle Geschöpfe unsichtbare und unbegreifliche Gott seine heilige Gegenwart durch angemessene Symbole offenbart, also auf eine für die Natur der endlichen Wesen gemäße Weise in Zeit und Raum, d. i. in einem Bilde, und zwar — — in einem endlich-persönlichen Ausdruck oder Wesen sich offenbart. Dieser persönlich-erschaffene aber immaterielle Ausdruck des persönlich-unendlichen Gottes ist der im neuen Testament sogenannte Sohn Gottes, Jesus Christus, in Beziehung auf welchen ein zweifaches Seyn, nämlich ein absolut unsichtbares, unendliches, göttliches und eine zum Zweck der Offenbarung des Unendlichen für das Endliche geschaffene, immaterielle Natur wohl unterschieden werden muß."

Hiegegen ist mit Recht nichts einzuwenden. Denn obgleich der Sohn auch nach seiner göttlichen, allem Geschöpf unbegreiflichen Natur der Ausdruck des väterlichen Wesens ist, oder „dessen ihm anschauliches Selbstbewußtseyn" *); so nennt doch die heil. Schrift in der andern Beziehung den Sohn gewissermaßen selbst ein Geschöpf, nämlich nach seiner Form oder Erscheinung für das Endliche, die aber mit dem Ewigen, Unendlichen oder Unsichtbaren gemein hat, daß sie, wenigstens vor ihrer Vereinigung mit dem Menschen Christus, keiner starren Dauer der Förmlichkeit, wie andere Geschöpfe, unterworfen war. Denn so sagt der Apostel zwar von dem Sohn, zunächst in seiner gezeugten, aber unerschaffenen Form: „Im Anfang

*) S. v. Meyers Glaubenslehre. S. 72.

war das Wort und das Wort war bei Gott;" aber der andre: Er ist „der Erstgeborne aller Kreatur" (Coloss. 1, 15.), und er selbst nennt sich den „Anfang der Kreatur Gottes" (Offenb. 3, 14.). Aber diese Ausdrücke sind so gewählt, daß sie eben sowohl die ewige Zeugung, als die Schöpfung, daß sie eine Mittelstufe zwischen beiden, und vielmehr den Grund der Dinge als eine eigentliche geschöpfliche Natur bezeichnen, deren Urheber er erst ist.

„Der Sohn Gottes, nach seinem unerschaffenen, göttlichen Wesen im A. Test. Jehova, im N. der Logos genannt, ist — der Schöpfer der ganzen Welt. Von ihm wurde zuerst der immaterielle Himmel mit seinen Bewohnern und hernach die materielle Erde mit ihren Bewohnern, und zwar die leztere zu einem Abbilde des Himmels, geschaffen, worüber nach Hiob 38, 4—7. die Morgensterne (worunter offenbar vernünftige Kreaturen, nämlich die Engelfürsten unter den himmlischen Bewohnern verstanden werden müssen) mit einander Gott lobten, und alle Kinder Gottes (worunter überhaupt die heiligen Engel im Himmel zu verstehen sind) jauchzten. Die ersten Bewohner waren nicht die Menschen, sondern der Satan mit seinen Engeln, welcher von Gott zum materiellen Abbilde von jenem im Himmel vorhandenen immateriellen Urbilde des unendlichen Gottes und mithin als der Fürst (vergl. Johannes 12, 31. K. 14, 30.), ja gleichsam als der Gott der Erde, geschaffen worden war, um den übrigen, ihm untergebenen, vernünftigen Wesen auf Erden, seinen Engeln, das zu seyn, was der Sohn Gottes den Bewohnern des Himmels war. Die materielle Erde stand nach ihrer Schöpfung, so wie auch später (vergl. Hiob 1, 6. K. 2, 1.), mit dem immateriellen Himmel in der genauesten Verbindung, und Satan, der Gott der Erde, sollte diese nicht unabhängig von Gott regieren, sondern in Abhängigkeit."

Hier ist nun Einiges offenbar unrichtig. Der nach-

herige Satan, oder der Widersacher vor seinem Fall, war nebst seinen Engeln so wenig materiell, als er es noch jezt ist, war auch nicht auf eine materielle Erde gesezt, welche erst später in Folge seines Falls entstand und erbaut wurde, worüber denn nach der Rede Gottes bei Hiob die himmlischen Heerschaaren (einschließlich der Bewohner der obern Sternwelten) frohlockten. Helel oder Lucifer (Jesaj. 14, 12.), der nachherige Satan, war in seinen Himmel gesezt, aus dem er herabfiel *), von dem wir uns jezt keine Vorstellung machen können, der aber den Raum unsers jetzigen Sonnensystems einnahm und durch seinen Sturz chaotisch wurde. Aus diesem Chaos erst stieg unser näheres Weltgebäude und in ihm diese materielle Erde auf, und von dieser ist bei Hiob die Rede. Satan heißt eben deßwegen, aber auch in anderm Bezug, der Fürst, nicht der Erde, sondern dieser Welt, gleichsam ironisch, weil er seine verlorene Herrschaft über das große Revier, das sein war, wieder zu erringen trachtet. Er kann auch als „Morgenstern" unmöglich geringer gewesen seyn, als die in ihrer Heiligkeit und Abhängigkeit von Gott verbliebenen himmlischen Engel; denn jenen Namen legt sich der Sohn Gottes selber bei (Offenb. 22, 16.), und er bezeichnet etwas Uranfängliches, woraus zu schließen, daß Satan das erste und vornehmste englische Geschöpf war, das eben seiner großen Herrlichkeit wegen sich dem unerschaffenen Morgenstern, dem Sohn Gottes, nicht unterordnen wollte, wie in Folgendem richtig gesagt wird:

„Satan sollte daher, wie die heiligen Engel im Himmel, in dem Sohne Gottes Gott erkennen und verehren, und diese Erkenntniß den ihm untergebenen Engeln auch mittheilen, und daher glauben, daß zwischen ihm selbst und dem im Himmel sich befindenden göttlichen Eben-

*) Er fiel nämlich in dessen umgekehrtes, durch seinen Widerspruch geoffenbartes, finsteres Centrum hinein.

bilde der Unterschied sey, daß der Sohn Gottes mit Gott persönlich Eins, und mithin nicht bloß wie Satan ein geschaffenes Wesen, sondern zugleich der unerschaffene, ewige Sohn des ewigen Vaters sey. Allein Satan glaubte nicht, daß die Gottheit in Ein Exemplar ihre ganze Fülle ausschütte und gegen die Andern geize, sondern in der Mannigfaltigkeit von Exemplaren, die sich gegenseitig ergänzen, liebe sie ihren Reichthum auszubreiten."

Wenigstens hielt er sich, den so Herrlichen, für das gleichberechtigte Gegenstück.

„Daher verweigerte Satan den Glauben an den Sohn Gottes, sowie auch den Gehorsam gegen denselben, und fiel, wie aus Jud. 6, 2. Petr. 2, 4. zu schließen ist, von dem wahren Gott, der durch seinen Sohn sich offenbart, ab, in Folge welches Abfalls sein Fürstenthum, die Erde, ein Chaos wurde (vergl. 1. Mos. 1, 2.)."

Nicht die Erde, sofern darunter unser Erdball verstanden wird, sondern unsere Region im Universum.

„Das durch den Satan entstandene Chaos ordnete Gott in sechs Tagen, wie Moses berichtet, zu einem neuen Wohnplatze für das Menschengeschlecht."

Nicht allein, sondern für das Adamische Geschlecht nur diesen unsern Erdball, der ungefähr in der Mitte der planetarischen Bahnen die gleichfalls aus dem Chaos geschiedene und geformte Sonne umkreist.

„Die Menschen sind als persönliche Wesen mit Organen, Körpern, aus der dichtern Materie der Erde geschaffen worden, während Satan und seine Engel aus den feinsten, ätherischen Stoffen der Erde geschaffen worden waren, und darum den Menschen unsichtbar sind, wie die Luft."

Vielmehr wurde Adam aus dem feinsten irdischen Stoff erschaffen, den Moses den Staub (gleich Stoff) oder Auszug aus der Erde nennt; nicht aus einem „Erdenklos,"

gleich den Thieren, und zwar den Vierfüßern, deren Ebenbild er seit seinem Fall an sich trägt, und nicht mehr die Aehnlichkeit seines Schöpfers. Satan und seine Engel aber waren einfache Lichtwesen, wie die Engel überhaupt, nicht aus Geist, Seele und Leib wie der Mensch bestehend; von Erdstoffen kann bei ihnen nicht die Rede seyn.

„Sie können jedoch für die Menschen in gewissen Fällen sichtbar werden, wenn nämlich Satan und seine Engel entweder in sinnlich sichtbare Wesen sich begeben, d. i. von Menschen u. s. w. Besitz nehmen, oder mit Gestalten, aus sichtbar ätherischen Stoffen gebildet, sich umgeben."

Bei Besitzungen nur der Wirkung nach; aber noch auf eine dritte, durch Oeffnung des andern Gesichts im Menschen, mittelst dessen er das ihm sonst Unsichtbare sieht.

„Der Aufenthalt des Satans und seines Reichs ist, wie aus Eph. 2, 2. K. 6, 12. zu schließen ist, der nach 1. Mos. 1, 7. geschaffene Lufthimmel (das Firmament, ha-rakia)."

Diese Annahme ist unvollständig. Nach Luc. 8, 31. 2. Petr. 2, 4. und andern Stellen gibt es auch Teufel in der Tiefe, im Abgrund der Erde, und zwar die dort gebunden sind. — Im Folgenden heißt es, der Satan sey aus den feinsten materiellen Stoffen der Erde zum Bilde Gottes erschaffen worden, und so auch der Mensch aus den grobmateriellen Stoffen der Erde sowohl nach als auch zum Bilde Gottes geschaffen. Inzwischen war das Bild Gottes im großen Lichtengel, dem nachherigen Satan, von dem im Menschen sehr verschieden. Dann heißt es, der Hauch, welchen Gott der materiellen Menschengestalt eingeblasen habe, sey ein zwar gleichfalls erschaffener, aber immaterieller Geist gewesen (ein persönlicher, selbstbewußter Geist ist nothwendig immateriell). Auch Satan und seine Engel seyen nicht aus materiellen Theilen allein geschaffen, sondern gleichfalls mit einem solchen immateriellen Hauche

versehen. Sie sind aber selbst ein solcher immaterieller Hauch, wie alle Engel (vergl. Hebr. 1, 7.), nämlich ein andrer, und zwar geringerer, als der den Menschen eingehauchte göttliche Geist, der jezt so tief in ihm verschlossen ist, und außer welchem er eine von diesem Geist lebendig gemachte Seele als das Mittelglied zwischen Geist und Körper besizt. Dann sagt der Verfasser weiter:

„Stirbt nun ein Mensch, so geht der immaterielle Geist aus der grobmateriellen Hülle aus, und tritt in das ätherische Luft- oder Todtenreich ein, welches rings um den Erdball herum sich befindet, mit der Erde auf's genaueste verbunden ist, und im A. Test. der Scheol, im N. Test. der Hades genannt wird."

Weder im A. noch N. Test. wird der Scheol oder Hades geradezu in die Luft gesezt, sondern vornehmlich in den Abgrund der Erde; womit nicht geläugnet werden soll, daß er auch in den verborgenen Raum der obern Luft hinaufreiche. Wenn Saul durch die Zauberin den Geist Samuels berufen läßt, so heißt es nicht, er sey aus der Luft heruntergekommen, sondern sie sieht ihn aus der Erde heraufsteigen (1. Sam. 28, 13.). Die Seelen, denen ihre Bleibstätte in unserer athmosphärischen Luft angewiesen ist, können wohl unglücklicher seyn, als die unter der Erde ruhen, und nähern sich daher den Menschen, um durch ihre Fürbitte oder sonstigen Handlungen erlöst zu werden. — Der Verf. sagt ferner, die Glaubigen kommen in das Paradies, einen Ort, der im Todtenreich nach Luc. 16, 23. der höchste, und dem Satan und seinen Engeln und denjenigen Menschen, welche während ihres Erdenlebens oder auch nach dem Tode durch den Glauben an Jesum nicht wiedergeboren werden, unzugänglich sey (vergl. 1. Mos. 3, 24. Luc. 16, 26.); denn auch im Tode werde denen, welche hier keine Gelegenheit gehabt haben (nach Joh. 5, 28.), die Stimme des Sohnes Gottes, das Evangelium

verkündigt. Mit dem Allen kann man wohl einverstanden seyn; aber nicht mit dem, was folgt.`

„Von der Erde nun wurde, weil nach 1. Mos. 3, 23. 24. Adam aus dem Paradies verstoßen worden war, dasselbe hinweggenommen, und in das ätherische Luft= oder Todtenreich versezt durch die Allmacht Gottes, welche die Verwandlung aus dem materiell=Sichtbaren in das materiell=Unsichtbare bewirkte."

Dafür gibt es keinen Beweis, vielmehr scheint das materiell=unsichtbare Paradies in höhern Regionen gleichzeitig mit dem materiell=sichtbaren vorhanden gewesen zu seyn, und hierin keine Versetzung noch Verwandlung außer der des ersten Menschenpaars Statt gehabt zu haben, welche von nun an weder die nächste noch die folgenden Stufen des Paradieses beschreiten konnten. Es heißt ferner:

„Den Frommen, deren Wille während dieses Lebens auf Erden oder auch im Todtenreich wiedergeboren wird, gibt Gott nach dem Tode einen neuen Leib zum Eintritt in das Paradies, welcher paradiesische Leib bei der Auferstehung abgelegt und mit dem Auferstehungsleibe vertauscht wird."

Zunächst möchte sich nur die atomistische Seelenhülle, der Nervengeist, an ihnen veredeln und verklären; auf der höchsten Stufe des Paradieses aber könnte dieser, wie mit dem Herrn geschah, den künftigen Auferstehungsleib schon anziehen; denn mit dem verwandelten Leibe stand Christus, der bisher im Paradiese war, von den Todten auf. Abgelegt wird jene verklärte Hülle wohl eigentlich nicht, sondern überkleidet.

„Mit dem paradiesischen Leibe sind die Menschen im Stande, die Früchte des Paradieses zu genießen, und so, wiewohl auf eine ihrem neuen Zustand angemessene Weise, die gewohnten Bedürfnisse des materiellen Lebens zu befriedigen; wobei jedoch bemerkt werden muß, daß

das Geschlechtliche, wie bei dem künftigen Auferstehungs-leibe (vgl. Matth. 22, 30.) wegfällt."

Daß die seligen Seelen im Paradies wirklichen Genuß haben, ist unstreitig anzunehmen; worin aber dieser oder die paradiesischen Früchte bestehen, schwer zu sagen. Ihre sonstigen Bedürfnisse aber können kaum in etwas Anderm als in der reinsten Liebe und Weisheit und in deren Wachsthum bestehen.

„Alle diejenigen aber, welche nicht wiedergeboren werden, empfangen nach dem Tode den neuen, paradiesischen Leib nicht, und befinden sich daher nicht nur in einem peinlichen Zustand überhaupt, weil ihr immaterieller Geist, der im Todtenreich, wie auf Erden, einer materiellen Hülle bedarf, diese entbehren muß; sondern sie werden noch überdieß in dem Grade Qual und Pein leiden, in welchem sie während ihres Erdenlebens sinnliche Bedürfnisse sich angewöhnt haben, dieselben aber, weil sie in das Paradies nicht eintreten können, nicht zu befriedigen vermögen."

Eine Hülle, ein Eidolon, einen Schattenleib, haben auch die unseligern Abgeschiedenen, und sehnen sich allerdings nach einem materiellen Körper, um ihre gewohnten sinnlichen Begierden zu befriedigen, empfinden auch nach mehreren Stellen des N. T., vermöge des Grobmateriellen, das ihnen noch anhängt, Hitze und Kälte, Hunger und Durst, je nach dem Grad ihres sündigen, daher unglücklichen und verworfenen Zustandes.

„Bis auf Christus waren alle Menschen, welche gestorben sind, im Todtenreich, den Henoch, Moses und Elias ausgenommen, von welchen die Schrift eine frühere Auferstehung und Erhebung in den Himmel andeutet. Satan aber, als der Gott der Erde und Beherrscher der Menschen (insofern nämlich die Menschen durch die Sünde freiwillig dieser Herrschaft des Satans sich unterwerfen), widersezte sich, wie aus Jud. V. 9. zu schließen

ist, der frühern Erhebung jener drei genannten Heiligen in den Himmel. Aber um besonderer Zwecke willen, mithin ausnahmsweise, konnte er es nicht hindern."

Hier stehen wir an einem sehr räthselhaften Punkt. Henoch, Moses und Elias können nicht wohl zur eigentlichen Auferstehung gelangt seyn und den Leib der Auferstehung angezogen haben vor Christo, dem Erstling der Auferstehung (1 Kor. 15, 23.), so daß sie seinem verklärten Leibe ähnlich geworden wären (Phil. 3, 21.). Wohl aber mögen sie zu einem Mittelstande gelangt seyn, zu einem unsterblichen Leben, dessen Ort und nähere Beschaffenheit uns unbekannt ist, mittelst einer Verwandlung ihres Körpers, die schon paradiesisch heißen kann. Denn das Paradies hat, wie schon bemerkt ist, seine Stufen. Die Verwandlung Christi auf dem Berge stimmt allerdings dazu; denn nach Luc. 9, 31. erschienen auch Moses und Elias „in Klarheit." Es ist aber nach Hebr. 11, 23. noch ein Unterschied zwischen der Gemeine der Erstgeborenen, wozu jene damals gehörten, und den Geistern der vollendeten Gerechten. — Der Verf. sagt nun ferner, durch den Sohn Gottes sey die Gewalt des Satans über die Menschen zuerst gebrochen worden, indem er nach Hebr. 2, 14. darum ein niedriger Mensch geworden, um als der Stärkere den Starken zu überwinden.

„Jesus selbst bezieht nach Joh. 12, 31. K. 14, 30. K. 16, 11., den Zweck seines Leidens und Sterbens auf ein Gericht, das bei seinem Tod über den Satan ergehe. Der Tod Jesu übte daher die Macht über den Satan aus, daß dieser nicht nur an Jesus keine Ansprüche machen konnte, sondern auch nach Hebr. 2, 15. diejenigen, welche von Anfang an im Paradies auf Jesum als ihren Erlöser gehofft hatten, aus dem Todtenreiche entlassen mußte."

Eigentlich hatte er wohl auch an die, welche schon das Paradies oder dessen untere Stufen (den „Schooß

Abrahams") beschritten hatten, keinen Anspruch mehr und konnte sie nicht zurückhalten. Sie waren der Gewalt des Todesfürsten entrückt. Was der Verf. hier sagt, gilt vielmehr von den Seelen, die noch im Gefängniß, in den tiefern Orten des Todtenreichs weilten. Diese stiegen, durch den Glauben erneut und begnadigt, aufwärts, sofern sie die Verkündigung des Evangeliums aus dem Munde des Lebensfürsten, der in den Tod gegangen war, annahmen. Die Auferstehung Jesu aber brachte für die Paradiesischen erst die Auffahrt in das höhere Paradies und den Auferstehungsleib mit. Denn auch die entschlafenen Heiligen, deren Leiber bei seinem Tode wach wurden, giengen nach der richtigern Abtheilung und Auslegung von Matth. 27, 52. 53. erst nach seiner Auferstehung aus den Gräbern hervor.

„Jesus war von seinem Tod bis zu seiner Auferstehung im Paradies, und hatte den paradiesischen Leib."

Vielmehr die paradiesische Seelenhülle; auch war er nicht im Paradies allein, wie wir hernach sehen werden.

„Nach seiner Auferstehung ist Jesus auch, wie aus 1 Petr. 3, 18—20. hervorgeht, den Menschen außer dem Paradiese im übrigen Todtenreiche erschienen, um sich denselben als ihren allmächtigen Herrn und Richter zu zeigen, an dessen Evangelium die Menschen, wenn ihnen dasselbe auf Erden oder im Todtenreich verkündigt wird, glauben und dadurch wiedergeboren werden sollen."

Wobei die Anmerkung:

„Nach der hier citirten Stelle, auf welche sich die Lehre von der Höllenfahrt Christi gründet, ist diese Begebenheit nicht zwischen dem Tod und der Auferstehung, wie gewöhnlich geglaubt wird, sondern nach der Auferstehung geschehen; wie es heißt: nachdem Christus lebendig gemacht war nach dem Geiste, d. i. nachdem Christus auferstanden, aber auch dabei seinem Leibe nach in Geist verklärt worden war."

Was den gewöhnlichen Glauben von der Höllenfahrt Christi betrifft, so war er bisher oder früherhin kein anderer, als den der Verfasser lehrt. Er ist aber offenbar falsch, und erst in unsern Tagen hat man die Sache wiederum richtiger eingesehen. Die Petrinische Stelle sagt nicht, sein Fleisch sey in Geist verklärt worden; sie sagt, er sey getödtet nach dem Fleisch oder am äußern Menschen, aber nach dem Geist oder innern Menschen, der in den Tod, mithin in das Todtenreich gieng, sey er lebendig gemacht, oder bei Leben erhalten worden, und zwar durch eben den menschlichen Geist, welchen er sterbend in die Hände des Vaters befahl, und vielmehr durch den Geist seiner Gottheit, welcher ihm inwohnte, ihn aber zu seiner tiefsten Prüfung am Kreuze verlassen mußte. Dann heißt es, in diesem gottmenschlichen Geist, den er zu dem Ende wiedererhielt, sey er hingegangen und habe gepredigt den Geistern im Gefängniß; aber weder im alten Fleisch, noch in dem verklärten, allerdings geistigen Auferstehungsleib, von welchem er sagt: „Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben." Christus hat sich also nicht als Auferstandener, sondern als in den Tod gegebene, aber glorreich lebendige Seele den Abgeschiedenen in den tiefern Räumen des Hades gezeigt und ihnen Gnade verkündigt, wenn sie solche annehmen wollten, wie der neben ihm gekreuzigte Schächer, mit dem er dann sofort in die Räume des Paradieses emporstieg. Bestätigend hiefür, nämlich für die Niederfahrt vor der Erhöhung ist die Stelle Eph. 4, 8—10. „Darum spricht er: Er ist aufgefahren in die Höhe, hat das Gefängniß gefangen geführt, und hat den Menschen Gaben gegeben. Aber das: Er ist aufgefahren, was ist's (was sezt es voraus), denn daß er zuvor auch ist hinuntergefahren in die untersten Oerter der Erde? Der hinuntergefahren ist, das ist derselbige, der auch aufgefahren ist über alle Himmel, auf daß er Alles erfüllete." Das Hinunterfahren blaß bild-

lich von der tiefsten Demüthigung oder Erniedrigung zu deuten, verbietet besonders das Auffahren über alle Himmel im lezten Vers, das auch keinen bloß figürlichen Sinn hat, so wie die einfache Ansicht der ganzen Stelle, obgleich im vorherigen Zusammenhang die Demuth empfohlen, aber eben durch den Vorgang des Erlösers als Pflicht nachgewiesen wird. Denn in seiner Entkleidung, in dem wirklichen Eintritt seiner Seele in das Reich des Todes, wo er sich als den Geschlachteten zeigte, lag seine tiefste Erniedrigung, die aber durch die neue Belebung der Seele durch den Geist (ohne welchen jede Seele nur ein todtes, schlummerndes Traumleben hat) sogleich in die Erhöhung übergieng. Er predigte denn den Geistern, d. i. den zum Behuf klarer Besinnung mit ihrem Geiste belebten Seelen, im Gefängniß. Wir lesen ferner Röm. 10, 7.: „Oder wer will hinab in die Tiefe fahren? das ist Christum von den Todten holen." Mithin war Christus bei seinem Uebergang vom leiblichen Leben zum Tode nicht sogleich in der Höhe des Paradieses, sondern zuerst in der Tiefe des Hades.

Dieses und vielleicht noch Aehnliches wäre wider die Aeußerungen des Verfassers zu erinnern, der übrigens Mehreres in diesem Fach richtig erkannt hat, in andern Stücken aber, bei seiner entschiedenen Anlage zu freien theosophischen Forschungen, bessere Aufschlüsse abzuwarten gehabt hätte.

— y —

Die antimagische Wissenschaft.

Hr. J. U. Wirth (mir unbekannt) hat ein Buch geschrieben: „Theorie des Somnambulismus, oder des thierischen Magnetismus", worin er auf dem sog. wissenschaftlichen Standpunkt gegen die höhere Natur der Erscheinungen des Magnetismus und Somnambulismus, und insonderheit gegen Dr. Kerner zu Felde zieht. Gegen ihn hat Hr. N. Gerber (mir auch persönlich unbekannt) ein sehr klar und gründlich geschriebenes Werk gerichtet: „Das Nachtgebiet der Natur im Verhältniß zu Wissenschaft, Aufklärung und Christenthum, 1—3. Lieferung, wovon Schreiber dieses bis jezt nur die erste gesehen hat. Hr. Gerber läßt dem Hrn. Wirth alle Gerechtigkeit widerfahren, betrachtet aber vorn herein „das ganze Bestreben, auf wissenschaftlichem Wege, nämlich aus den uns bekannten Gesetzen der Natur, die Mysterien des Magnetismus zu erklären, für verfehlt", und widerlegt auf diese Weise das System, welches Hr. W. repräsentirt. Man kann höchstens an Hrn. G. tadeln, daß er die Ansicht des Somnambulismus, welche alles Unbegreifliche, Uebernatürliche, kurzweg läugnet und für Selbsttäuschung und Betrug erklärt, insonderheit die philosophische nennt, da sie nur einem andern Zweig der Philosophie, oder s. g. Wissenschaft, dem naturalistischen oder materialistischen, angehört. Ehedem nannte man nämlich Wissenschaft das positive Wissen, und sofern es die Uebernatur betraf, nannten es die alten

Orientalen Magie. Seit Ablauf des vorigen Jahrhunderts heißt Wissenschaft diejenige, von welcher Sokrates behauptet, daß sie nichts wisse, mit andern Worten, die fragende Philosophie, für die jeder Meister andre Antworten hat. Da diese Wissenschaft nun einsieht, daß sie mit ihrem inconsequenten und durch Thatsachen widerlegten Läugnen die glaubige, supernaturalistische Ansicht nur mehr bestätigt, so hat sie den Ausweg ersonnen, „durch gelehrte Theorien diese Erscheinungen in den Kreis unserer Naturgesetze herabzuziehen, und als etwas ganz Begreifliches darzustellen." Hiemit stellt sich Hr. G. in Opposition. Voran tritt die Hegelische Idee der Identität von Leib und Seele, wovon G. mit Recht bekennt, daß er nicht begreife, wie ihre Anhänger die Sache deuten, um dem Materialismus zu entgehen. Ich weiß auch nicht, wie ein Christ es damit vereinigen kann, wenn er von seinem Meister z. B. hört, es gebe Menschen, die den Leib tödten, aber die Seele nicht zu tödten vermögen, und so viel Anderes. Ist dieses, was Christus sagt, eine „vulgäre Ansicht", so wollen wir der vornehmen Ansicht der Wissenschaftler gleich vorweg Lebewohl sagen, weil hier das Vulgäre mit dem Göttlichen zusammentrifft. — Das Fernsehen soll nun nach Hrn. W. geschehen durch den „auf der Haut verbreiteten und in den Ganglien centralisirten Allsinn!" Die Fernwirkung ist dem Hrn. W. „rein undenkbar" (und doch ist sie wahr). Der Rapport mit seinen Folgen ist lediglich ein Abdruck des Magnetismus in die Somnambule, und zwar ein körperlicher; wobei Hr. W. die scharfsinnige Bemerkung macht, „der Grundsatz, der Geist könne ohne sinnliches Substrat wirken, führe zur Magie". Man weiß nicht, was er damit sagen will, und ob das heißen soll, die Magie sey ein Wahn? — Alles was die Schlafseherin weiß und sieht, kommt von ihrem Magnetiseur. Das Vorherwissen geschieht durch einen Rapport — ohne Rapport, und durch den Uebergang frem-

der Gedanken — in denen es nicht liegt. Der Somnambulismus ist bloß ein thierisches Leben des Gangliensystems. Ein Nachtgebiet, d. i. der Vernunft nach ihren sinnlichen Anschauungsgesetzen unbegreifliche Geheimnisse der Natur, gibt es nicht — denn die Hegelianer wissen Alles zu erklären, ihre Erklärungen ausgenommen (warum mußte doch der brave Hegel sich so versteigen, und Andre auf eine Leiter hinaufziehen, die keinen Widerhalt hat!). Die Somnambulen stehen in gar keinem Verhältniß zum Jenseits, und die Geister sind nur Produkte ihrer kranken Phantasie, die Erlösung derselben bloße Vorstellung von der verheißenen Sündenvergebung. Die Seherin von Prevorst ist „unter den Händen eines schwermüthigen Dichters und in das Heilige verzückten Philosophen zur melancholischen Schwärmerin geworden". Das Reden, Seufzen u. dgl. der Geister sezt eine menschlich-organisirte Kehle voraus (auch bei dem lieben Gott in der Bibel? wenn's kein Mythus ist), und das hörbare Auftreten, Rollen ꝛc. ein massiveres Organ als den Nervenäther (vermuthlich auch bei Sturm und Donner? was denkt sich denn Hr. W. unter dem Nervenäther?). Die fernstehenden Leser können jene wunderbaren Wirkungen nicht natürlich erklären (die nahestehenden Hörer noch weniger). Es ist verdächtig, daß die bedeutendsten Töne meist in der Mitternachtsstunde vorfielen, die Frau Haufe hat sie selbst hervorgebracht, um Aufsehen zu erregen, oder auch nur vorgegeben. Das Stöhnen des Geistes in das Ohr der schlafenden Frau Dr. Kerner kam von dieser selbst im Traum her, und war „gewiß nicht so ein schrecklicher Seufzer!" Die Frau H. hat die Leute mit ihrem magnetischen Phantasieleben angesteckt, und zwar durch Amulete. Es fehlt an Kritik (d. h. an Unglauben). Es soll der Frau H. nicht gerade absichtliche Betrügerei zur Last gelegt werden; sie gieng bei ihrem Streben, durch Geistererscheinungen Aufsehen zu erregen, bewußtlos, aber doch

schlau zu Werke (!). Sie hat in Abwesenheit der lauschenden Freunde dreimal an die Wand geklopft, und den Herbeieilenden aufgebunden, dieß habe so eben der Geist gethan. Kerners und manches Andern Phantasie ist geneigt, unwillkürlich zu dichten und Natürliches in's Geisterhafte zu steigern. Kerner und seine Umgebungen waren an diesen Geistererscheinungen schuld. Kerner sinkt zum gemeinsten Volksaberglauben herab. Kerner wittert immer Geister. Alle diese und andre, theils einander widersprechende, theils auch der materialistischen Weisheit innig verwandte Dinge lernen wir aus der „Theorie", die mit ihren Behauptungen überaus klug und doch unwissenschaftlicher ist, als irgend ein Ammenmährchen. Hr. S. hat es zur Genüge gezeigt, und das Mährchen sezt doch eine höhere Natur voraus.

Hier mag noch eine kleine Anekdote aus dem Leben stehen. Ich habe einen Mann gekannt — er war auch aus Würtemberg — der sagte einst in meiner Gegenwart mit bedenklicher Miene: „Der Magnetismus hat wirklich etwas auf sich; ich will aber nichts davon wissen, es könnte mich an meinem System irre machen." Das heißt mit andern Worten: Es gibt ein Ding, das die körperlichen Gegenstände sichtbar macht, Licht genannt, von dessen Daseyn ich selbst bei geschlossenen Augen einige Wahrnehmung habe; es ist mir aber bequemer, blind zu seyn, darum drücke ich die Augen fest zu, lege eine Binde darüber u. s. w. Oder was um nichts besser ist: Auf die sprechendsten Thatsachen baue ich, um sie zu begraben, eine felsenfeste Theorie — eigentlich aber ein Kartenhaus.

—y—

Ueber Herrn Professor Fischers zu Basel Kunst von Geisterglauben zu erlösen.

(Eine Mittheilung aus N. Gerbers Werk: „Das Nachtgebiet der Natur u. s. w." *).

Da Hr. Fischer in der Ankündigung seines Werkes versichert, daß schon das erste Bändchen (die erste Dosis) seiner Schrift, jedem, welcher gründlich von Geistern und Gespenstern erlöst seyn wolle, anempfohlen werden könne, indem diese Erscheinungen darin erklärt würden, so beeilte ich mich, es kommen zu lassen, indem ich feierlich versichern kann, daß auch ich zu denjenigen gehöre, welche von diesen Geistern erlöst zu werden wünschen, nicht als ob mich schon irgend einer beunruhigt hätte, denn ich habe noch nicht einmal einen Nebelstreif von einem Geist gesehen, sondern insofern auch ich mich freuen würde, wenn es der Wissenschaft gelingen könnte, uns eine haltbare Erklärung dieser Erscheinungen zu geben. Ich habe die Schrift des Hrn. Professor Fischer mit Vergnügen gelesen; sie ist mit Geist und Lebendigkeit geschrieben. Die Art, wie er den Somnambulismus vom Schlafwandeln an entwickelt, ist

*) Das Nachtgebiet der Natur im Verhältniß zur Wissenschaft, Aufklärung und Christenthum von N. Gerber. Mergentheim 1839. Verlag der neuen Buch- und Kunsthandlung

höchst anziehend, und ich habe manche neue Ansicht darin gefunden, für welche ich dem Verfasser dankbar bin. Nur die versprochene Erlösung von den Geistern habe ich nicht entfernt darin finden können, sogar noch weniger als in der Theorie des Hrn. Wirth, und andern längst herausgekommenen Schriften. Ich bedaure es, daß ich die Erscheinung der zwei andern Bändchen der Fischer'schen Schrift nicht abwarten kann, sondern schon jezt meine Ansicht darüber aussprechen muß, eben darum aber will ich mich auf die Hauptsache beschränken, und behalte mir vor, vielleicht in einer spätern Schrift das zu beurtheilen, was der Verfasser über Geistererscheinungen, Besessenseyn u. s. w. in dem ganzen Werke sagt.

Hr. Professor Fischer leitet den Somnambulismus von der, zur Seele gewordenen Lebenskraft ab. Es würde uns aber zu weit führen, wenn wir das, was wir dagegen zu erinnern haben, hier ausführlich entwickeln wollten, und bemerken daher nur, daß diese Lebenskraft, nach unserer Ansicht, so ungenügend ist, um diese Thatsachen begreiflich zu machen, wie der Wärme- und Ausdünstungsstoff des Hrn. Wirth, der Nervenäther, oder der Nervengeist, oder das Gehirn, oder die Krämpfe, durch welche Andere sie erklären wollten.

Doch Hr. Fischer scheint wenigstens die Visionen und Geistererscheinungen nicht sowohl aus der Lebenskraft, als vielmehr aus den Sinnwerkzeugen erklären zu wollen, indem er sie als Hallucinationen betrachtet. Diese Ueberzeugung macht ihn so sicher und beherzt, daß er keck mit der ganzen Geisterwelt in die Schranken tritt, indem er pag. 199. ausruft: „mit diesem Begriff der Hallucination gewaffnet, vermag uns keine übernatürliche Erscheinung mehr in Erstaunen, kein Gespenst mehr in Schrecken zu setzen; denn höchstens, wenn's nichts Natürliches ist, ist's Hallucination!" Zwei Seiten weiter fordert der Hr. Professor die Geister noch kecker heraus mit den Worten:

„nun mögen die Visionen und Gespenster kommen, wir staunen und erschrecken nicht, denn wir begreifen sie: „Troß dieser heldenmüthigen Sprache möchte ich es auf keine Probe ankommen lassen, ob der Hr. Professor nicht ein wenig erschrecken würde, wenn ihm ein solches Gespenst einmal unerwartet des Nachts vor das Bett käme! Hr. Fischer selbst führt einige Beispiele an, daß Männer, welche solche Erscheinungen nicht für Hallucinationen, sondern schlechtweg für Geister, sogar für den Teufel hielten, sie mit ruhigem, festem Muthe empfangen haben. Ja wer weiß, ob Hr. Fischer nicht mehr sehen würde, als er jezt denkt und glaubt, denn er sagt selbst pag. 232: „ein ruhiger, auf Geister gefaßter Gläubiger sieht viel weniger als ein Ungläubiger", denn es könnte leicht auch bei ihm der Fall seyn, was er an derselben Stelle bemerkt: „diese Unglaubigkeit, die sich so angelegentlich prononcirt, ist meist nur eine kümmerliche, angstvolle Nothwehr gegen den geheimen Gespensterglauben, der Empfindung", und so wäre es wohl möglich, daß auch die vermeintliche Waffe der Hallucination den Hrn. Verfasser im Stich lassen könnte.

Hr. Fischer beruft sich auf die Schrift von Dr. Hagen über die Sinnestäuschungen, welche wir bereits ebenfalls angeführt und ausführlich beurtheilt haben.

Eben aus jener Schrift aber wird Hr. Fischer gesehen haben, daß Dr. Hagen selbst gesteht und gründlich beweist, daß alle Hypothesen, durch welche man diese Hallucinationen zu erklären sucht, unhaltbar sind.

Nachdem Dr. Hagen die Unhaltbarkeit aller bisherigen Erklärungen auf eine unumstößliche Weise gezeigt hat, sucht er selbst die Sache als Krämpfe zu erklären, und dieser Meinung stimmt dann auch Hr. Fischer bei, und macht, wie Dr. Hagen, seine Leser darauf aufmerksam, daß sie selbst täglich solche Hallucinationen durch die Krämpfe hervorbringen können, welche z. B. in unserem Auge ent-

3 *

stehen, wenn wir in die Sonne blicken, oder einen Schlag bekommen. Ich glaube aber auch diese Krampftheorie der Hallucinationen so ausführlich widerlegt zu haben, daß ich es für unnöthig erachte, noch irgend etwas darüber zu sagen. Wenn daher Hr. Fischer ausruft: „nun mögen die Visionen und Gespenster kommen, wir erstaunen und erschrecken nicht, denn wir begreifen sie, es sind Hallucinationen!" so will er ein Räthsel durch ein anderes erklären, und so lang wir nicht begreifen können, was Hallucinationen sind, so sind wir im Verständniß noch nicht weiter gekommen, wenn man diese Visionen und Gespenster für Hallucinationen erklärt.

Uebrigens sind diese Hallucinationen ein sehr gutes Mittel, um jedem Menschen alles wegzustreiten, ja wir selbst sind nie sicher, ob das, was wir vor uns zu sehen glauben, etwas Mögliches ist, selbst wenn wir es sehen, hören, riechen, schmecken und betasten können, denn sobald wir uns den Fall denken, daß vielleicht alle unsre Sinnen zugleich halluciniren, so sind wir doch angeführt. Vor lauter Aufklärung stehen wir dann Beide auf demselben Punkt, auf welchem die Leute im 17ten Jahrhundert vor lauter Aberglauben stunden, daß wir nämlich nicht mehr recht wissen, was wir vor uns haben, weil damals der Teufel, heut zu Tage aber unsere Phantasie, die Lebenskraft, oder unsere Sinne durch Hallucinationen uns alle mögliche Blendwerke vorgaukeln können, ohne daß wir hinter die Wahrheit zu kommen vermögen. Horst führt ein merkwürdiges, auch von Hrn. Fischer aufgenommenes Beispiel an, mit welchem Starrsinn das Zeugniß der Sinne zum Schweigen gebracht wird, wenn es der herrschenden Meinung entgegen ist, und man etwas nicht glauben will. In dem Lindheimischen Hexenprocesse wurden 5—6 Weiber entsetzlich gemartert, weil sie bekennen sollten, ein vor kurzem gestorbenes Kind auf dem Kirchhof ausgegraben, und zu einem Hexenbrei verkocht zu haben. Sie gestanden

es. Der Gatte einer dieser Unglücklichen brachte es endlich dahin, daß das Grab des Kindes in Gegenwart des Ortsgeistlichen geöffnet ward. Man fand das Kind unversehrt im Sarge. Allein nun folgt erst das Unglaublichste, die Inquisition erklärte den unversehrten Leichnam für ein teuflisches Blendwerk und bestand darauf: weil sie es doch alle eingestanden hätten, so müßte ihr Geständniß mehr gelten, als der Augenschein, und man müsse sie zur Ehre des Dreieinigen Gottes, der die Zauberer und Hexen auszurotten befohlen habe, verbrennen, und sie wurden in der That verbrannt! Hätte dieser Inquisitor in unsern Tagen gelebt, so hätte er den unversehrten Leichnam für eine Hallucination aller Sinne erklären können, und mit der Hülfe des Rapports selbst den Umstand, daß alle das Gleiche sehen, gar wohl beseitigen können. Nach dem Geist jener Zeit aber mußte es ein Blendwerk des Teufels seyn. Zwischen diesem angeblichen Blendwerk des Teufels und unseren Phantasietheorien oder unsern modernen Hallucinationen aller Sinne weiß ich aber keinen Unterschied, als den, daß man im 16ten Jahrhundert das, was man nicht glauben wollte, dem Teufel zuschob, und heut zu Tage unserer Phantasie oder der Lebenskraft, oder den hallucinirenden Sinnen zuschreibt. In beiden Fällen ist es der entschlossene Wille, die herrschende liebgewordene Meinung, welche mit uns aufgewachsen ist, troß dem Zeugniß der Sinne, nicht aufzugeben, und obgleich ich weit entfernt bin, solche Blendwerke dem Teufel selbst zuzuschreiben, so möchte ich doch diesem alten Aberglauben vor unserer modernen Weisheit insofern den Vorzug geben, als sich leichter denken läßt, daß der Teufel, als unsere unschuldigen Sinnen, oder unsere Phantasie, oder wie man den Theil unseres Ichs nennen mag, uns solche Blendwerke sollten vormachen können.

Wenn man nun mit dieser Hallucination aller Sinne

auch noch vollends die Theorie der Ansteckung oder des Rapports verbindet, nach welchen ein Blendwerk der Sinne, welchem nichts Wirkliches entspricht, ohne unser Wissen und Zuthun auch in andern Köpfen sich fortpflanzen kann, so fällt damit, wie Hr. Fischer pag. 213. mit Recht sagt, die lezte Controlle der Wirklichkeit und Einbildung weg. Eben damit aber ist bewiesen, daß wir zu diesen Voraussetzungen nicht berechtigt sind, denn wo jede Controlle fehlt, ist auch kein Beweis möglich, und die Behauptung, daß bei einer Erscheinung Hallucination und Ansteckung stattfinde, kann nur ein Machtspruch seyn; denn diese Hypothese führt, wie Hr. Fischer selbst sagt, zu weit, indem sie uns die Sicherheit jeder sinnlichen Wahrnehmung raubt, weil da, wo auch die lezte Controlle zwischen Wirklichkeit und Einbildung weggefallen ist, gar kein Mittel mehr vorhanden ist, uns über die Realität einer Sinnenwahrnehmung Gewißheit zu verschaffen. Da haben am Ende doch die Idealisten Recht, welche schon längst behaupten, die ganze Außenwelt sey nur eine Hallucination unserer Sinne, und wenn Sonne, Mond und Sterne, und der Sessel, auf welchem ich sitze, nur Hallucinationen sind, so müssen es freilich die Visionen und Geistererscheinungen auch seyn.

Dieser Lehre von der Ansteckung ist aber Hr. Fischer sehr zugethan, obgleich die Wissenschaft noch gar keinen Beweis für diese Ansteckung vorgebracht hat: denn noch nirgends ist der Beweis geführt worden, daß da, wo mehrere Personen dieselbe Erscheinung sehen, dieses Schauen nicht von Einer unsichtbaren, äußern Ursache herrührt, oder daß und wie es möglich ist, daß das, was sich A. entweder einbildet, oder durch eine Hallucination der Sinne zu sehen glaubt, in die Köpfe von B. C. D. u. s. w. überspringen kann, wovon wir sonst gar keine Beispiele haben, ja nicht einmal das ist nachgewiesen, wie in A. selbst ohne äußere Ursache eine solche Täuschung entstehen kann. Die Erfahrung widerspricht dieser Ansteckungs-

theorie ganz entschieden, indem in den meisten Fällen, in welchen ein solcher Uebergang dieser Visionen nach psychologischen Gesetzen zuerst hätte erfolgen müssen, keiner statt fand, wo ich dieß an schon so vielen Beispielen gezeigt habe; da aber, wo er behauptet wird, ist er nicht bewiesen.

Wie merkwürdig war es für mich, daß Hr. Fischer die bekannte Geschichte, welche Stilling erzählt, in welcher auch der Säugling einer Frau Pfarrerin nach der glänzenden Geistererscheinung, welche sonst Niemand sah, das Aermchen ausstreckte und zu erkennen gab, daß es dasselbe sehe, was die Mutter als Beweis für diese Ansteckung anführt. Ich hatte dieß als den stärksten Beweis angeführt, daß hier eine äußere Causalität, sowohl auf die Mutter, wie auf den Säugling gewirkt haben müsse, indem das Kind doch nicht wohl das Aermchen nach dem Phantasiebild der Mutter ausstrecken werde. Hr. Fischer aber kehrt die Sache um und sagt: „Da sieht man den Rapport, da erkennt man ja deutlich, daß die Vision der Mutter auch auf das Kind übergeht.“ Das ist aber nichts als ein Machtspruch, wodurch weder bewiesen ist, daß die Mutter nur eine Hallucination hatte, noch daß diese auf das Kind übergegangen war. Die Erfahrung bestätigt auch diesen Rapport auf gar keine Weise, indem weder die körperlichen Empfindungen, noch die Gedanken und Gefühle von der Mutter auf den Säugling übergehen. Die Mutter kann das furchtbarste Zahnweh oder einen andern Schmerz haben, ohne daß das Kind auf ihrem Schoos etwas davon empfindet, sie kann weinen, in Verzweiflung seyn, während das Kind dazu lächelt, und man hat kein Beispiel, daß wenn die Mutter auch noch so lebhaft an den Vater denkt, diese gewiß gemüthliche Vorstellung in das Kind übergeht. Nur bei Geistererscheinungen findet man für gut, einen solchen Rapport anzunehmen, um ihre Objectivität bestreiten zu können.

Ist dieß bei Kindern schon undenkbar, so ist es noch

weit unbegreiflicher, daß solche Visionen sogar auf Thiere übergehen, wie dieß Hr. Fischer pag. 216 annimmt. Wir haben uns darüber schon ausgesprochen, und wer die verschiedene Organisation, den so unendlich großen Absprung der Intelligenz zwischen Thier und Mensch bedenkt, der wird es ganz unmöglich finden, daß ein Menschengedanke in den Kopf eines Thieres fahren könne. Weit entfernt, wie Hr. Fischer da, wo auch die Thiere die Wahrnehmungen vom Geisterwesen theilen, einen Beweis für einen solchen Rapport zu finden, sind mir solche Fälle nur die unumstößlichsten Beweise der Objectivität dieser Geister, und die Behauptung, daß die Vision des Reiters in den Kopf seines Pferdes oder Hundes, oder einer Kuh gefahren sey, einen mir neuen Beweis, an welche unglaubliche Dinge man glauben muß, wenn man nicht an Geister glauben will *)!

Hr. Fischer ergreift aber auch noch ein anderes Mittel, uns vom Geisterglauben zu erlösen, er bildet sich näm-

*) Man möge doch begreifen, daß das Schauen der Geister nicht mit dem gewöhnlichen Auge, sondern nur mit dem innern Auge geschehen kann, welches innere (magnetische) Schauen beim Erscheinen des Geistes (dem wirklichen reellen Daseyn) in Menschen, deren Organisation dazu fähig ist, durch einen Rapport, den der Geist sogleich mit solchen eingeht, hervorgerufen wird. Würde man Geister mit dem gewöhnlichen Auge sehen, so wären sie allen Menschen sichtbar, so nur solchen, deren Organisation sich zu einem solchen Rapport eignet. Es ist nun allerdings möglich, daß dieser Rapport vom ersten Seher auch auf einen zweiten dieses Rapports fähigen, z. B. bei Berührung, übergehen kann, deßwegen ist aber dadurch noch nichts gegen eine Realität eines solchen Schauens gesagt. Wenn ich einzig auch blos durch das Augenglas, das ein Anderer einen Augenblick vor sich hat, einen Gegenstand sehen kann, so ist dadurch noch nicht erwiesen, daß jener Gegenstand keine Realität habe und ich ihn nur sehe, weil der erste durch jenes Glas ihn zu sehen vermeint. — Ich glaube durch diese Aeußerung sowohl die Ansicht Hrn. Fischers, als Hrn. Gerbers berichtigt zu haben. Kerner.

lich eine eigene Knochentheorie aus. Drei in seiner Schrift angeführte Geistererscheinungen (254—57) erklärt er als Wirkungen von Knochen!! — Die erste ist die bekannte Geschichte in Pfeffels Garten zu Colmar. Der 18jährige Candidat Billing sieht an einer Stelle des Gartens eine weibliche Erscheinung, welche das Angesicht gegen das Städtchen Heiligenkreuz gerichtet hatte, die rechte Hand auf's Herz gelegt, die linke hängend. Wenn Pfeffel seinen Stock durch die Erscheinung schwang, so war es, wie wenn man mit einem Stab durch eine Lichtflamme fährt, die sich nach scheinbarer Trennung wieder vereinigt. Als er mit weitgeöffnetem Mantel die Stelle umfaßte, guckt sie zwischen seinen Armen aus dem Mantel hervor. Da der Seher nie an die Stelle selbst hingehen wollte, ergriffen ihn beide Brüder Pfeffel und schleppten ihn auf die Gespenster-Stelle, er zitterte aber und schrie so jämmerlich, daß man ihn loslassen mußte. Pfeffel ließ nun, ohne Wissen des Geistersehers, die Stelle aufgraben, und man fand ziemlich tief eine Kalkschichte, und unter derselben ein Gerippe in der Lage, daß es aufgerichtet das Antlitz gegen Heiligenkreuz gekehrt hatte. Das Grab wurde wieder zugemacht und geebnet, und als Billing drei Tage nachher wieder an die Stelle geführt wurde, gieng er ohne Scheu und Zittern darauf umher. Hr. Fischer fühlt nun wohl, daß diese Vision nicht die Wirkung der Ausdünstung dieses so tief in der Erde verscharrten Gerippes seyn konnte. Er nimmt daher seine Zuflucht zu einer Hypothese, welche mit der Theorie des Hrn. Wirth viel Aehnlichkeit hat (ohne sie zu kennen oder zu nennen), indem er glaubt, daß die Lebensatmosphäre (Ausdünstung) des Menschen, weiter gehe, als man glaubt, und auch den Boden unter den Füßen durchdringe, ungefähr wie der Metall- und Wasserfühler.

In diesem Fall aber würde Billing ganz einfach das vergrabene Gerippe gesehen oder sonst wahrgenommen haben, nicht aber eine weibliche Erscheinung gesehen haben,

wo keine war. Der Metallfühler glaubt das Metall durchaus nicht vor sich auf dem Boden zu sehen, sondern er fühlt nur, daß es in der Erde vorhanden ist. Hier fühlte aber Billing von dem Gerippe nichts, und sah dagegen eine Gestalt, wo nach der Versicherung des Hrn. Fischer nichts war, sonst hätte er nach dem Ausgraben des Gerippes auch bemerken müssen, daß es nicht mehr da sey, was durchaus nicht der Fall war, sondern er sah nur den Geist nicht mehr.

Wenn nach dem eigenen Geständniß des Hrn. Fischer dieses Gerippe auf materielle Weise durch die tiefe Erdschichte hindurch die Nerven des Billing nicht so angreifen konnte, um ihn so heftig zu erschüttern, so kann psychologisch eben so wenig erklärt werden, daß, wenn er nur die Nähe dieser Menschenknochen gefühlt, dieß ihn so furchtbar ergriffen hätte; denn ein verscharrtes Gerippe ist nichts so Furchtbares, daß er darüber so gezittert und geschrieen hätte.

Weder die somatische noch die psychologische Erklärung ist daher hier anwendbar. — Der zweite Fall ist eben so bekannt. Pastor Lindner erwachte einst mitten in der durch Mondschein erhellten Nacht, und sah an seinem Pult einen Pastor in Amtskleidung stehen. Er trug ein Kind auf dem Arm, ein anderes, etwas größeres stand ihm zur Seite, Pastor Lindner traut seinen Sinnen nicht, reibt sich die Augen, richtet sich im Bette auf und besinnt sich, ob er wache oder träume. Endlich wie er an seinem wachenden Gesicht nicht mehr zweifeln kann, ruft er aus: „alle guten Geister loben den Herrn!“ Darauf geht der erschienene Pastor auf ihn zu und bietet ihm die Hand, die er aber nicht den Muth hat, anzugreifen. Die Erscheinung wiederholt diese Einladung dreimal und verschwindet. Einige Zeit darauf erkennt der Pastor im Chore der Kirche das Porträt des ihm erschienenen Pastors und erfährt von einem alten Manne der Gemeinde, daß dieser Mann sein

Amtsvorfahr vor 40—50 Jahren gewesen und in dem Ruf gestanden, mit seiner Magd gelebt und etliche uneheliche Kinder mit ihr erzeugt zu haben, von deren Schicksal man aber nichts erfahren hätte. Nach einiger Zeit brach man einen Ofen im Pfarrhaus ab, und entdeckte unter demselben in einer Vertiefung Kindergebeine. Die Erscheinung war nie wiedergekehrt. Auch hier fühlt Hr. Fischer so stark, daß er mit der Knochentheorie nicht ausreicht, daß er die merkwürdige Erklärung beifügt: „unerklärlich wäre die Aehnlichkeit mit dem Porträt des Mörders, wenn Pastor Lindner dasselbe nicht vorher schon gesehen und keine Kenntniß von dem auf dem Manne ruhenden Verdachte gehabt hätte." Nun heißt es aber ausdrücklich, daß Lindner erst einige Zeit später das Bild im Chore gesehen und jene Geschichte erfahren habe. Weil nun aber Hr. Fischer selbst sagt, daß diese Geschichte nicht natürlich erklärt werden kann, wenn man den Verlauf der Sache läßt, wie er ist, so muß, nur damit sie erklärt werden kann, das Nachfolgende zum Vorhergegangenen gemacht werden. Hier ist mithin der Grundsatz geradezu ausgesprochen, daß, wenn eine Erklärung nicht zur Thatsache paßt, die Thatsache abgeändert werden muß. Wenn einmal dieses gewaltsame, willkührliche Verfahren erlaubt ist, so hört alle Wissenschaft und alle Geschichte auf. Wäre es aber wirklich so, daß Lindner das Porträt schon vorher gesehen und die Geschichte schon vorher gehört gehabt, so würde er schon in der Nacht, als er die Erscheinung hatte, die Aehnlichkeit mit dem Bilde erkannt haben und nicht erst später durch das Bild an den Geist erinnert worden seyn. — In der dritten Geschichte polterte und spuckte es in dem Stalle eines Pfarrhauses, welcher deßhalb verlassen worden war und aus welchem man nächtlicherweile eine Frauensperson in alterthümlichem Gewande mit einem Kübel in der Hand aus dem Stalle kommen und in dem vorüberfließenden Bach Kinderwindeln waschen sah. Ein Schwager des Pfarrers

hatte die Kühnheit gehabt, den Geist zu citiren. Gegen 12 Uhr stellte sich der Geist nicht nur bei ihm ein, sondern auch bei dem Ehepaar des Hauses. Die Thüre des Schlafgemachs gieng auf, es wehte ein heller Schein durch das Zimmer, und es gieng nun leisetretend auf das Ehebett zu. Die Frau rettete sich unter Decken und Kissen; der Mann dagegen fing unter Centnerlast zu keuchen an, raffte sich jedoch bald wieder auf und rief: „Pack' dich, du verfluchte Seele, an den von deinem gerechten Richter angewiesenen Ort," worauf es sich auf gleiche Weise entfernte. Der Pastor ließ den Stall bis auf den Grund umgraben, man fand in einer irdenen Kachel die Gebeine eines kleinen Kindes, welche auf dem Kirchhof begraben wurden, worauf der Spuck ein Ende hatte. Hr. Fischer nennt diese Erscheinung nur einen gewöhnlichen, in Phantasieaufregung und Alpdrücken umgeschlagenen Geisterschauer. Dann müssen wir aber nur fragen, was erregte denn diesen Geisterschauer, diese Phantasieaufregung? etwa die Gebeine im Stall, von welchen Niemand etwas wußte? Es muß doch wohl etwas vorhergegangen seyn, was den Pastor, welchen Hr. Fischer selbst beherzt nennt, bewog, den Geist zu citiren? Was erschreckte denn nicht nur diesen Pfarrer, sondern auch das in einem andern Zimmer schlafende Ehepaar so heftig? Daß die blose Erwartung dieß nicht bewirken konnte, beweist die vielfache Erfahrung, wo Personen, welche sogar auf dem Kirchhof Geister citirten und erwarteten, nichts sahen. Und das Aufgehen der Thüre, und der helle Schimmer und Schein, und das leise Gehen, wer bewirkte denn das? Etwa auch die Kindsbeine im Stall? nach welchen optischen Gesetzen schickten sie denn diesen Schimmer durch die Erdschichten, Thüren und Mauern in dieses Schlafgemach? Ich berufe mich getrost auf das unbefangene Urtheil der Leser, ob nicht der schlichte Volksglaube, nach welchem die Geister dieser Verstorbenen dadurch, daß ihre Knochen nicht nach ihrem Willen beerdigt, und

durch die verborgene Schuld, welche auf ihnen lastete, beunruhigt wurden, nicht weit natürlicher und dem gesunden Menschenverstand angemessener ist, als die Hypothese, daß diese Knochen diese Wirkungen hervorbrachten? Die Erfahrung von Jahrtausenden, auf welche schon Homer hinweist, zeigt, daß es zu den fixen Ideen dieser Geister gehört, sich um ihre Ueberreste heftig zu bekümmern, und nicht zu ruhen, bis sie beerdigt, und dieß scheint mir weit wahrscheinlicher als diese Knochentheorie.

Doch — Hr. Fischer hat nicht das Verdienst der Erfindung dieser interessanten Knochentheorie, er hat in Herrn Dr. Strauß schon einen Vorgänger. Dieser schreibt die Erscheinungen, die das bekannte Mädchen von Orlach hatte, in einer Beurtheilung dieser Geschichte den in ihrem Hause vorgefundenen Menschenknochen zu. Er sagt: „im Stalle in einer Ecke fanden sich Knochen von Menschen, Kindern u. s. w. Sollte man nicht annehmen dürfen, daß die hier vorgekommenen Menschenknochen es waren, von welchen auf das Mädchen eine Einwirkung ausgieng, die nicht, wie dieß auch sonst oft genug beobachtet worden ist, nur unbestimmtes Uebelbefinden hervorbrachte, sondern sich in bestimmten Bildern von Personen und Handlungen verkörperte? und sollten diese Knochen diesem Mädchen vielleicht gar richtige Kunde gegeben haben, indem, wie Cuvier aus einem Knochen das ganze Thier, so ein magnetisch gesteigertes Gefühl aus dem Gerippe der Menschen mit seinen Thaten und Schicksalen reconstruiren könnte? Lieber wenigstens wollte ich mir ein solches Wunder der Natur, als eine Einmischung der Eschenmayer'schen Unnatur gefallen lassen."

Auf diese wenige Knochen, welche im Keller gefunden wurden, möchte ich schon deßwegen kein großes Gewicht legen, weil sie sehr leicht von dem ganz nahen Kirchhof durch Thiere können dahin gebracht worden seyn. Wenn Cuvier aus einem Knochen das ganze Thier construirt,

so schließt er nur nach Analogie und hat dazu ein vollkommenes Recht und hinlängliche Thatsachen, durch welche seine Schlüsse für Jedermann begreiflich werden. Wenn aber nicht nur aus einem Gerippe (denn ein solches wurde nicht gefunden), sondern sogar aus einigen Knochen, welche ebensowohl von verstorbenen Orlacher Bauersleuten herrühren können: die Geschichte des Mönchs und der Nonne herausconstruirt werden soll, so ist das mehr als Zauberei. Dieß würde Niemand stärker fühlen als Dr. Strauß selbst, wenn er mit derselben Unbefangenheit urtheilen würde, wie in seinem Leben Jesu. Denn dort erklärt er es z. B. für ganz unmöglich, daß Jesus der Samariterin angesehen haben könne, daß sie schon 5 Männer gehabt habe, wenn er auch nach seiner höhern Weisheit die Seele dieser Frau ganz durchschaut hätte, da doch schwerlich jeder eine besondere Spur in ihrem Gemüth zurückgelassen hätte; denn eine solche empirische Nicht-Allwissenheit, sondern Allwisserei würde das menschliche Bewußtseyn zerstören. „Das Innere des Menschen, sagt er, ist nur aus einer Reihe von Reden und Handlungen zu erkennen, eine Gabe, ohne diese Vermittlung in das Gemüth des Menschen einzudringen streift schon an das Visionäre, und damit in ein Gebiet hinein, für welches der von den Rabbinern für diese Gabe des Messias gebrauchte Ausdruck: odorando judicare keineswegs zu monströs ist.“ Vergleichen wir diese Stelle mit obiger, so werden wir kaum begreifen, wie derselbe Schriftsteller so verschieden urtheilen kann. Während er Jesu, trotz seiner höhern, wenn auch nur menschlichen Weisheit, mit Recht die Fähigkeit abspricht, in der Seele einer Frau zu lesen, daß sie schon 5 Männer gehabt habe, da wohl schwerlich jeder eine besondere Spur in ihrem Innern zurückgelassen habe, während er uns deutlich sagt, daß nur aus einer Reihe von Reden und Handlungen das Innere des Menschen zu erkennen sey, schreibt er hier einem Orlacher Bauernmädchen die Fähigkeit zu, aus einigen Kno-

chen die ganze Geschichte längst verstorbener Menschen herauszuconstruiren! Wenn von 5 Männern keine Spur in der Seele jener Frau zurückblieb, wie viel weniger wird eine Spur in der Geschichte dieses Mönchs und dieser Nonne an ihren Knochen zurückgeblieben seyn? und wie unwahrscheinlich ist es, daß diese wenigen Knochen gerade diesen Personen gehörten? Dabei müßten wir uns immer noch das Wunder denken, daß das Mädchen diese Geschichte aus den Knochen herausconstruirte, ohne es zu wissen, und sich dabei einbildete, sie sehe die Geister dieser Verstorbenen vor sich, und erfahre von ihnen, was sie durch die Knochen, von welchen sie nichts wußte, erfahren hatte. Könnten wir aber je an eine solche Zaubergabe denken, so kann sie bei diesem Mädchen schon darum nicht vorausgesezt werden, weil sich sonst sogar auf neuen Gräbern keine Wirkung dieser Art bei ihr zeigte. Wenn die wenigen Knochen, welche im Stalle gefunden wurden, eine so außerordentliche Wirkung gehabt hätten, wie sehr hätte sie nicht erst der ganze Kirchhof angreifen müssen, welcher so nah bei ihrem Haus liegt? So oft sie in die Kirche gieng, und das war in der langen Zeit, in welcher sie diese Geister sah, oft der Fall, so mußte sie durch den Kirchhof gehen. Nun hätten doch gewiß diese frische Leichen, diese vielen verscharrten Knochen in einem unendlich stärkeren Grad auf sie wirken müssen, als die paar Knochen im Stall, von welchen sie nichts wußte! Sie hätte die Geister aller dieser Verstorbenen sehen und ihre geheimste Geschichte aus diesen Knochen herausconstruiren müssen, da sie noch frischer und unversehrter darin abgedruckt hätten seyn müssen; aber von diesem Allem hat man nie Etwas erfahren; sie wandelte ohne die mindeste Wirkung über diese Gräber, wie andere Menschen. Ich, für meine Person, will daher lieber an eine Einmischung der Eschenmayer'schen Unnatur glauben, als daß unsere Schicksale und Thaten an unsern

Knochen hängen bleiben, und nach Jahrhunderten von unsern Enkeln abgelesen werden können."

Bei solchen Abmühungen eines Hrn. Fischers, Wirths u. s. w. den Glauben an Geistererscheinungen ertödten zu wollen, fallen einem unwillkührlich die Verse Kerners bei, die er in seiner Dichtung: „Der Bärenhäuter im Salzbade" jenem Dichter Otto gegen den Badprediger (den Repräsentanten jener Herren) in den Mund legt:

„O wie dieser Superfeine,
Daß er nur gebildet scheine,
So langweilig sich abnöthet!"

Nichts wird den Personen, welche an Geistererscheinungen glauben, häufiger vorgeworfen, als Mangel an Critik.

Mit diesem Vorwurf werden besonders Kerner und Andere aus allen Gegenden Deutschlands überschüttet, und Jeder, welcher nur die Feder führen kann, um einen Spaß-Artikel für eine Zeitung zu schreiben, hält sich für berechtigt, diesen Tadel in die Welt hineinzuposaunen. Allerdings ist es gerade bei Erscheinungen dieser Art am nothwendigsten, nur mit der höchsten Vorsicht zu Werk zu gehen und die schärfste und strengste Critik anzuordnen. Alle Mittel, welche die Vernunft und Erfahrung uns darbietet, um uns vor Täuschung zu bewahren und reine Wahrheit zu finden, müssen hier angewendet werden. Ja wir müssen mit doppelter Vorsicht prüfen, eben weil wir uns in einem Gebiet der Nacht befinden, wo man Täuschungen aller Art mehr ausgesezt ist, als sonst. Endlich hat jede Voraussetzung einer übernatürlichen Erklärung die Wahrscheinlichkeit immer so lange gegen sich, bis das Gegentheil klar bewiesen ist, indem das Uebernatürliche immer nur höchst seltene Ausnahme ist. Es muß daher besonders der Charakter der Personen, welche Thatsachen dieser Art beachteten oder berichten, ihre Glaubwürdigkeit,

ihre Fähigkeit, Erscheinungen dieser Art richtig aufzufassen, sorgfältig geprüft werden. Das Alles ist so billig und vernünftig, daß weder Kerner noch irgend ein Anderer, welcher an Geistererscheinungen glaubt, nur im geringsten dagegen streiten wird. Allein das genügt der wissenschaftlichen Kritik Alles nicht; es sind vielmehr ganz andere, ganz besondere Forderungen, welche sie an die Kritik macht, und sonst nie und nirgends angewendet werden, als einzig und allein zur Bekämpfung des Geisterglaubens. Es ist dieß mit einem Wort die Kritik des entschlossenen Unglaubens, des festen Willens, nicht an diese Erscheinungen zu glauben, und dieses System steigert daher ihre Forderungen ins Unendliche, um so mehr, je stärker die Beweisgründe für die Realität dieser Erscheinungen werden. Je mehr die Thatsachen mit ihrer unwiderstehlichen Gewalt ihren Behauptungen widersprechen, um so verzweifelter, um so hitziger und hartnäckiger wird der Kampf um die vorgefaßte Meinung geführt, welche man nicht aufgeben will, weil man diese Erscheinungen nun einmal für etwas Unmögliches, Unvernünftiges hält, was mit unsern heiligsten Interessen im Widerspruch stehen soll. Eben darum müssen die Anforderungen der sogenannten Critik immer strenger, zulezt unbilliger und unvernünftiger werden. Die Gegner des Geisterglaubens gehen immer von der Voraussetzung aus, diese Erscheinungen seyen absolut unmöglich, dieß ist ihnen so gewiß, als die Sonne am Himmel, und es bleibt ihnen daher nichts übrig, als immer fest zu behaupten, alle, welche Erscheinungen dieser Art gesehen haben wollen, müssen entweder Betrüger oder Betrogene seyn, und entweder ihre Glaubwürdigkeit, ihre Moralität oder ihren Verstand, ihre Intelligenz in Zweifel zu ziehen, oder immer mehr und immer andere Beweise zu fordern und damit ins Unendliche zu steigern, bis es zulezt zur wahren Unmöglichkeit wird, ihren Aufforderungen zu genügen, und dann haben sie natürlich gewonnenes Spiel.

Wir wollen nur einige kritische Grundsätze dieser Art anführen, auf welche wir später oft zurückkommen und viele Beispiele dafür nachweisen werden. Vor Allem ist der Charakter keines Mannes so rein und unbescholten, daß er nicht mehr oder weniger angegriffen, oder verdächtig gemacht wird, sobald er für Erscheinungen dieser Art Zeugniß gibt. Es ist nicht nöthig, Beweise dafür anzuführen; alle Personen, welche in diesem Fall waren, mußten diese traurige Erfahrung machen. Ja man hat mit einer ganz eigenen Spitzfindigkeit sich bemüht, wenigstens indirekt einen Schatten auf die Personen zu werfen, welche in der öffentlichen Meinung zu hoch stehen, deren sittlicher Charakter zu erhaben ist, um ihnen auf dem gewöhnlichen Weg beikommen zu können. Man spricht bei ihnen entweder von unbewußtem, absichtslosem Betrug, oder man unterscheidet zwischen der Glaubwürdigkeit im bürgerlichen, gewöhnlichen Leben, und der Glaubwürdigkeit bei solchen Thatsachen. So wurde im Beobachter der Grundsatz aufgestellt: Kerner, Eschenmayer rc. verdienten unsern vollen Glauben, wenn sie uns etwas aus dem bürgerlichen Leben bezeugen, aber diese Glaubwürdigkeit höre auf, sobald sie uns etwas berichten, was mit dem Nachtgebiete der Natur im Zusammenhange stehe. Das heißt doch offenbar nichts anderes, als: sie müssen als ehrliche Männer betrachtet werden, soweit es uns gefällt, sie dafür gelten zu lassen oder soweit es in unser System paßt. Wie sollten wir denn eine solche Zweideutigkeit des Charakters denken? Könnten wir den Mann wirklich achten, welcher zwar moralisch genug wäre, um im bürgerlichen Leben ehrlich zu seyn, aber zum Lügner würde, um Geistererscheinungen zu ersinnen? Besteht nicht die Moralität gerade darin, daß sie uns in allen Fällen von der Lüge abhält; und muß nicht dieselbe Gewissenhaftigkeit, welche uns im bügerlichen Leben die Wahrheit heilig macht, uns nicht auch von jeder Lüge abhalten, wenn von Erscheinungen aus dem Nachtgebiete der Natur die Rede ist?

Wie lächerlich wäre es, wenn wir ohne allen Beweis das Recht hätten, zu behaupten: er ist zwar ein gewissenhafter, grundehrlicher Mann, der unsere ganze Achtung verdient, nur wenn er etwas behauptet, was unserer Ansicht widerspricht, dürfen wir ihn für einen Lügner halten!

Oder man erklärt alle die, welche an solche Erscheinungen glauben, für dumm, zuckt mitleidig die Achseln über ihre Verstandesschwäche und kann nicht begreifen, wie man nur so beschränkt im Geist seyn kann, um solche alberne Dinge zu glauben. Wir werden später ergötzliche Beispiele davon anführen. Dieß ist ein sehr gut ausgedachtes Mittel, um Recht zu behalten und die öffentliche Meinung zurückzuhalten, denn nichts fürchten die Menschen mehr, als lächerlich zu werden, und die meisten wollen auch lieber für schlecht, als für dumm gelten.

Oder man beruft sich auf die Denkungsweise, auf das wissenschaftliche System der Beobachter, Zeugen oder Berichterstatter, um sie zu verwerfen. Der eine wird verworfen, weil er Dichter ist, eine lebhafte Phantasie besitze, der Andere im Gegentheil, weil er stumpfsinnig, dumm, unwissend sey, ein Anderer, weil er ein Pictist, ein Anderer gar, weil er ein Christ ist und an das neue Testament glaubt. Schon das, daß Jemand an solche Erscheinungen glaubt, ist bei manchen hinlänglich, um sein Zeugniß zu verwerfen, es sollen nur solche gehört werden, welche nicht daran glauben.

Bald heißt es wieder, man darf keinem Einzelnen in dieser Sache glauben, sind es aber Mehrere, so wird dieß als geistiger Rapport erklärt, so sezt man voraus, sie seyen alle in das Wahnleben mit hineingezogen worden. Alle diese Forderungen und noch viele andere, welche noch später vorkommen werden, sind eigentlich keine Kritik, sondern eine vielfache Umschreibung der Worte: wir sind fest entschlossen, an diese Erscheinungen nicht zu glauben, und je mehr Beweise uns dafür ange-

führt werden, um so mehr werden wir unsere Forderungen zu steigern wissen. Dieß ist aber gewiß nicht wissenschaftlich; vernünftig ist nur die Kritik, welche dieselben Mittel zur Erforschung der Wahrheit anwendet, und bei Erscheinungen dieser Art nach denselben strengen Regeln verfährt, durch welche man sich auch sonst vor Täuschung sichert, nicht aber, wenn man ganz neue, unstatthafte Forderungen macht, welche einzig und allein ersonnen sind, um den Glauben an Geistererscheinungen zu bekämpfen.

Ein Wort, die Kreise der Seherin von Prevorst betreffend.

In einem Aufsatze in der deutschen Vierteljahrsschrift Nr. 7. S. 187. sagt Herr Dr. Hauff:

„Die Seelentypen der mannigfaltigsten Art, welche den sogenannten Sonnenkreis und Lebenskreis der Seherin von Prevorst bilden, würden mehr Licht über das Wesen unserer Seele verbreiten, als irgend ein psychisches Phänomen aller Zeiten, wenn sich ausmachen ließe, ob und in wie weit diese Anschauungen reine Produkte jener Frau waren. Bei dem im hellsehenden Zustand so mächtigen Rapport mit andern Individuen und namentlich mit dem Magnetiseur mag dieß allerdings schwer oder unmöglich seyn; wie ist es aber möglich, daß Kerner bei der Frage, ob und in wie weit die Frau jene pythagoräischen und platonischen Ideen etwa ihm aus der Seele gelesen, gar nicht verweilt und das Gegentheil gerade voraussezt?"

Hier möchte ich nun doch wissen, wie ich bei dieser Frage hätte ernstlicher verweilen können, als daß ich im Buche und nachher schon vielseitig in andern Blättern auf's standhafteste versicherte: daß aus meiner Seele diese Frau jene Ideen nicht nahm und nicht hätte nehmen können, — da solche Ideen nicht entfernt in mir lagen und ich damals den Plato noch gar nicht gelesen hatte? Ja! jene Frau machte jene ewig merkwürdigen geistigen Typen allein aus

ihrem Innern und sie giengen aus ihr hervor wie aus der Spinne das geometrische Gewebe. Der beste Beweis dafür ist, daß sie keinen Punkt mehr, keinen weniger, machen konnte, als wozu ihr die Hand von innen heraus (wie der Zeiger durch das innere Uhrwerk) geführt wurde. Sie sind ganz reine Produkte inneren Naturlebens und nur deßwegen platonisch und pythagoräisch, weil jene Philosophen auch hauptsächlich innere Naturanschauung und keine bloße gläserne, abstrakte Philosophie hatten, so mußte sie mit diesen zusammenkommen, was mir um so mehr für die Wahrheit dieser ihrer Typen spricht.

Im Plato heißt es: „Die Seele ist unsterblich und hat einen arithmetischen Anfang, so wie der Leib einen geometrischen hat. Sie ist das Bild eines überall vertheilten Geistes, hat selbst Bewegung und durchdringt von der Mitte aus den ganzen Körper rund herum. Sie ist aber nach übereinstimmenden Zwischenräumen getheilt und macht gleichsam zwei mit einander verbundene Kreise.“ Den einen nennt Plato die Bewegung der Seele (was der Lebenszirkel dieser Seherin), den andern nennt er die Bewegung des Alls und der Irrsterne (was der Sonnenzirkel dieser Seherin ist). „Auf diese Art,“ sagt Plato, „ist die Seele in Verbindung mit Außen gesezt, erkennt was ist und besteht harmonisch, weil sie in sich selbst die Elemente und eine bestimmte Harmonie hat.“

Im Aelian findet sich nachstehende Stelle: „Die Peripathetiker glauben, die Seele, welche des Tags dem Körper diene, ziehe sich des Nachts in Kugelgestalt (Kreisgestalt) in die Gegend der Brust zurück und schaue dann hell in die Zukunft“ — welche Stelle uns auch an jene Kreise der Seherin mahnt.

Auch in Swedenborg, von dem jene Seherin nicht das Mindeste wußte, finden wir eine Anmahnung an diese Kreise. „Daß das Böse und Falsche,“ sagt dieser Seher,

„seinen Sitz im natürlichen Gemüthe (in mente naturali, was der Sonnenzirkel unserer Seherin wäre) hat, kommt daher, daß dieses Gemüth eine Welt im Kleinen oder im Bilde ist (in forma seu in imagine mundus); das geistige Gemüth aber (was der Lebenszirkel unserer Seherin wäre) ein Himmel im Kleinen oder im Bilde (in forma seu in imagine coelum), und im Himmel das Böse nicht wohnen kann. Beide Gemüther sind in Kreise ausgebogen."

Jene Stelle im Plato fand ich erst lange nachdem die Seherin jene Kreise und Typen gezeichnet und erklärt hatte und auf jene Stelle im Aelian machte mich erst kürzlich Hr. Dr. Menzel aufmerksam. Auch auf die Stelle im Swedenborg wurde ich erst lange nach jenen Eröffnungen der Seherin aufmerksam gemacht. Man lese doch auch im Buche der Seherin von Prevorst die Weise nach, wie aus ihr jene Typen und Kreise hervorgiengen, und Jeder, der nur irgend eine Beobachtungsgabe hat, wird, schon aus dieser Weise, klar erkennen, daß jene Eröffnungen der Seherin nicht Produkte eines Andern waren. Dort heißt es schon zehn Jahre lang: „Am dritten Tage entwarf Frau H. eine Zeichnung von zwei Kreisen, wie sie (Taf. I.) zu sehen ist. Sie entwarf diese ganze Zeichnung selbst in unglaublich kurzer Zeit, und gebrauchte zu den mehreren hundert Punkten, in die diese Kreise getheilt werden mußten, keinen Zirkel oder sonstiges Instrument. Sie machte das Ganze mit freier Hand und fehlte nicht um einen Punkt. Bei dieser Arbeit kam sie mir wie eine Spinne vor, die auch ohne sichtbare Instrumente ihre künstlichen Kreise macht. Sobald sie sich eines Zirkels bedienen wollte, den ich ihr, weil ich ihr das Geschäft dadurch zu erleichtern glaubte, anbot, machte sie Fehler."

Ferner beherzige man, was S. 251. jenes Buches steht: „Die Seherin hatte ein Jahr lang den Lebenskreis mit

seinen Charakteren nicht mehr angesehen, da brachte ich ihr den hier lithographirten. Sie las die Charaktere auf ihm und bemerkte sogleich ein Zeichen, das einen Punkt zu viel hatte. Sie hatte das Original nicht zur Vergleichung, ich brachte es herbei und fand, daß sie wirklich Recht hatte."

So ist auch merkwürdig, daß, als sie die Zeichnung verfertigte und bei einem Punkte ihr ein Dintenfleck aus der Feder floß, und ich haben wollte, sie solle nun den nächsten Punkt (denn sie war in Verlegenheit, weil der nächste Punkt noch in den breitern Fleck gefallen wäre) auf die Seite des Fleckes machen, sie nicht im Stande war, mit der Hand nur um eine halbe Linie hinaus zu rücken; denn es wurde ihr dieselbe, wie ein Zeiger an der Uhr, von einem innern Räderwerk, so auch nur von einer inneren Gewalt aus im Kreise geführt, und sie selbst (ihr Gehirn) konnte dagegen nichts thun, um keinen Punkt nach eigenem Belieben die Hand rücken. — Ich glaube, daß namentlich auch diese Erscheinungen Beweise genug sind, daß jene Kreise und Typen der Seherin aus ihrem eigenen innersten Naturleben hervorgiengen und nicht dem Verstande eines Anderen abgeborgte Reminiszensen waren.

Der Rapport zwischen Magnetiseur und Magnetisirtem ist sich auch nicht in jeden Fällen gleich, und war in dem Falle der Seherin von Prevorst, wie schon oft bemerkt wurde, durchaus schwach. Es war dieselbe nicht im Mindesten mit einer von dem Willen eines Magnetiseurs abhängender Somnambülen zu vergleichen; Frau H. war bekanntlich mehr eine Ideosomnambüle als eine Magnetisirte.

Alle tiefern Somnambülen waren auch noch immer Ideosomnambüle und von keinem Magnetiseur abhängig, und unter solche ist besonders auch Frau H. zu rechnen. Ich habe niemals beobachtet, daß sie nur entfernt auch sonst je eine Idee von mir aufgefaßt und als die ihrige wiedergebracht hätte, nicht einmal bemerkte man das in ihren

Verordnungen für sich oder für Andere, wir waren sogar oft mehr im Widerspruch mit einander.

Eine, gleichfalls gewissen Theorien zu lieb, mit Gewalt herbeigerissene Behauptung (die man so oft hören muß) ist, Eschenmayer habe durch seine Ideen jene Kreise der Seherin geschaffen. Eschenmayer hatte von solchen, ehe sie geschaffen wurden, so wie ich, nicht den mindesten Begriff, und an ihrer Schaffung und Auslegung, welche leztere schon in der Zeichnung liegt, nicht den mindesten Theil. Ich sprach diese Wahrheit schon so oft aus, daß es mir aus Eckel vor dieser so oftmalen Wiederholung sehr schwer wird, davon abermals zu sprechen.

Nachdem ich die feste Beobachtung, die gewisse Erfahrung gemacht hatte, daß jene Typen und Kreise einzig aus dem Innern jener Seherin und einzig durch inneres Naturleben hervorgiengen, und keine andere Seele an ihnen Theil hatte, was konnte ich anders thun, als die öffentliche Versicherung geben, daß es bestimmt und auf Eid und Ehre hin so sey? — Ich that dieß schon mehr denn zehnmal, aber immer kommt wieder Einer, der die Frau H. nicht beobachtet, hinter seinem Ofen hervor, sezt sich an seinen Schreibsitz und schreibt (weil er derlei Eröffnungen seines andern Glaubens und Bildung zu lieb so gerne zu nichte machen möchte) also:

„Noch erwähnen wir eines Punktes, der deutlich zeigt, wie schlecht in dieser dämonischen Sphäre beobachtet wird. Denn wie ist es möglich, daß Kerner bei der Frage, ob und inwieweit die Frau jene pythagoräischen und platonischen Ideen etwa ihm (!!!) aus der Seele gelesen, gar nicht ernstlich (!!!) verweilt, und das Gegentheil gerade voraussezt?"

Mein lieber Vetter Hauff! Ist es Dir um die Sache der Wahrheit so sehr zu thun, warum nahmst Du Dir nicht die kleine Mühe, als jene Seherin von Prevorst noch am Leben war, zu mir zu kommen und selbst von

ihren Eröffnungen und Wesen Einsicht zu nehmen? Gewiß, mein Lieber! dann hättest Du Dich eines andern belehrt und es wären aus Deinem Aufsatze (der übrigens Deinem Gehirnleben alle Ehre macht), manche Aeußerungen weggefallen, die davon zeugen, daß ich Dir total fremd seyn muß.

Ich empfehle übrigens dem geneigten Leser hier schließlich dasjenige, was Görres über diese Kreise in seiner Vorrede zum Suso schrieb. Er ist einer der Wenigen, die ihre hohe Bedeutsamkeit tief erkannten und wohl begreift, wie solche einzig nur aus innerem Naturleben hervorgehen konnten. Möchten im Geiste lebende Menschen diese Kreise immer mehr bedenken: denn gewiß liegt in ihnen noch Manches, was unvollendet und verhüllt geblieben ist. Sie sind das theuerste tiefste Vermächtniß der Seherin und werden einst schon ihre weitere Würdigung finden.

Berichte aus England.

Aus den Anmerkungen des Hrn. Samuel Jackson zu seiner englischen Uebersetzung von Jung-Stillings Theorie der Geisterkunde (Theory of pneumatology, London 1834) entlehnt.

1.

Ein Traum.

Aus den Times vom 16. August 1828.

In der Nacht des 11. Mai 1812 weckte Hr. Williams, von Scorrier-house bei Redruth in Cornwall, seine Frau, und erzählte ihr äußerst aufgeregt, ihm habe geträumt, er sey in der Vorhalle des Hauses der Gemeinen, und sehe, wie ein Mann mit einer Pistole einen Herrn erschieße, der eben in die Halle eingetreten, und von dem es geheißen, er sey der Kanzler. Frau Williams gab darauf natürlich zur Antwort, es sey nur ein Traum gewesen, und empfahl ihm sich zu beruhigen, und so bald wie möglich wieder einzuschlafen. Das that er, aber kurz nachher weckte er sie wieder, und sagte, er habe zum zweiten Mal denselben Traum gehabt, worauf sie bemerkte, er sey von seinem vorigen Traum so sehr aufgeregt gewesen, daß er ihm vermuthlich im Sinne geblieben sey, und bat ihn, er möge suchen sich zu beruhigen und einzuschlafen, was er auch that. Das nämliche Gesicht wiederholte sich zum dritten Mal, worauf er, ungeachtet ihres Zuredens, daß er still seyn und sich bemühen möge es zu vergessen, aufstand, als

es eben zwischen ein und zwei Uhr war, und sich anzog. Bei dem Frühstück waren die Träume der einzige Gegenstand der Unterhaltung, und Vormittags gieng Hr. Williams nach Falmuth, wo er das Nähere davon allen Bekannten erzählte, die er antraf. Am folgenden Tag kam Hr. Tucker von Trematon-Castle in Begleitung seiner Frau, der Tochter des Hrn. Williams, um die Dämmerung nach Scorrier-house. Unmittelbar nach der ersten Begrüßung, als sie ins Zimmer traten, wo sich Herr, Frau und Fräulein Williams befanden, fieng Hr. Williams an, dem Hrn. Tucker die Umstände seines Traumes zu erzählen; und Frau Williams bemerkte ihrer Tochter, der Frau Tucker, lachend, ihr Vater könne den Hrn. Tucker nicht einmal zum Sitzen kommen lassen, ehe er ihm von seiner nächtlichen Heimsuchung gesprochen habe. Auf diesen Bericht bemerkte Hr. Tucker, für einen Traum schicke sich der Kanzler in der Vorhalle des Hauses der Gemeinen ganz gut, er werde jedoch in der Wirklichkeit nicht allda zu finden seyn; und Hr. Tucker fragte dann, wie der Mann ausgesehen habe, wo denn Hr. Williams ihn bis ins Kleinste beschrieb, aber von Hrn. Tucker zur Antwort erhielt: Ihre Beschreibung paßt durchaus nicht auf den Kanzler, gewißlich aber sehr genau auf Hrn. Perceval, den Kanzler der Schatzkammer, und ob er gleich mein größter Feind ist, dem ich je in meinem Leben begegnet habe, und zwar aus einer ganz ungegründeten Ursache, so würde es mir doch in der That überaus leid seyn zu hören, daß er ermordet worden, oder daß ihm irgend eine Unbilde der Art zugestoßen sey. Hr. Tucker fragte sodann den Herrn Williams, ob er je Hrn. Perceval gesehen habe, und bekam zur Antwort, er habe ihn nie gesehen, habe auch nie an ihn geschrieben, weder in öffentlichen noch Privatangelegenheiten, kurz, daß er niemals mit ihm etwas zu thun gehabt, noch auch in der Halle des Hauses der Gemeinen je in seinem Leben gewesen sey. In diesem Augenblick, während Beide noch so standen, hörten

sie ein Pferd vor die Hausthür galoppiren, und unmittelbar darauf trat Hr. Michael Williams von Treviner, Sohn des Hrn. Williams von Scorrier, ins Zimmer, und sagte, daß er von Truro (das sieben englische Meilen von Scorrier entfernt liegt) hergesprengt sey, indem er daselbst einen Herrn gesehen, der denselben Abend mit dem Briefcourier (mail) von London gekommen sey, und erzählt habe, er sey am Abend des 11. in der Halle des Hauses der Gemeinen gewesen, als ein Mann Namens Bellingham den Hrn. Perceval erschossen habe; und da dieses große Ministerial-Veränderungen verursachen und die politischen Freunde des Hrn. Tucker betreffen möchte, so sey er so schnell wie möglich fortgeeilt, ihn damit bekannt zu machen, indem er zu Truro gehört, daß er Nachmittags daselbst auf seinem Weg nach Scorrier durchgekommen. Nachdem das Erstaunen, welches diese Nachricht hervorbrachte, sich ein wenig gelegt hatte, beschrieb Hr. Williams sehr genau das Ansehen und die Kleidung des Mannes, den er im Traum die Pistole abfeuern gesehen, wie zuvor den Hrn. Perceval. Ungefähr sechs Wochen nachher, da Hr. Williams Geschäfte in der Stadt hatte, gieng er in Begleitung eines Freundes nach dem Haus der Gemeinen, wo er, wie schon bemerkt, nie zuvor gewesen war. Sobald er an die Stufen am Eingang der Halle kam, sagte er: „dieser Ort ist so deutlich mir im Andenken aus meinem Traum, als ein Zimmer in meinem Hause," und machte dieselbe Bemerkung, als er in die Halle getreten war. Er bestimmte dann genau den Fleck, wo Bellingham stand, als er feuerte, und welchen Hr. Perceval erreichte, als er von der Kugel getroffen war, und wo und wie er fiel. Der Anzug sowohl des Hrn. Perceval als des Bellingham stimmte mit der Beschreibung, die Hr. Williams gemacht hatte, bis auf das Kleinste überein.

Die Times versichert, daß Hr. Williams damals am Leben war, und die Zeugen, welchen er die Umstände



seines Traums mitgetheilt, ebenfalls; und daß der Herausgeber den Bericht von einem unzweifelhaft wahrhaften Correspondenten habe.

2.

Eine Todesanzeige.

Im Journal (Tagebuch) des Rev. Johann Wesley ist folgender Bericht eines Frauenzimmers enthalten.

Vor dreißig Jahren bekam ich einen Heirathsantrag von Hrn. Richard Mercier, der damals als Freiwilliger in der Armee diente. Der junge Mann lag zu der Zeit in Charleville im Quartier, wo mein Vater wohnte, welcher seine Anträge genehm hielt, und mich ihn als meinen künftigen Gatten betrachten hieß. Als das Regiment die Stadt verließ, versprach er in zwei Monaten zurückzukehren und mich zu heirathen. Von Charleville gieng er nach Dublin, von da in sein väterliches Haus, und von da nach England, wo er, da sein Vater ihm die Stelle eines Cornets (Fähndrichs) unter der Reiterei gekauft hatte, viel Schmuck für die Hochzeit anschaffte, dann nach Irland zurückkam, und uns wissen ließ, daß er in wenig Tagen in unserm Haus zu Charleville seyn werde. Darauf war die Familie mit der Anstalt zu seinem Empfang und zu der nachfolgenden Heirath beschäftigt, als einst zu Nacht, da meine Schwester Marie und ich im Bette lagen und schliefen, ich durch das plötzliche Oeffnen des Vorhangs an meiner Seite geweckt wurde, und indem ich auffuhr, den Hrn. Mercier neben dem Bette stehen sah. Er war in ein weites Leintuch gehüllt, und hatte ein Taschentuch, wie eine Nachtkappe gefaltet, auf dem Kopf. Er sah mich sehr ernsthaft an, und indem er das Kopftuch lüftete, welches sein Gesicht sehr verschattete, so zeigte er mir die linke Seite seines Kopfs, die ganz blutig und mit seinem Gehirn bedeckt

war; das Zimmer war inzwischen völlig hell. Mein Schrecken war außerordentlich, und wurde noch dadurch vermehrt, daß er sich über das Bett neigte und mich in seine Arme schloß. Mein Geschrei brachte die ganze Familie in Aufruhr, die gedrängt in das Zimmer kam. Auf ihr Eintreten zog er seine Arme sanft zurück, und stieg in die Höhe, wie durch die Decke. Ich blieb eine Zeit lang in heftigem Fieber. Als ich reden konnte, sagte ich ihnen, was ich gesehen hatte. Jemand von ihnen gieng einen oder zwei Tage nachher zum Postmeister wegen Briefe, und fand ihn in der Zeitung lesen, worin die Nachricht enthalten war, daß der Cornet Mercier zu Dublin in das Glockenhaus der Christkirche (**Christchurch**) gegangen sey, gerade nachdem die Glocken ausgeläutet, und als er unter den Glocken gestanden, eine davon, die mit dem Untertheil aufwärts gekehrt gewesen, plötzlich wieder umgeschlagen, ihm an die eine Seite des Kopfs gefahren sey, und ihn auf der Stelle getödtet habe. Bei fernerer Nachfrage erfuhren wir, daß es die linke Kopfseite gewesen.

3.

Die fromme Geisterseherin.

Aus demselben Tagebuche.

Den 25. Mai 1768. Als ich zu Sunderland war, so schrieb ich aus dem Mund einer von Kindheit auf gottesfürchtigen Person einen der seltsamsten Berichte nieder, die ich je gelesen habe; gleichwohl kann ich keinen Grund finden, ihn zu bezweifeln. Der wohlbekannte Charakter jener schließt allen Verdacht von Betrug aus, und die Natur der Umstände selbst die Möglichkeit einer Täuschung.

Darunter sind allerdings manche, die ich nicht begreife; aber das ist für mich ein sehr geringfügiger Einwand; denn was begreife ich doch, selbst von Dingen, die ich täg-

lich sehe? Wahrlich nicht das kleinste Sandkorn oder Grashälmchen. Ich weiß nicht wie das eine wächst, noch wie die Theile des andern zusammenhängen. Was habe ich denn für einen Vorwand, um wohlbezeugte Thatsachen zu leugnen, weil ich sie nicht begreifen kann?

Es ist eben so wahr, daß die Engländer im Allgemeinen und die meisten Gelehrten in Europa alle Erzählungen von Hexen und Erscheinungen als bloße Altweibermährchen aufgegeben haben. Ich bedaure es und ergreife willig diese Gelegenheit, meine feierliche Verwahrung gegen dieses gewaltsame Compliment einzulegen, welches so Viele, die an die Bibel glauben, denen zollen, die nicht daran glauben. Ich danke ihnen diesen Dienst nicht. Ich nehme wahr, daß diese Leute die Grundursache von dem Geschrei sind, welches sich erhoben und mit solchem Uebermuth durch die Nation verbreitet worden, in gradem Widerspruch, nicht allein gegen die Bibel, sondern gegen die Stimmen der weisesten und besten Menschen aller Zeiten und Völker. Sie wissen wohl (die Christen mögen es wissen oder nicht), daß das Aufgeben der Zauberei in der That das Aufgeben der Bibel ist; und sie wissen auf der andern Seite, daß wenn nur eine einzige Erzählung von dem Verkehr zwischen Menschen und körperlosen Geistern (separate spirits) zugelassen wird, ihr ganzes Luftschloß (Deismus, Atheismus, Materialismus) zu Boden fällt. Ich kenne daher keinen Grund, weßwegen wir uns eben diese Waffe sollen aus den Händen winden lassen. Gewiß, es gibt noch außerdem zahlreiche Beweise, die ihre eiteln Einbildungen überflüssig beschämen, aber wir brauchen uns aus keinem hinaushöhnen zu lassen; weder Vernunft noch Religion verlangt solches.

Einer der vornehmsten Einwürfe gegen all diese Berichte, den ich einmal über das andere habe geltend machen hören, ist der: „Haben Sie jemals selbst eine Erscheinung gesehen?" Nein, ich habe auch niemals einen Mord ge-

sehen, dennoch glaube ich, daß es ein Ding der Art gibt, und daß sogar an einem oder dem andern Ort alle Tage ein Mord begangen wird. Ich kann daher als vernünftiger Mann die Thatsache nicht leugnen, ob ich sie gleich nie gesehen habe und vielleicht nie sehen werde. Die Aussage unverwerflicher Zeugen überführt mich völlig, sowohl von dem Einen als von dem Andern.

Elisabeth Hobson war 1744 in Sunderland geboren. Ihr Vater starb, als sie drei oder vier Jahre alt war, und ihr Oheim, Thomas Rea, ein frommer Mann, erzog sie wie seine eigene Tochter. Sie war von Kindheit auf ernst, und wuchs auf in der Furcht Gottes. Gleichwohl hatte sie ein tiefes und scharfes Sündengefühl, bis sie sechszehn Jahre alt war, wo sie Frieden mit Gott fand, und von der Zeit an war ihr ganzes Verhalten ihrem Glauben (profession) gemäß.

Mittwoch den 25. Mai 1768 und die drei folgenden Tage sprach ich weitläufig mit ihr; ich konnte sie jedoch nur mit großer Schwierigkeit zum Reden bewegen. Das Wesentliche von dem was sie sagte, war Folgendes:

Von meiner Kindheit an, wenn Jemand von unsern Nachbarn starb, Männer, Weiber oder Kinder, so sah ich sie insgemein, entweder grade wenn sie starben, oder kurz zuvor; ich fürchtete mich auch gar nicht, es war mir so gewöhnlich. Oftmals wußte ich dann in der That nicht, daß sie todt waren. Ich sah viele von ihnen bei Tag, viele bei Nacht. Die, welche kamen, wenn es dunkel war, brachten Licht mit sich. Ich bemerkte, daß kleine Kinder und viele erwachsene Personen ein helles, herrliches Licht um sich hatten; aber viele hatten ein trübes, erschreckliches Licht, und eine dunkle Wolke über sich her.

Als ich dieses meinem Oheim sagte, so schien er gar nicht verwundert darüber, sondern sagte manchmal: „Sey nicht bange, laß nur deine Sorge seyn, Gott zu fürchten und ihm zu dienen; so lang er dir bei Seite ist, kann dir

Niemand Schaden thun." Zu andern Zeiten sagte er — indem er dann und wann ein Wort fallen ließ, aber selten auf eine Frage darüber mir antwortete — „böse Geister erscheinen sehr selten, außer zwischen eilf Uhr Nachts und zwei Uhr Morgens; sind sie aber Jemanden ein Jahr lang erschienen, so kamen sie häufig bei Tage. Was irgend von Geistern, gut oder böse, bei Tag kommt, die kommen bei Sonnenaufgang, Mittags, und bei Sonnenuntergang.

Als ich zwischen zwölf und dreizehn Jahren war, so hatte mein Oheim einen Miether, der ein sehr verruchter Mensch war. Einst Nachts, um halb eilf Uhr, saß ich in meiner Stube, und hatte zufällig mein Licht ausgelöscht, als er über und über in einer Flamme hereinkam. Ich schrie auf: „Wilhelm, warum kommt ihr so herein mich zu erschrecken?" Er sagte nichts, gieng aber weg. Ich gieng ihm nach in sein Zimmer, fand ihn aber fest schlafend in seinem Bette; einen oder zwei Tage nachher wurde er krank, und innerhalb der Woche starb er in rasender Verzweiflung *).

Ich war zwischen vierzehn und fünfzehn, als ich eines Morgens sehr früh hingieng, die Kühe zu holen. Ich mußte queer über zwei Felder in einen niedern Grund, von dem es hieß, daß es da spuke. Viele Personen waren dort erschreckt worden, und ich selbst hatte oft Männer und Weiber (manchmal so viele, daß ihre Zahl nicht zu nennen ist) dicht bei mir vorbeigehen und verschwinden sehen. Diesen Morgen, als ich gegen denselben hin kam, hörte ich einen verworrenen Lärm, als ob sich viele Leute zankten; ich achtete aber nicht darauf, und gieng weiter, bis ich nahe an das Gatter kam. Da sah ich auf der andern Seite einen jungen Mann in Purpur gekleidet, welcher sagte: „Es ist zu früh, geht wieder hin, woher ihr

*) Der Bösewicht also trägt die Verdammniß schon in sich, ehe er stirbt.

gekommen seyd, und der Herr sey mit euch und segne euch; und alsbald war er weg.

Als ich sechszehn Jahre alt war, erkrankte mein Oheim und wurde immer schlimmer, drei Monate lang. Eines Tags wurde ich mit einem Auftrag ausgeschickt, und da ich durch einen engen Weg heimgieng, sah ich ihn im Felde und schnell auf mich zukommen. Ich lief ihm entgegen, aber er war weg. Als ich heim kam, fand ich, daß er nach mir verlangte. Sobald ich an sein Bette trat, schlug er die Arme um meinen Nacken, und in Thränen ausbrechend ermahnte er mich ernstlich, in den Wegen Gottes fortzuwandeln, und hielt mich fest, bis er niedersank und starb; und sogar da konnte man schwer seine Finger losmachen. Ich wäre gern mit ihm gestorben, und wünschte mit ihm begraben zu werden, todt oder lebendig.

Von der Zeit an weinte ich vom Morgen bis in die Nacht, und betete, daß ich ihn sehen möchte. Ich wurde schwächer und schwächer, bis eines Morgens um ein Uhr, als ich lag und weinte wie gewöhnlich, ich ein Geräusch hörte, und indem ich mich erhob, ihn an das Bette kommen sah. Er sah sehr verdrießlich aus, schüttelte den Kopf gegen mich, und in ein oder zwei Minuten gieng er weg.

Eine Woche nachher mußte ich mich zu Bette halten, und wurde immer übler, bis nach sechs oder sieben Tagen man an meinem Leben verzweifelte. Da, um eilf Uhr Nachts, kam mein Oheim herein, sah vergnügt aus, und sezte sich neben das Bette. Er kam hernach jede Nacht zu derselben Stunde, und blieb bis der Hahn krähete. Ich war äußerst froh, und hielt meine Augen auf ihn gerichtet so lang er dablieb. Wenn ich zu trinken oder sonst etwas verlangte, ob ich gleich weder sprach noch mich bewegte, so holte er es, und sezte es auf den Stuhl neben das Bette. Ich konnte in der That nicht reden. Oftmals bemühte ich mich, aber ich konnte die Zunge nicht regen.

Jeden Morgen, wenn er weggieng, wägte er seine Hand gegen mich, und ich hörte eine köstliche Musik, als ob viele Personen zusammen sängen.

Nach sechs Wochen wurde ich besser. Da dachte ich einst in der Nacht nach, ob ich wohl thäte zu verlangen, daß er kommen möchte, und bat, Gott möge seinen eigenen Willen thun, als er hereinkam und neben meinem Bette stand. Er war aber nicht in seiner gewöhnlichen Tracht; er hatte ein weißes Gewand an, das ihm bis auf die Füße reichte *). Er sah ganz vergnügt aus. Um ein Uhr stand bei ihm eine weißgekleidete Person, größer als er, und ausnehmend schön. Dieser kam mit dem Gesang wie von vielen Stimmen, und blieb bis nahe an den Hahnenschrei. Dann lächelte mein Oheim, und wägte die Hand gegen mich zwei oder dreimal. Sie entfernten sich mit unaussprechlich süßer Musik, und ich sah ihn nie mehr **).

Ein Jahr hernach warb ein junger Mann um mich, und in einigen Monden waren wir einverstanden uns zu heirathen. Aber er hatte erst noch eine andre Reise vor, und gieng eines Abends an Bord seines Schiffes. Um eilf Uhr, da ich hinausgieng nach meiner Mutter zu sehen, sah ich ihn an seiner Mutter Thür stehen, die Hände in den Taschen und den Hut in die Augen gedrückt. Ich gieng zu ihm, und streckte die Hand aus um seinen Hut zu lüften, aber er gieng schnell bei mir vorbei, und ich sah die Mauer an der andern Seite der Enggasse sich theilen, während er hindurchgieng, und sich dann unmittelbar hinter ihm schließen. Den nächsten Morgen um zehn starb er.

---

*) Ist das nicht immer dasselbe, was wir in der Seherin von Prevorst und anderwärts lesen? Das Gewand bezeichnet eine höhere Stufe des Friedens, dessen Entwickelung das zu frühe, heftige Verlangen der Nichte einigermaßen gestört zu haben scheint.

**) Abermals ein Beweis erstiegener höherer Seligkeit oder Vollendung.

Wenige Tage nachher gieng Johann Simpson, einer unserer Nachbarn, ein Mann, der wahrhaft Gott fürchtete und mit dem ich besonders bekannt war, zur See, wie gewöhnlich. Er segelte ab auf einen Dienstag. Die folgende Freitags-Nacht, zwischen eilf und zwölf Uhr, hörte ich Jemand in meinem Zimmer gehen, und jeder Tritt lautete, als ob er im Wasser gienge. Alsdann kam er neben das Bette in seiner Seejacke, ganz naß, und streckte seine Hand über mich aus. Drei Wassertropfen fielen auf meine Brust und fühlten sich kalt wie Eis. Ich bemühte mich seine Frau zu wecken, die bei mir lag, aber ich konnte es so wenig als wenn sie todt wäre. Hernach hörte ich, daß er in dieser Nacht Schiffbruch gelitten hatte. In weniger denn einer Minute verschwand er, kam aber die sechs oder sieben folgenden Nächte jedesmal zu mir, zwischen eilf und zwei. Ehe er kam und wenn er weggieng, hörte ich immer eine sanfte Musik. Nachher kam er sowohl bei Tag als Nacht; jede Nacht um zwölf, mit der Musik bei seinem Kommen und Gehen, und jeden Tag bei Sonnenaufgang, am Mittag und bei Sonnenuntergang. Er kam, in welcher Gesellschaft ich auch seyn mochte, in der Kirche, im Predigthaus (Dissenter-Kirche), in meine Reihe (class), war immer gerade vor mir, und veränderte seine Stellung, wie ich die meinige. Wenn ich mich sezte, so sezte er sich; wenn ich kniete, so kniete er; wenn ich stand, so stand er gleichfalls. Ich hätte gern mit ihm geredet, aber ich konnte nicht; so entsank mir innerlich das Herz. Inzwischen griff es mich mehr und mehr an, so daß ich meine Eßlust, meine Farbe und meine Kräfte verlor. Dieß dauerte zehn Wochen, während ich abzehrte und es Niemanden zu sagen wagte. Zulezt kam er vier oder fünf Nächte ohne alle Musik und sah sehr traurig aus. In der fünften Nacht zog er die Bettvorhänge gewaltsam hin und her, mich immer starr anschauend und wie höchst bekümmert. Das that er zwei Nächte. In der dritten Nacht legte ich mich um

eilf Uhr nieder, nach der Seite des Bettes zu. Ich sah ihn schnell im Zimmer auf- und abgehen. Entschlossen ihn anzureden, aber nicht gewillet, daß es Jemand hören sollte, stand ich auf und gieng hinauf auf die Bodenkammer. Als ich die Thür öffnete, sah ich ihn auf mich zukommen, und schrack zurück; worauf er in einiger Entfernung stehen blieb. Ich sprach: „Im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes, was habt ihr mit mir zu schaffen?“ Er antwortete: „Betty (Lisbeth), Gott verzeihe euch, daß ihr mich so lang von meiner Ruhe abhaltet. Habt ihr vergessen, was ihr verspracht, ehe ich zur See gieng — für meine Kinder zu sorgen, wenn ich ertränke? Ihr müßt Wort halten, sonst kann ich nicht ruhen.“ Ich sprach: „Ich wünschte, ich wäre todt.“ Er sagte: „Sprecht nicht so; ihr habt vorher noch mehr durchzumachen; und überdem, wüßtet ihr so viel wie ich, so würdet ihr nicht sorgen, wie bald ihr sterben sollt. Ihr mögt die Kinder in ihrem Lernen vorwärts bringen, so lange sie leben; sie haben nur kurze Zeit.“ Ich sagte: „Ich will so viel Sorgfalt anwenden, als ich kann.“ Er fügte hinzu: „Euer Bruder hat geschrieben, ihr solltet nach Jamaica kommen; aber wenn ihr hingeht, wird es eurer Seele schaden. Ihr denkt auch darauf, euern Stand zu verändern; aber wenn ihr den heirathet, an den ihr denkt, so wird es euch von Gott abziehen, und ihr werdet weder hier noch dereinst glücklich seyn. Haltet fest an Gott und wandelt fort in dem Wege, worin ihr auferzogen seyd.“ Ich fragte: „Wie bringt ihr eure Zeit zu?“ Er antwortete: „Mit Lobgesängen. Aber davon werdet ihr bald mehr wissen; denn wo ich bin, da werdet ihr gewißlich auch seyn. Ich habe viel Glückseligkeit verloren, indem ich zu euch gekommen bin, und ich hätte nicht so lange warten sollen ohne andre Mittel euch zum Reden zu bringen; aber der Herr wollte nicht zulassen, daß ich euch erschreckte. Habt ihr noch sonst was zu sagen? Es geht stark auf zwei, und hernach kann

ich nicht mehr bleiben. Ich werde noch zweimal vor dem Tod meiner zwei Kinder zu euch kommen. Gott segne euch!" Unmittelbar darauf hörte ich ein Singen, als wenn tausend Stimmen vereinigt wären. Er gieng dann die Treppe hinunter, und ich folgte ihm bis zum ersten Absatz. Er lächelte, und ich sagte: „Ich hätte gerne, daß ihr wiederkämet." Er stand still bis ich zu ihm kam. Ich that ihm zwei oder drei Fragen, die er sogleich beantwortete, aber hinzufügte: „Ich wünschte ihr hättet mich nicht zurückgerufen; denn jezt muß ich etwas von euch nehmen." Er hielt ein wenig ein und sagte: „Ich denke, ihr könnt euch am besten von dem Gehör eures linken Ohres trennen." Er legte seine Hand darauf, und in dem Augenblick war es taub wie ein Stein; und erst vor einigen Jahren habe ich wieder ganz weniges Gehör darauf bekommen *). Der Hahn krähete als er zur Thür hinausgieng, und alsdann schwieg die Musik. Das ältere von seinen Kindern starb mit drei und einem halben, das jüngere ehe es fünf Jahre alt war. Er erschien vor eines jeden Tod, aber ohne zu reden. Nach diesem sah ich ihn nicht mehr.

Kurz vor Michaelis 1763 gieng mein Bruder Georg, der ein guter junger Mensch war, zur See. Den Tag nach Michaelstag, um Mitternacht, sah ich ihn neben meinem Bette stehen, umgeben von einem herrlichen Licht, und mich ernsthaft anschauend. Er war über und über naß. Dieselbe Nacht scheiterte das Schiff, worauf er fuhr, an einem Felsen, und das ganze Schiffsvolk ertrank.

Den 9. April 1797 um Mitternacht lag ich wach im Bette und sah meinen Bruder Johann daneben stehen. Gerade zu der Zeit starb er in Jamaica.

---

*) Was dieser Raub oder dieses Wahrzeichen oder Pfand bedeutet, möchte sich nur aus dem erklären lassen, was die Erzählerin verschweigt. Man sehe unten etwas Aehnliches.

Durch seinen Tod bekam ich Anspruch auf ein Haus zu Sunderland, das uns von unserm Großvater Johann Hobson hinterlassen war, einem äußerst gottlosen Mann, der vor vierzehn Jahren ertrunken ist. Ich bestellte einen Anwalt, um es von meiner Tante zu erstreiten, die Besitz davon genommen hatte; da ich aber mehr Schwierigkeit fand als ich erwartet hatte, so gab ich es im Anfang Decembers auf. Drei oder vier Nächte hernach, als ich vom Gebet aufstand, kurz vor eilf, sah ich ihn in geringer Entfernung dastehen. Ich schrie: „Gott segne mich! was bringt euch hieher?“ Er antwortete: „Ihr habt das Haus aufgegeben; Hr. Parker hat euch dazu gerathen; aber wenn ihr es thut, so werde ich keine Ruhe haben. Zuverlässig wird Hr. Dunn, den ihr bestellt habt, nichts für euch thun. Geht nach Durham, bestellt dort einen Anwalt, und ihr werdet es erlangen.“ Seine Stimme war laut, und so hohl und tief, daß jedes Wort mich durchdrang. Seine Lippen bewegten sich nicht im mindesten, noch auch seine Augen, sondern der Schall schien aus dem Fußboden zu kommen. Als er ausgeredet hatte, so drehte er sich um und gieng zum Zimmer hinaus.

Im Januar, als ich neben dem Bette saß, ein Viertel vor zwölf, kam er herein, stellte sich vor mich, sah mich ernsthaft an, gieng dann auf und ab, stand wieder und sah mich an. Das that er eine halbe Stunde lang, und so kam er jede andre Nacht während drei Wochen. Diese ganze Zeit schien er zornig, und manchmal war sein Blick ganz wild und grimmig. Einst in der Nacht saß ich weinend im Bette, da kam er und fing an die Decken wegzuziehen; ich suchte seine Hand zu berühren, konnte aber nicht, worauf er zurückfuhr und lächelte.

Die zweitnächste Nacht, um zwölf, saß ich wieder auf und weinte, als er kam und sich neben das Bett stellte. Als ich ein Schnupftuch suchte, so schritt er nach dem Tisch, nahm eines, brachte es und ließ es auf das Bett fallen.

Nach diesem kam er drei oder vier Nächte, zog die Decken weg und warf sie auf die andre Seite des Bettes.

Zwei Nächte hernach kam er als ich auf dem Bette saß, und nachdem er auf- und abgegangen war, so schnappte er das Halstuch mir vom Nacken; ich fiel in Ohnmacht. Als ich zu mir kam, stand er gerade vor mir, gleich darauf kam er dicht an mich heran, warf es auf das Bett und gieng weg.

Da ich das Jahr zuvor lange krank gewesen war, da ich durch sein öfteres Wegziehen der Decken mich sehr erkältet hatte und von diesen Erscheinungen abgemattet war, so mußte ich nun meistens das Bett hüten. Die nächste Nacht, bald nach eilf, kam er wieder. Ich fragte: „In Gottes Namen, warum plagt ihr mich so? ihr wisset, daß es mir jezt unmöglich ist nach Durham zu gehen. Aber ich fürchte daß ihr nicht selig seyd, und bitte, laßt mich wissen ob ihr es seyd oder nicht?“ Nach einer kurzen Pause antwortete er: „Das ist eine kühne Frage, die ihr thut. Wofern ihr wußtet, daß ich übel that bei meinen Lebzeiten, so sorget ihr es besser zu machen.“ Ich sagte: „Es ist ein anstößig Ding, auf solche Art zu leben und zu sterben.“ Er erwiederte: „Es ist jezt keine Zeit zu Betrachtungen; was geschehen ist, läßt sich nicht ungeschehen machen.“ Ich sagte: „Es muß eine große Glückseligkeit seyn, in dem Herrn zu sterben.“ Er sagte: „Haltet euer Maul! haltet euer Maul! Auf eure Gefahr erwähnt solch ein Wort nicht mehr vor mir.“ Ich war erschrocken und suchte mein Herz zu Gott zu erheben. Er stieß einen starken Schrei aus und sank dreimal nieder, jedesmal mit einem lauten Stöhnen. Als er jezt verschwand, so that es einen großen feurigen Bliz, und ich verlor die Besinnung *).

*) Also sobald das Gewissen aufgeweckt wird, so fängt auch die Qual an. Die irdischen Sorgen sind ihre kurzen Ableiter.



Drei Tage nachher gieng ich nach Durham und legte die Sache in die Hände des Anwalts Hrn. Hugill. Die nächste Nacht um eins kam er herein, aber indem ich die Bibel ergriff, gieng er weg. Einen Monat hernach kam er um eilf. Ich sagte: „Herr segne mich! was hat euch wieder hergebracht?“ Er sagte: „Hr. Hugill hat nichts gethan als Einen Brief geschrieben; ihr müßt schreiben oder wieder nach Durham gehen; es kann in wenig Tagen entschieden seyn.“ Ich fragte: „Warum geht ihr nicht zu meinen Tanten, die mir es vorenthalten?“ Er antwortete: „Ich habe keine Macht, zu ihnen zu gehen, und sie können es nicht ertragen. Wenn ich könnte, so würde ich zu ihnen gehen, wäre es nur um sie zu warnen; denn ich besorge, wo ich bin, werde ich gar Viele kriegen, die mir Gesellschaft leisten.“ Er fügte hinzu: — „Nehmt euch in Acht! Peggy (ihre Tante) führt Unheil im Schild; sie wird suchen euch zu begegnen, wenn ihr aus dem Kirchenstuhl (class) kommt. Ich sage es nicht, euch zu hindern dahin zu gehen, sondern damit ihr vorsichtig seyn möget. Laßt Jemand mit euch hin- und wieder zurückgehen; wiewohl ich nicht sagen kann, ob ihr entrinnen werdet.“ Ich sagte: „Sie kann nichts weiter thun, als Gott ihr zuläßt.“ Er antwortete: „Wir haben alle zu wenig mit ihm zu thun; erwähnt das Wort nicht mehr. Sobald dieses entschieden ist, so kommt zu mir zu Beyldon-Hill (etwa eine halbe Engl. Meile von der Stadt) zwischen zwölf und eins in der Nacht.“ Ich sagte: „Das ist ein zu einsamer Ort für eine Frauensperson, um zu der Zeit in der Nacht dahinzugehen. Ich bin bereit bei den Ballast-Hills oder auf dem Kirchhof mit euch zusammenzutreffen.“ Er sagte: „Das geht nicht; aber wovor fürchtet ihr euch?“ Ich sagte: „Ich fürchte mich nicht vor euch, aber vor rohen Menschen.“ Er sagte: „Ich will euch sicher stellen, sowohl im Hinweg, als wieder zurück.“ Ich fragte: „Darf ich nicht einen Geistlichen mitbringen?“ Er antwortete: „Geht ihr

damit um? Ich will von Niemand gesehen seyn als von euch. Ihr habt mich schon schwer genug geplagt; bringt ihr Jemand mit, so haftet für die Folge."

Von der Zeit an erschien er alle Nacht zwischen eilf und zwei. Wenn ich Feuer und Licht auslöschte, in Hoffnung ihn nicht zu sehen, so half es nichts; denn sobald er kam war die ganze Stube hell, aber von einem schrecklichen Licht, wie das von brennendem Schwefel; aber so oft ich die Bibel nahm oder niederkniete, oder auch im Herzen betete, so war er weg.

Donnerstag den 12. Mai kam er um eilf, als ich am Feuer saß. Ich fragte: „In Gottes Namen, was begehrt ihr?" Er sagte: „Ihr müßt nach Durham gehen oder schreiben; ich kann nicht von euch bleiben bis dieses entschieden ist, und ich kann nicht bleiben wo ich bin *)." Als er weg war so mußte ich heftig weinen, weil ich meiner Unruhe kein Ende sah. In diesem Kampfe verblieb ich bis nach eins und dann gerieth ich in ein Fieber. Um zwei kam ich zu mir selbst und sah neben dem Bette Einen in weißem Gewande stehen, das ihm bis auf die Füße reichte. Ich rief: „Im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes!" Er sagte: „Der Herr ist mit euch; ich bin gekommen euch zu trösten. Was habt ihr für Ursache so zu klagen und zu murren über eure Freunde? Betet für sie und überlasset sie Gott. Steht auf und betet." Ich sagte: „Ich kann nicht beten." Er sagte: „Aber Gott wird euch helfen; haltet nur fest an Gott; ihr seyd auch lässig mit Andern zu beten und scheuet euch das Abendmahl zu nehmen. Brecht durch diese Lässigkeit und diese Furcht hindurch. Der Herr segne euch und sey immer mit euch!" Als er weggieng, so hörte ich viele Stimmen Hallelujah singen, in einer Melodie, dergleichen

*) Er glaubte durch die Entscheidung zur Ruhe zu kommen — aber schwerlich mit Recht.

ich nie gehört hatte. Alle meine Unruhe war weg, und ich begehrte nichts als mit ihnen davon zu fliegen.

Samstag den 28. Um zwölf stand mein Großvater neben meinem Bette. Ich sagte: „In Gottes Namen, was begehrt ihr?" Er sagte: „Ihr macht der Sache kein Ende; schaffet, daß sie sobald als möglich entschieden wird. Mein Kommen ist mir selbst so unbequem als es euch seyn kann." Ehe er kam war ein starker Brandgeruch, und die Stube war voll Rauch, der mir in die Augen drang und mich auf einige Zeit hernach beinahe blind machte.

Mittwoch den 21. Juni. Um Sonnenuntergang gieng ich bei Hrn. Knox die Treppe hinauf; da sah ich ihn aus dem Zimmer gegenüber auf mich zukommen. Er gieng oben auf der Treppe dicht bei mir vorbei. Ehe ich ihn sah, roch ich einen starken Brandgeruch, und ebenso Miß Hasmer. Es kam mir in den Hals und erstickte mich beinahe. Ich sezte mich und verlor die Besinnung.

Freitag den 3. Juli saß ich beim Mittagessen; da däuchte mir, ich höre Jemand über den Gang kommen. Ich schaute um und sah meine Tante, Margarethe Scot, von Newcastle, hinter mir stehen. Samstag bekam ich einen Brief, der mir anzeigte, daß sie an jenem Tage gestorben war.

So weit Elisabeth Hobson.

Sonntag den 10. Juli erhielt ich den folgenden Brief von einem Freund, dem ich sie empfohlen hatte.

Sunderland den 6. Juli 1768.

„Ich habe Ihnen gemeldet, daß Elisabeth Hobson in den Besiz des Hauses gesezt worden. In derselben Nacht kam ihr alter Besuch, der sie eine Zeit lang nicht beunruhigt hatte, wieder, und sagte: „Ihr müßt mit mir zusammentreffen zu Boyldon-Hill, Donnerstag Nacht ein wenig vor zwölf. Ihr werdet viele Erscheinungen sehen, die euch heißen werden zu ihnen kommen, aber bewegt euch nicht, gebt ihnen auch keine Antwort. Ein Viertel vor zwölf

werde ich kommen und euch rufen, aber noch immer antwortet nicht und bewegt euch nicht. Sie sagte: „Es ist was Hartes für mich, daß ihr verlangt, ich soll dort mit euch zusammenkommen. Warum könnt ihr nicht jezt Abschied nehmen?“ Er antwortete: „Es dient zu euerm Besten, daß ich es verlange. Ich kann jezt von euch Abschied nehmen; aber wenn ich es thue, so muß ich etwas von euch nehmen, das ihr nicht gern fahren lassen würdet.“ Sie sagte: „Mögen nicht etliche Freunde mit mir kommen?“ Er sagte: „Sie mögen; aber sie dürfen nicht gegenwärtig seyn, wenn ich komme.“

Dieselbe Nacht kamen unser zwölf bei Hrn. Davison zusammen (eine Viertel Engl. Meile von dem Hügel) und brachten einige Zeit im Gebet zu. Gott war in Wahrheit mit uns. Dann giengen unser sechs mit ihr auf den Platz und ließen die Uebrigen zurück, um für uns zu beten. Wir kamen etwas vor zwölf dahin und blieben dann in geringer Entfernung von ihr stehen. Da es eine schöne Nacht war, so behielten wir sie im Gesicht, und brachten die Zeit mit Beten zu. Sie blieb dort bis wenige Minuten nach eins. Als wir sahen, daß sie sich wegbewegte, so giengen wir ihr entgegen. Sie sagte: „Gott sey Dank, es ist Alles vorüber und zu Ende! Ich fand Alles wie er mir gesagt hatte. Ich sah viele Erscheinungen, die mich zu sich riefen, aber ich antwortete nicht und bewegte mich nicht. Dann kam er und rief mir in der Entfernung, aber ich achtete nicht darauf; bald hernach kam er zu mir her und sagte: „Ihr kommt wohl gerüstet.“ Er gab ihr dann die Gründe an, warum er sie ersucht hatte mit ihm an dem Orte zusammenzutreffen, und warum er hier Abschied nehmen konnte und nicht in dem Hause, ohne etwas von ihr zu nehmen. Aber zugleich befahl er ihr, es Niemanden zu sagen, beifügend: „Wenn ihr dieses irgend einer Creatur entdeckt, so bin ich genöthigt, euch so lang ihr lebt zu beunruhigen; thut ihr es nicht, so werde ich euch nicht mehr beunruhi-

gen, noch euch jemals mehr sehen, weder in der Zeit, noch in der Ewigkeit." Er bot ihr dann Lebewohl, wägte die Hand und verschwand.

4.

Der Gutsherr von Cool.

Auszug eines Briefs des Hrn. Jakob Hamilton.

Der Bediente des Dr. Menzie, Arztes zu Dumfries in Schottland, sagte seinem Herrn und vielen Andern, der Gutsherr (laird) von Cool, der kürzlich gestorben war, sey ihm erschienen, habe ihn niedergeritten nnd sein Pferd getödtet; habe ihn auch an den und den Ort bestellt, wo er etwas später mit ihm zusammentreffen sollte, was er zu thun versprochen habe. Aber Hr. Paton, zu der Zeit Prediger zu Dumfries, rieth ihm, das Versprechen nicht zu halten.

Hr. Ogilvie, damals Prediger zu Innerwick unweit Dunbar, der dieß hörte, tadelte Hrn. Paton sehr, und sagte: „Wäre er da gewesen, er würde ihm nicht nur gerathen haben, sein Versprechen zu halten, sondern mit ihm gegangen seyn." Der nachstehende Bericht über das, was darauf erfolgte, von der eigenen Hand des Hrn. Ogilvie geschrieben, wurde nach seinem Tode von Frau Ogilvie in seinem Pult gefunden. Sie gab ihn dem Hrn. Lundie, damalen Prediger von Oldhamstocks, der ihn mir gab.

Jakob Hamilton.

Das Folgende ist von der Copie des Hrn. Lundie abgeschrieben.

Den 3. Febr. 1772, Abends um sieben Uhr, als ich auf dem Friedhofsweg daher kam, so kam Einer hinter mir her geritten. Ich schaute zurück und rief: „Wer da?" Er antwortete: „Der Gutsherr von Cool." In der Meinung, es wollte mir Einer einen Streich spielen, schlug

ich nach ihm mit meinem Rohr. Es fand keinen Widerstand, sondern fuhr mir aus der Hand, wohl zwanzig Ellen weit. Ich stieg ab und hob es auf, fand aber einige Schwierigkeit wieder aufzusteigen, theils durch das Springen meines Pferds, theils wegen eines Zitterns, das durch meine Gelenke rann. Er wartete bis ich wieder zu ihm kam, und ich sagte: „Wenn ihr der Gutsherr von Cool seyd, was habt ihr mit mir zu schaffen?“ Er antwortete: „Ihr habt unternommen, was Wenige in Ridsdale thun würden.“ Ich fragte verwundert: „Was habe ich unternommen?“ Er erwiederte: „Lezten Samstag tadeltet ihr den Hrn. Paton, daß er dem jungen Menschen gerathen, sein Versprechen nicht zu halten, und sagtet, ihr wäret bereit selbst mit ihm zu gehen.“

Ogilvie. Wer hat euch benachrichtigt, daß ich das gesagt habe?

Cool. Wir Todte wissen viele Dinge, wovon die Lebenden nichts wissen. Mein ganzes Begehren ist, daß ihr euer Versprechen erfüllen wollet, und meine Aufträge an meine Frau ausrichten.

Ogilvie. Habe ich gesagt, daß ich den ganzen Weg nach Dumfries machen wollte, um dergleichen auszurichten? Es ist mir nie in den Sinn gekommen.

Cool. Was ihr im Sinn hattet, weiß ich nicht; aber ich kann mich auf meine Nachricht verlassen, daß das eure Worte waren. Aber ich sehe, ihr seyd etwas in Verwirrung; ich will euch wieder aufwarten, wenn ihr mehr Gegenwart des Geistes habt.

Inzwischen waren wir unter den Kirchhof gekommen, und während ich überlegte, ob ich es versprochen hätte oder nicht, so brach er von mir durch den Kirchhof durch, mit so schreckbarer Gewalt und so zischendem Geräusch, daß es mich in noch größere Verwirrung brachte. Als ich nach Haus kam, und meine Frau mich sehr bleich sah, so fragte sie, was mir fehle? Ich sagte zu ihr, ich sey ein wenig

unwohl, und verlangte etwas zu trinken. Nachdem ich dadurch erleichtert und erfrischt war, zog ich mich in meine Stube zurück, um über dieses erstaunenswürdige Begebniß nachzudenken.

Den 5. März 1772, als ich um Sonnenuntergang bei Wilhelm White's Moor vorbeiritt, kam der Gutsherr von Cool wieder zu mir herangeritten, und sagte: „Fürchtet euch nicht, ich will euch nichts zu leid thun." Ich versezte: „Ich fürchte mich nicht im geringsten; denn ich weiß, daß der, auf den ich traue, stärker ist, denn ihr Alle zusammengenommen."

Cool. Ihr seyd sicher vor mir, wie zu meinen Lebzeiten.

Ogilvie. So laßt uns ein freies Gespräch zusammen führen, und gebt mir einige Nachricht über die andre Welt.

Cool. Welche Nachricht begehrt ihr von mir?

Ogilvie. Seyd ihr in einem Zustande der Seligkeit oder nicht?

Cool. Das ist eine Frage, die ich nicht beantworten will. Fragt sonst was.

Ogilvie. So frage ich denn, was ist das für eine Art von Leib, worin ihr erscheinet?

Cool. Es ist nicht derselbe Leib, worin ich Zeuge eurer Verheirathung war, noch der, worin ich starb; der vermodert im Grabe; sondern es ist ein solcher Leib, der mir im Augenblick entspricht. Ich kann so schnell in diesem Leib als ohne ihn fliehen *). Will ich nach London gehen, nach Jerusalem oder nach dem Mond, so kann ich diese Reisen gleich bald vollbringen; denn es kostet mich

*) Dieser Leib wäre also ein Gewebe aus elementarischen Theilen, unterschieden vom Nervengeist, und mittelst des leztern willkürlich angezogen? oder ist es der Nervengeist selbst, und das ohne ihn eine bloße Idee („als wenn ich keinen Körper hätte")? oder endlich, heißt es so viel wie: „bloß in Gedanken?"

nur einen Gedanken. Dieser Leib ist gerade so flüchtig wie euer Gedanke. In gleicher Zeit könnt ihr eure Gedanken nach Rom wenden, und ich in Person dahingehn.

Ogilvie. Aber sagt mir, seyd ihr noch nicht vor Gott erschienen und habt von ihm als Richter ein Urtheil empfangen?

Cool. Noch nie.

Ogilvie. Man glaubt insgemein, es sey ein besonderes Gericht unmittelbar nach dem Tode, und ein allgemeines am jüngsten Tag.

Cool. Nichts dergleichen, nichts dergleichen. Es gibt keine Untersuchung, kein Urtheil, bis zum jüngsten Tag. Der Himmel, den gute Menschen unmittelbar nach dem Tode genießen, besteht in der Heiterkeit ihres Gemüths, der Zufriedenheit ihres guten Gewissens, und der gewissen Hoffnung ewiger Herrlichkeit. Die Hölle, welche die Gottlosen unmittelbar nach dem Tode leiden, besteht in ihrer Bosheit, in dem Stachel eines erwachten Gewissens, dem Schrecken vor dem Anblick des großen Richters und vor der ewigen Pein *). Und ihr Elend im Tode steht im richtigen Verhältniß zu dem Uebel, das sie im Leben thaten; aber Einige von diesen, wenn gleich nicht gut, waren weit weniger gottlos als Andre, und sind daher weit weniger elend. Und auf der andern Seite, Einige waren nicht gottlos in diesem Leben, hatten jedoch nur einen geringen Grad von Güte; und ihre Gesichter sind nicht verschiedener im Leben, als ihre Umstände nach dem Tode sind.

Ogilvie. Dieß bei Seite, ich möchte noch eine andre Frage thun. Wie kommt ihr zur Kenntniß dessen, was ich dem Hrn. Paton gesagt habe? Wart ihr bei uns, wenn gleich unsichtbar?

---

*) Aber beides ist ja schon ein particulares Gericht, welchem Gute und Böse unterworfen sind.

Cool. Nein. Aber ihr müßt wissen, daß nicht allein Engel fortwährend vom Himmel gesandt werden, gute Menschen zu hüten und zu trösten, sondern daß auch die Geister heiliger Menschen zu gleichem Auftrag verwendet werden.

Ogilvie. Aber hat jeder Mensch seinen Schutzengel?

Cool. Nicht jeder, aber viele einzelne Menschen haben ihn; und es gibt wenige Familien, die nicht einen zu ihrer Aufwartung hätten. Aus dem, was ihr von Geistern gehört habt, mögt ihr leicht begreifen, wie einer jedem Glied einer Familie dienstbar seyn kann, wenn sie auch weit von einander entfernt sind. Ja, ein mächtiger Engel oder abgeschiedener Geist ist hinreichend für manche Dörfer; aber einer großen Stadt sind viele Engel oder abgeschiedene Geister zugewiesen, die von einem großen Engel beaufsichtigt werden. Satan nun, in der Herrschaft über sein Reich, äfft dem Reiche Christi so viel wie möglich nach. Demnach schickt er auch Gesandte aus; aber weil er ihrer die Fülle hat, so läßt er oft zwei oder drei eine Familie bedienen, wenn sie von großer Macht und Einfluß ist.

Ogilvie. Ich verstehe nicht, wie die bösen Engel zahlreicher als die guten seyn sollen.

Cool. Welches auch die Zahl der Teufel seyn mag, so ist gewiß die Zahl böser abgeschiedener Geister, die zu diesem Zweck verwendet werden, überschwänglich größer, als die der guten. Und es ist ein so großer Unterschied zwischen den guten und bösen Geistern, als zwischen den guten und bösen Engeln, sowohl rücksichtlich ihrer Erkenntniß, als Thätigkeit, Stärke und Vermögen. Ja, manche abgeschiedene Geister übertreffen manche ursprüngliche Engel in all diesen Beziehungen. Nun haben sowohl die guten als die bösen Engel bestimmte Zeiten der Zusammenkunft, wo die vornehmsten Engel, gute und böse, denen das Amt über Städte, Hauptstädte oder Königreiche übertragen ist (nicht zu gedenken der Dörfer oder Individuen), Alles

hören, was vorgegangen. Viel Falsches wird unter den Lebendigen erzählt, aber nichts der Art unter den Todten. In der That, ein böser Geist würde kein Bedenken tragen, etwas Falsches zu sagen, wenn er irgend etwas damit gewinnen könnte; aber das kann er nicht. Nein, wenn er seinen Bericht abstattet, so darf er nichts als die Wahrheit sagen, oder wehe ihm! Aber außer ihren monatlichen, vierteljährlichen und jährlichen Zusammenkünften können abgeschiedene Geister einen Ausflug machen, einander zu besuchen, wenn es ihnen beliebt. Drei von diesen unterrichteten mich von dem, was ihr sagtet: Andreas Akeman, der des Hrn. Thurstons Familie wartet, Jakob Corbett, der über die Familie des Hrn. Paton wacht, und nach Frau Paton sah, als sie in euerm Hause war, und ein eigenthümlicher Abgesandter, der bestellt ist über die eurige zu wachen.

Ogilvie. Darüber war ich sehr verwundert, und nach einem kleinen Bedenken fragte ich: Ist denn ein Abgesandter der Hölle, der meiner Familie wartet?

Cool. Ihr mögt euch darauf verlassen, es ist einer.

Ogilvie. Und was ist sein Geschäfte?

Cool. Euch von eurer Pflicht abzuwenden, und euch so viel Böses thun zu lassen als er vermag; aber es hängt viel davon ab, den Geistlichen auf seiner Seite zu haben *).

Hiebei überfiel mich ein Grauen, das ich nicht ausdrücken kann; aber nachher sammelte ich mich wieder und sagte: Aber gibt es einen Teufel, der unserer Familie wartet, obgleich unsichtbar?

Cool. So gewiß als ihr athmet. Allein es ist auch ein guter Engel, der eurer Familie wartet, und ist stärker denn jener.

Ogilvie. Seyd ihr dessen gewiß?

---

*) Der Sinn ist wohl: gut mit Gott, folglich auch mit seinem Diener zu stehen.

Cool. Ja, und da sizt eben jezt einer auf euerm rechten Arm. Aber er hätte wohl sonst wo seyn dürfen, denn ich gedachte euch keinen Schaden zuzufügen *).

Ogilvie. Wie lang ist er bei mir gewesen?

Cool. Erst seit wir bei Branskie vorbei kamen; aber jezt ist er weg.

Ogilvie. Ich wünschte jezt von euch zu scheiden, und euch ein ander Mal zu sehen.

Cool. Es sey. Ich bedarf eurer Hülfe auf eine andere Weise. Für jezt sage ich euch Lebewohl. — Indem er das sagte, verließ er mich, vorn an dem Pfad, der nach Elmsclough führt.

Den 5. April 1772, als ich von Oldhamstocks zurückkehrte, stieß Cool mit mir bei der zerstörten Ringmauer zusammen. Ich sagte zu ihm: es freut mich euch zu sehen; was ist nun euer Verlangen an mich?

Cool. Alles was ich begehre ist, daß ihr zu meiner Frau gehen wollet, die mein ganzes Vermögen besizt, und sie von folgenden Umständen unterrichten. Erstlich schuldete ich dem Vorsteher (provost) Crosby 500 Pf. Schottisch (scots), mit drei Jahr Zinsen. Bei seinem Tode schmiedete mein Bruder und ich eine Quittung, und als sein Erbe wegen dieses Schuldscheins an mich schrieb, so zeigte ich ihm die Quittung und beschwichtigte ihn. Zweitens, als ich von Robert Kennedy's Tod hörte, so schmiedete ich eine Handschrift von 190 Pf. Sterling, die mir bezahlt wurden. Drittens, als Thomas Greor starb, so war ich ihm 36 Pf. Sterling schuldig; ich traf einen armen Jungen, einen Schreiber, dem ich sagte, ich hätte die Rechnung des Thomas Greor bezahlt, aber keinen Empfangschein, und wünschte, er sollte mir einen schreiben. Er gerieth in Heftigkeit, und sagte, er würde sich lieber

*) Hiedurch und durch andre Umstände charakterisirt sich Cool's Zustand.

hängen lassen. Ich sagte, nein, ich hätte nur gescherzt, und wünschte, er möchte dessen nie bei Jemand erwähnen. Zum vierten, ich schickte zu euerm Bruder, der Alles, was ich verlangte, für eine Guinee that, und für eine Guinee und eine halbe drüber mir eine Entlastung über weitere 200 Pf. (Schottisch) gab, die ich euerm Schwiegervater schuldig war. Was mich aber mehr quält, als all das Uebrige, ist die Ungerechtigkeit, die ich gegen Homer Marwell begangen habe, dessen Geschäftsführer ich war. Ich hatte von ihm 2000 Mark geborgt, von denen er 200 bei einem Andern geborgt hatte. Dafür gab ich ihm meine Verschreibung. Er starb in jenem Jahr mit Hinterlassung von neun Kindern. Seine Frau starb einen Monat vor ihm. Seine älteste Tochter wünschte, daß ich die Papiere durchsehen und ihr eine Berechnung über ihr Capital und Schulden geben sollte. Ich ließ seine Verschreibung in meine Tasche gleiten, wodurch seine Umstände sich übel herausstellten, und die neun Kinder alle darben. Diese Dinge bitte ich euch meiner Frau vorzustellen, und zu schaffen, daß sie in Richtigkeit kommen. Sie hat Fonds genug. Ist dieses geschehen, so denke ich wird mir leichter werden.

Nach einer kurzen Pause antwortete ich: Es ist eine gute Verrichtung, die ihr mir auftragen möchtet, nämlich dem Bedrängten Recht zu verschaffen, und ich würde dabei selber gewinnen; dennoch bitte ich ein wenig Aufschub, um die Sache zu überlegen. Ihr braucht mich nicht Muth fassen zu heißen; denn ob ich gleich euern Zustand einsehe, so fürchte ich mich doch so wenig vor euch, als vor einem neugebornen Kind. Sagt mir denn, weil eure Behendigkeit so groß ist, daß ihr im Augenblick tausend Meilen weit fliegen könnt, warum könnt ihr nicht zu eurer Frau fliegen, ihre Säcke unsichtbarerweise in euern Hut leeren, und an diesen Leuten Gerechtigkeit üben?

Cool. Ich kann nicht.

Ogilvie. Ihr sagt aber, wenn diese Dinge in Richtigkeit kämen, so würde euch leichter werden. Ich verstehe das nicht; denn welche Gerechtigkeit auch den Leuten jezt wird, so bleibt die Schuld der Ungerechtigkeit immer auf euch liegen. Allein warum könnt ihr nicht Geld nehmen, eure Schulden zu bezahlen?

Cool. Ich kann keines Menschen Geld anrühren, wegen deren, die zu Hütern der Gerechtigkeit verordnet sind.

Ogilvie. Wohl, aber nehmen nicht Menschen beständig Andern ihr Geld? und könnt ihr das nicht, der ihr euch selbst in hundert Gestalten verwandeln könnt?

Cool. Gott läßt nicht zu, daß wir Jemand beeinträchtigen; und in der That, Menschen können sich vor Menschen schützen, aber nicht vor Geistern. Wären diese nicht beschränkt, so wäre nichts, was ein Mensch hat, sicher.

Ogilvie. Aber könntet ihr nicht nach den Minen von Mexiko gehen, wo Gold genug ist, das nie vermißt werden würde?

Cool. Keine Geister, gute oder böse, haben irgend Macht, Geld oder Gold anzurühren.

Ogilvie. Aber was hindert böse Geister daran?

Cool. Eine höhere Macht, die Alles hütet und regieret.

Ogilvie. Warum könnt ihr aber nicht selbst zu eurer Frau gehen, und ihr sagen, was euch im Sinne liegt.

Cool. Das ist eine von den Fragen, die ich nicht beantworten will. Wenn ihr aber hingehen wollt, so will ich euch voller Zufriedenheit für eure Unruhe machen.

Am 10. April, da ich von Old-Cambus kam, traf ich ihn wieder auf der Poststraße, vorn an der Heide, welche das Pees heißt. Er fragte, ob ich die Sache überlegt hätte? Ich sagte zu ihm: Ja, und bin immer derselben Meinung. Denn was für einen Narren würde ich aus mir machen, wenn ich mich anschickte nach Dumfries zu gehen, und eurer Frau zu sagen, ihr wäret mir erschienen

und hättet mir von vielen Fälschungen und Schelmereien erzählt, die ihr begangen, wofür ihr zieme, Ersatz zu leisten? Ists wahrscheinlich, daß sie ihr Geld hingeben wird? Würde sie nicht vielmehr sagen, ich sey verrückt, wofern sie mich nicht wegen Ehrenkränkung verklagen wird? Aber lassen wir diesen Gegenstand bis zu unserer nächsten Unterredung fallen und —

Hier endigt das Manuscript. Ob Herr Ogilvie ihn nicht mehr gesehen, oder ob der Tod ihn verhindert hat, ihr übriges Gespräch aufzuschreiben, ist ungewiß.

Jedenfalls zu bedauern. Denn Ogilvie war zum Theil in tiefere, dem unruhigen Geist sehr nützliche Fragen eingegangen, und schon dieses Bruchstück ist lehrreich. Vermuthlich hat er sich erst in den Verhältnissen nach der Sichtbarkeit erkundigt, und hierauf weitere kluge Einleitungen getroffen.

— y —

Zur Geschichte der Wünschelruthe.

(Aus England.)

Vor etwa 50 Jahren befand sich eine reiche Britin, Lady Newark, in Provence, in einem Schlosse, dessen Eigenthümer gern einen Brunnen zu seinem Hausgebrauche hätte haben mögen. Alle Nachforschungen nach einer Quelle, welche er seit mehreren Jahren angestellt, waren fruchtlos geblieben. Man deutete ihm endlich einen Bauer an, der in dem Rufe stand, Wasser erspähen zu können. Er entschloß sich ihn kommen zu lassen. Die Engländerin machte sich außerordentlich lustig über die Voraussetzung, daß ein Individuum, dem es an allem Unterricht gebrach, das mehr ein einfältiges, als ein aufgewecktes Ansehen hatte, mit solcher Fähigkeit begabt seyn sollte. Der Landmann begnügte sich, bei ihren Spöttereien die Achseln zu zucken und zu entgegnen: „Sie werden schon sehen.“

Im Beiseyn mehrerer anderer Personen, die eben so ungläubig waren als Lady Newark, begann er gleich nachher seine Verrichtung. Mit der Wünschelruthe in der Hand schritt er ernst und ruhig vorwärts, die Gesellschaft einladend, einige Schritte hinter ihm zu bleiben. Plötzlich blieb er stehen. Die Ruthe krümmte sich stark, und war gegen eine gewisse Stelle des Bodens gerichtet. Die Einladung, hier nachzugraben, wurde unmittelbar in Ausführung gebracht, und zum größten Erstaunen aller Anwesenden stieß man auf eine beträchtliche Quelle, die noch jezt fließt.

Dringend befragt und durch eine ihm versprochene starke Belohnung offenherzig gemacht, erklärte der Bauer, daß er durchaus keine Kenntniß habe, weder von Naturgeheimnissen, noch von andern, und daß er, wenn er beauftragt werde, nachzuforschen, ob an einer Stelle Wasser vorhanden sey, er einzig und allein auf seine Wünschelruthe sich berufe, die er vom ersten Haselstrauch abschneide, und die sich, ohne seine Mitwirkung, dem Ort zuwende, wo eine Quelle seyn solle. Bleibe sie dagegen ruhig in seiner Hand, so dürfe er gewiß seyn, daß man kein Wasser finden werde.

Begreiflich lachten alle Anwesende über eine solche Erklärung. Einer nach dem Andern ergriff die Wünschelruthe, hielt sie, der Vorschrift gemäß, in der Hand, und schritt in verschiedenen Richtungen fort. Sie blieb vollkommen ruhig. Scherzend wurde sie endlich auch Lady Newark angeboten; sie nahm sie gleichermaßen. Aber wie groß war ihr Erstaunen und das der Uebrigen, als nach etwa 30 Schritten, in einer andern Richtung, wie die vom Bauer verfolgte, die Ruthe sich auf einmal in ihrer Hand zu bewegen und gegen den Boden zu neigen begann. Man grub nach und fand Wasser.

Nach ihrer Rückkehr in England wagte es die Genannte nur ganz in Geheimem, ihrer Wünschelruthe sich zu bedienen, weil sie besorgte, durch ihr Begehen sich lächerlich zu machen. Erst als Dr. Hulton 1803 seine „Nachforschungen Osanams" herausgab, worin der Umstand mit der Wünschelruthe als eine erwiesene Abgeschmacktheit bezeichnet wird (vierter Band, S. 260), wagte es Lady Newark, ihm einen X. Y. Z. unterzeichneten Brief zu schreiben, und ihm Alles mitzutheilen, was sie über diesen Gegenstand selbst erfahren hatte.

Sie gab ihm eine Adresse, falls er noch umständlichere Angaben zn haben wünsche. Er ermangelte nicht, darum sich zu bewerben, und nach einigen gewechselten Briefen faßte sie den Entschluß, ihm in Woolwich einen persönlichen

Besuch abzustatten. Hier entdeckte sie unter seinen Augen, mit Hülfe ihrer Wünschelruthe, eine Quelle an dem Orte, wo Dr. Hulton zu seinem Sommeraufenthalt sich ein Haus erbauen ließ, und wo man bis dahin nicht die geringste Spur von Wasser bemerkt hatte. Der Eigenthümer verkaufte sein Landgut einige Zeit nachher ans Collegium zu Woolwich, und zwar mit bedeutendem Gewinn, der eben erwähnten Quelle wegen.

Er sagt selbst, daß er der Augenscheinlichkeit nicht widerstehen konnte, als er die Ruthe in der Hand seiner Begleiterin, welche sie ganz locker hielt, sich bewegen, gegen den Boden sich senken und beinahe brechen sah. In der seinigen blieb sie ganz ruhig. Eine philosophische oder vernunftgemäße Erklärung des wunderbar scheinenden Umstandes gibt er nicht, weshalb wir eben so wenig in nähere Erörterungen darüber uns vertiefen mögen. Fügen wir jedenfalls hinzu, daß wir die Wahrheit der Sache so lange zu bezweifeln uns die Freiheit nehmen, bis wir mit eigenen Augen davon uns zu überzeugen und sie in allen ihren Einzelnheiten genau zu untersuchen, wo nicht zu erforschen, Gelegenheit gefunden haben werden *).

Es soll noch jezt in England mehrere angesehene, vielseitig unterrichtete Personen geben, unter andern einen gewissen Sir Carl H***, und eine Miß Fenwich, welche beide die gleiche Fähigkeit haben, und zwar in einem noch höhern Grade, als Lady Newark. Der erste hält sie geheim und hat es nicht gern, wenn man ihn ersucht, davon ein Beispiel aufzustellen, während die lezte sich eine besondere Ehre daraus macht.

*) In Deutschland ist die Wirkung der Wünschelruthe (Siderismus) schon längst als eine Naturwahrheit anerkannt. K.

I.

Mittheilungen aus Deutschland.

1.

Voraussagende Träume.

Der noch lebende Pediger und Gelehrte Gribel zu Lübek theilte nachstehenden merkwürdigen Traum seines Vaters einem meiner Freunde mündlich mit.

„Gribel's Vater hatte eine Wunde am Finger, durch falsche Behandlung kam der Brand dazu und die Aerzte erklärten, um noch Schlimmerem vorzubeugen, müsse die ganze Hand abgenommen werden. Er ergibt sich, obgleich mit schwerem Herzen darein, und der folgende Tag wird zur Operation festgesezt. Die Aerzte entfernen sich und der Krankliegende fügt zum leztenmal die leidende Hand in die andere zum Gebete und schlummert so betend ein. Frau und Tochter sitzen an seinem Bette. Er schläft sehr ruhig, endlich erwacht er ganz freudig und sagt: „die Hand wird mir nicht abgenommen werden. Eine glänzende Erscheinung zeigte sich mir im Traume und verkündigte mir dieß, hinzufügend: die Krankheit wird nur die beiden ersten Gelenke des leidenden Fingers abstoßen und die Hand wird etwas gekrümmt bleiben."

Dieses wird von der Frau für einen bloßen Traum erklärt.

Den andern Morgen kommen die Aerzte und erstaunen, indem sie den Verband abnehmen. Es hat sich auffallend mit dem Finger gebessert. Er lächelt: denn er wußte es vorher, daß sie es so finden würden. Die Operation wird verschoben, die Besserung schreitet vorwärts, endlich wird die Operation für unnöthig erklärt und die Krankheit endigt ganz wie jene Erscheinung Gribeln angekündigt.

2.

Abercrombin berichtet von einem Mann in Edinburg, der an einer Pulsadergeschwulst im Kniegelenk litt, und wo zwei Wundärzte bereits die Operation beschlossen hatten, daß seiner Gattin träumte, die Krankheit habe einen andern Ausweg genommen, und die Operation sey nicht nöthig. Als der Kranke die Geschwulst am andern Morgen nach dem Traume untersuchte, fand er, daß das Klopfen in derselben aufgehört hatte; und die Natur half sich nach und nach von selbst.

3.

Pfarrer Hartmann, ehemals zu Doffingen, erzählte: ein Weib seiner Gemeinde habe sich in eine Spindel gestochen, welche Verwundung so schlimm für die ganze Hand ausfiel, daß der ehemalige Leibchirurg Divernoy kein Mittel mehr wußte, als die Abnahme der ganzen Hand, wozu er auch schon einen Tag bestimmte. Das Weib schlief unter Beten und Bekümmerniß ein, da träumte ihr, es werde ihr angezeigt, wenn sie sich nur den Goldfinger amputiren ließe, so werde die ganze Hand gerettet.

Der Operateur, der den andern Tag ankam, wollte nicht daran. Das Weib aber hatte eine solche Zuversicht zu dem, was ihr im Traume gesagt worden, daß sie darauf bestand und alle Gefahr auf sich zu nehmen erklärte.

Hierauf wurde die Operation an dem einen Finger

vollzogen und mit so glücklichem Erfolge, daß die Hand gerettet wurde und keiner Operation mehr bedurfte.

Diese drei Beispiele beweisen zugleich, wie durch geistige und körperliche Leiden die Seele des Menschen oft in innere Kreise gezogen wird, in denen dann ihr im Schauen aufgeht, das ihr in den äußeren Kreisen der Sinne nicht werden kann.

4.

N., ein angesehener Mann, war in Folge siphylitischer Vergiftung blind geworden. Er konnte sein Schicksal nicht ertragen, und wälzte sich in der Verzweiflung auf dem Boden — so ein ganzes Jahr lang. Da sprach einer seiner Freunde, ein barscher Krieger, zu ihm: „ich wüßte wohl, was ich thäte" — „was denn?" — „ich nähme eine Pistole, und gäbe mir einen Schuß durch den Kopf." Diese unerwartete militärische Auskunft brachte den Blinden augenblicklich zur Besinnung. Er hatte hierauf einen merkwürdigen Traum, den er sogleich einem andern Freunde mittheilte, welcher mit einer tiefen Einsicht in die Geheimnisse der Natur einen lebendigen Glauben an Christum verbindet. Dem Blinden hatte geträumt, er sey vor der Stadt spazieren gegangen einem Walde zu; da habe sich eine Buhlerin an ihn gehängt, von der er sich immer los machen wollte, aber umsonst — da sey er auf den Einfall gekommen, er wolle sich blind stellen, um die Zudringliche zu vertreiben — nun habe er, wie ein Blinder, getappt, und augenblicklich sey er daheim gewesen, und frei. „Was bedeutet dieses?" Der christliche Freund deutete ihm nun den Traum, indem er sprach: „Durch die Blindheit, die Gott dir geschickt hat, bist du von deinem verderblichen Wandel gerettet worden; als Blinder hast du nun deine wahre Heimath gefunden — der Herr hat es wohl mit dir gemeint, denn er hat dich frei gemacht. Erkenne hierin seine Gnade, und sey ihm dankbar dein Lebenlang!" — Von nun an war der Blinde glücklich.

5.

Frau N. aus Mainz lag mehrere Monate in Stuttgart im Hause des Herrn Dr. M. krank. Diese hatte einige Nächte hindurch ganz schauerliche Träume von Särgen und Todtengerippen, denen sie das Haar kämme u. s. w. Als sie im Herbste nach Hause kehrte, bemerkte sie, daß am Kirchhofe ihres Wohnortes (Diessenhof) gebaut wurde, und erfuhr, man habe wegen des Bauwesens einen Theil des Kirchhofes abgegraben und die gefundenen Gerippe an einer andern Ecke eingegraben, worunter auch die Gebeine ihrer vor noch nicht langer Zeit verstorbenen Schwester. Sie erfuhr auch da nach genauerer Erkundigung, daß daß Ausgraben genau in derselben Stunde Statt gefunden, in der sie in Stuttgart wiederholt von aufgewühlten Särgen und Todtengerippen geträumt hatte.

II.

Vorausschauen Sterbender.

1.

Vorausschauen im Todeskampfe.

Der talentvolle Chemiker L..... lag im Entzündungsfieber. Das Uebel hatte die Hirnhäute ergriffen, und er rang zwischen Leben und Tod. Seine schwerbekümmerte Gattin klagte mir, wie er — auch sogar in jenem qualvollen Zustande der Kranken, wo in das wache Bewußtseyn und Erkennen sich die Fieberbilder mit unabweisbarer Frechheit eindrängen — fortwährend nicht zu Hause zu seyn behauptete; wie ihn dieß sehr beängstige und er durch alles Zureden kaum für Augenblicke zu überzeugen sey, daß er nicht eine Stube in der Wohnung einer Frau Hill habe beziehen müssen, welche einen sehr widrigen Eindruck auf ihn gemacht habe. Er nannte sie oft, sah sie leibhaftig, und war viel beschäftigt, sich aus ihrer Behausung los zu machen. Ich fragte, ob er eine Frau dieses Namens kenne, oder vielleicht in der lezten Zeit irgend eine englische Novelle gelesen habe? Aber der tüchtige practische Mann hatte so viel in seinem Fache zu lesen, daß er an dergleichen kaum je mehr denken mochte, auch gab es keine Frau dieses Namens unter allen, die er kannte, und sie erschien

ihm selbst als eine Fremde. Nicht Rückerinnerung also, sondern eine Fieberphantasie. Er unterlag der Krankheit, und die trostlose Wittwe sah den Vater ihrer drei unmündigen Kinder hinaustragen nach der Stadt der unterirdischen Wohnungen, deren Dächer die kleinen Hügel bilden, Kreuze ihre Schornsteine, Grabmäler ihre Bollwerke und Denksäulen ihre Thürme. Es war ihr Bedürfniß, einen Theil des geringen Nachlasses zu einem Gedächtnißsteine für den theuren Todten aufzuwenden. Als er fertig war, betrat sie selbst zum erstenmal den Kirchhof; sie ließ sich den Grabhügel zeigen, der ihr Glück einschloß, und las dicht neben ihm an, auf einem Kreuze: „Hier ruht die wohledle Frau Anna Hill."

2.

Fernschauen einer Sterbenden.

(Auszug aus einem Briefe.)

„Meinen Bruder Carl in Augsburg hat nur fünf Tage später wie mich das gleiche Geschick getroffen, auch er hat in Folge einer entzündlichen Krankheit seine liebende Lebensgefährtin verloren. Meine Schwägerin hatte den Tod meiner lieben Frau nicht mehr erfahren, wohl aber hatte sie eine Ahnung von ihm. Denn mein Bruder schrieb mir in lezterer Beziehung: „Am 3. April zwischen zwei und drei Uhr Morgens fragte mich Marie plötzlich: hast du keine Nachricht von Fritz bekommen? Seine Frau muß entbunden worden seyn, und es geht ihr dießmal nicht gut?" — Eine Stunde früher war meine Frau zu Ellwangen verschieden."

III.

Erscheinungsgeschichten.

1.

Es befindet sich zu **Weinsberg** die Familie eines ehrsamen Bürgers und Fuhrmanns Namens **Küstner**. In ihr war noch ein einziger lediger Sohn von etlich und zwanzig Jahren, der hauptsächlich das Fuhrwerk des Vaters versah und als ein rechtschaffener, fleißiger, nüchterner Jüngling bekannt war. Auch seine Gesundheit war immer fest, er litt nie an Nervenschwäche oder Ueberreizung. Es herrscht in dieser Familie keine Frömmelei und auch kein besonderer Glauben an außerordentliche Erscheinungen. Die Eltern schliefen mit einander in einem Zimmer, das von dem, in dem der Sohn schlief, durch die dazwischen liegende Wohnstube getrennt war.

In dem Zimmer des Sohnes befand sich außer seinem Bette an der entgegengesezten Wand noch ein leeres Bett, bestimmt für etwa kommende Gäste. In einer Nacht, und zwar ungefähr um Mitternacht vergangenen Frühlings, kam es dem Sohne, als er ganz wach im Bette saß, vor, als seufze etwas ganz fürchterlich in jenem leerstehenden Bette, er erhob sich, untersuchte, fand nichts, aber hörte immer das furchtbare Seufzen. Dadurch erschrocken und des Schlafs beraubt, kam er vor der Eltern Bett und klagte

ihnen, daß es ihm unmöglich sey zu schlafen: denn er werde immerhin von den schauerlichsten Seufzern, die aus jenem leeren Bette kämen, geweckt.

Die Eltern begaben sich nun mit ihm in jenes Zimmer, hörten aber durchaus nichts, während der Sohn immer fest behauptete, es seufze ja immer noch eben so stark und schauerlich fort.

Die Eltern beruhigten ihn nun so gut sie konnten und er legte sich wieder.

In der andern Nacht erschien er wieder zur gleichen Zeit vor dem Bette der Eltern und führte gleiche Klage. Sie giengen nun abermals mit ihm, hörten nichts, während er immer das Seufzen zu hören vorgab, untersuchten nun aber das Bett und die ganze Gegend desselben, horchten auch im Stalle und in der entfernten Kammer des Knechtes, vernahmen aber nichts, wogegen der Sohn immer behauptete, sie müssen es hören: denn er höre es ja immer und sie hätten ja doch sonst auch noch ein gutes Gehör, und es sey ein Seufzen, das ein Tauber hören müsse.

In der dritten Nacht erschien der Sohn wieder vor dem Bette der Eltern, aber jezt erst gegen drei Uhr, und jezt zerstört und zitternd und sagt: er habe die fürchterlichste Nacht seines Lebens gehabt. Um die Zeit, wo er sonst von jenen Seufzern geweckt wurde, sey er auf einmal, er wisse nicht durch was, erwacht, habe sich wach und bei vollen Sinnen im Bette anfgesezt, da sey die weiße Gestalt einer kleinen alten Frau von jenem Bette her auf ihn zugekommen, sey zu seinen Haupten ein paarmal hin- und hergegangen und habe sich hierauf zu ihm auf's Bett gesezt und ihn mit einem ganz traurigen Gesichte angeblickt. Es sey ganz Gestalt und Gesicht seiner verstorbenen Großmutter (deren Liebling er war) gewesen. Nachdem sie ihn lange so angeblickt, habe sie ihm auf einmal mit den Händen drei Striche über Haupt, Schläfe und Hals gemacht,

worauf ihn ein Schauer ergriffen, und er mit halberstickter Stimme: o Gott! gerufen. Auf dieses sey die Gestalt wieder langsam gegangen und wie durch die Wand bei jenem Bette verschwunden. Die Eltern suchten ihn hierauf so viel ihnen möglich zu beruhigen und er sah, fühlte und hörte in den folgenden Nächten auch nichts der Art mehr, wurde auch nie mehr geweckt. Weder von ihm noch den Eltern wurde von dieser Sache auch mehr gesprochen, man bemerkte aber, daß er von dieser Zeit an mehr in sich gekehrt lebte und öfter als sonst in Bibel und Gesangbuch las. Einige Monate darauf fuhr er mit einem beladenen Holzwagen die Steige von Löwenstein herunter, gerieth beim Sperren unter das Rad, Brustkammer und Herz wurden ihm zerdrückt, er blieb im Momente todt, nur seine Leiche kam noch in's elterliche Haus.

Diese Geschichte ist besonders auch deßwegen von Werth, weil sie sich unter Menschen ereignete, die durchaus keine Seite darbieten, von der aus ihre Wahrheit angegriffen werden könnte, es sind durchaus schlichte, wahrheitsliebende, auch gesunde und ganz nüchterne Menschen. Diese Erscheinung betreffend, so war sie ohne Zweifel voraussagend, die eines Schutzgeistes, wohl weniger vor der Gefahr warnend, als zur nahen wichtigen Katastrophe vorbereitend, zu jenem schnellen Tode, wie auch dieser Mensch von dort an mehr in sein Inneres gieng und mehr geistigem, religiösem Leben oblag.

2.

Herr Stiftsprediger Jäger zu Oberstenfeld erzählt folgende Begebenheit, die einem seiner Freunde vor einigen Jahren begegnete:

„Mein Freund ist Kaufmann und machte mit einem andern Freunde eine Reise. Sie übernachteten in demselben Gasthof, wo sie zwei in einander gehende Zimmer hatten. In einem schlief der Freund des Kaufmanns, im an-

dern dieser selbst, so daß er auf das Bett seines Freundes hinsehen konnte. Nachts hörte er deutlich, daß die Thüre seines Zimmers sich öffnet, er richtet sich auf und sieht ganz genau eine ältlich weibliche Gestalt hereinkommen, an sich vorüberschweben bis an das Bett seines Freundes, wo sie stehen bleibt und sich eine Zeit lang über diesen hinbeugt. Der Kaufmann war so erschreckt und ergriffen über das, was er sieht, daß er seine Blicke wegwendet, und als er den Muth bekommt, wieder hinzusehen, war die Erscheinung weg.

An seinem Freunde konnte er des Morgens nichts bemerken, daß er etwas gesehen habe. Er theilte es ihm endlich mit. Dieser scherzte darüber und versicherte, daß er all' die Seinigen wohl verlassen habe. Sie reisen weiter und nach einigen Tagen erhält der Freund einen Brief, der ihm sagte, daß seine Mutter gestorben. Tag und Stunde des Todes waren die gleichen, in welcher der Kaufmann die nächtliche Erscheinung hatte: denn der Merkwürdigkeit wegen hatte er sich dieselben sogleich aufgezeichnet.

3.

Ein sehr achtbarer Mann theilte mir nachstehende Thatsache mit:

„Mein Vater, der verstorbene Oberjustizrath Knapp in Tübingen, ein gewiß durchaus nüchterner und von aller Schwärmerei himmelweit entfernter Mann, der sich eher zur Gegenparthei in dieser Hinsicht hinneigte, sagte oft: ein Faktum bleibe ihm, so wenig er etwas auf Geistererscheinungen halte, doch merkwürdig, weil er es selbst erlebt und sich, bei ganz gesunden Sinnen, wenigstens hier nicht getäuscht habe. „Ich ritt," sagte er, „als Student in einer Vakanz einst nach Güglingen, wo ich zuvor wenige Jahre als Scribent zugebracht, und wollte an jenem Abend noch in ein anderes, etwa 3—4 Stunden entferntes Ort

zurückkehren. Es wurde spät und meine Freunde warnten mich dringend vor einem nächtlichen Ritt, weil ich durch einen Hohlweg müsse, bei welchem es zu Nacht gar nicht geheuer sey. Als muthiger Jüngling verlachte ich ihre Besorgniß und ritt wohlgemuth nach 10 Uhr fort. Ich hatte jenes Gespräch rein vergessen und kam endlich an den Hohlweg, ganz unbefangen, nicht von ferne an einen Spuck denkend. Plözlich stieg mein Pferd, zitterte, schäumte und gab auf alle Weise seine Furcht kund — und siehe, neben dem erhöhten Rande des Hohlwegs, den ich schon zur Hälfte zurückgelegt, hüpfte und flatterte es mit heftigem Gezisch und Geprassel schreckhaft auf, — ein breiter feuriger Lichtstreif, etwa zimmerhoch, erstreckte sich die ganze Länge des Hohlwegs am Rande hinab, und in diesem Feuernimbus schwebte eine große Schaar der seltsamsten Gestalten, verschiedene Menschen, Rosse, Hunde und anderes dieser Art, licht-röthlich und nebelhaft, langsam an mir vorüber. Ich blieb ganz bei klarer Besinnung und betrachtete, troz des Stampfens meines Pferdes, die curiose Sippschaft, bis endlich das Pferd ausriß und mit mir querfeldein durchgieng. Da irrte ich denn gegen zwei Stunden auf dem Ackerfeld umher, und kam zulezt in ein ganz auf der Seite gelegenes Dorf, wo ich nothgedrungen übernachtete. Erst am andern Morgen fand ich den verlorenen Weg wieder.

So unbegreiflich mir die Sache blieb, so wahr ist sie, indem ich vom Wein nicht erhizt und meiner Sinne völlig mächtig war.

Ich setze hinzu, daß mein lieber Vater von Jugend auf ein sehr diätes Leben führte und daß er sich in seinem Leben niemals mit Wein übersehen hat.

4.

Herr Pfarrer Zeller zu Laichingen erzählt folgende,

dem Tode seines Vaters vorausgegangene wahre Begebenheit:

Mein Vater war etlich und 50 Jahre alt und dazumal Pfarrer zu Nußbaum. Er war gesund, nicht ängstlich und nicht geisterglaubig und führte einen ganz nüchternen Lebenswandel. Er war eines Tages zu einem Freunde einige Stunden von seinem Wohnorte gegangen und als er sich bis gegen Nacht dort verweilt hatte, wollte ihn der Freund nicht weiter lassen, indem er sagte: er befürchte, es könnte ihm in der Nachtzeit an einer Stelle des Weges, die er bezeichnete und die mein Vater zu passiren hatte, etwas Unangenehmes wiederfahren: denn viele Menschen seyen dort schon nächtlich durch diese oder jene gespenstige Erscheinung geäfft und erschreckt worden. Da mein Vater an derlei nicht glaubte, so verlachte er diese Besorgniß und gieng in später Nacht den verrufenen Weg. Schon hatte er denselben beinahe passirt und dachte an das Gesprochene nicht mehr, — als er auf einmal auf der rechten Seite des Weges ganz deutlich einen Sarg erblickte, der neben ihm und mit ihm gieng wie auf Füßen. Er betrachtete die Erscheinung genau und versicherte sich ihrer auf's bestimmteste, gerieth aber in keine Furcht, sondern dachte noch ganz ruhig dieser Sonderbarkeit nach. Da sie nicht von ihm wich, so sprach er endlich laut — „was du auch seyest, hebe dich weg von mir!" allein der Sarg, und zwar ganz der eines erwachsenen Menschen, gieng nach wie vor wie auf Füßen neben ihm her bis an sein Ort. Hier sprach er noch einmal: „Sage mir, in Jesu Namen, was willst du?" Kaum hatte er diese Worte gesprochen, richtete sich der Sarg vor ihm senkrecht in die Höhe. Jezt erst erschrack er, er wollte weiter sprechen, — aber nun war der Sarg verschwunden.

Er kam nach Hause, legte sich ermattet und höchst angegriffen zu Bette, erzählte seiner Gattin den Vorfall und starb wenige Tage hernach.

5.

In der Didaskalia stand vor einigen Monaten folgende Anzeige: -

„Darmstadt den 20. Juli 1839. Vor mehreren Jahren hatten wir im Hause der vereinigten Gesellschaft einen klopfenden Geist, der längere Zeit hindurch, besonders in den nächtlichen Stunden, großen Kummer machte, ehe es gelang, seinen Sitz zu entdecken und ihn somit für furchtsame Gemüther unschädlich zu machen. (Wie es damit stand, ist mir nicht mehr erinnerlich, es mag immerhin Betrug gewesen seyn, wie öfters.) Jezt sind wir gar so glücklich, auch einen Schulgeist zu besitzen, der vorgestern früh in der neunten Stunde der in dem neuen Schulgebäude an der Stadtkirche versammelten Jugend in einer weißen verschleierten Gestalt, welche — wie man erzählt — zur Thüre hereingekommen, durch die Lehrsäle gewandelt und dann hinausgegangen sey, zum ersten Mal erschienen seyn soll. Die Kinder, ergriffen durch eine Erscheinung, welche außer dem Bereich ihres Fassungsvermögens lag, vermochten der Regung der Furcht nicht lange zu widerstehen, sondern verließen sämmtlich den unheimlichen Ort, der ihnen Gefahr zu drohen schien. Nur durch vieles Zureden konnten sie bewogen werden, sich gestern zu dem Schulunterricht wieder einzufinden. — Gestern Abend war der geräumige Kirchenplatz von Neugierigen angefüllt, welche, während das Innere des Hauses durchsucht wurde, das interessante Schulgespenst gerne zu sehen wünschten, ohne jedoch ihren Zweck zu erreichen."

So weit die Didaskalia. Ueber vorstehende Geschichte zog ich in Darmstadt nähere Erkundigung ein, und erhielt volle Bestätigung derselben, mit dem Zusatz, daß einige der Schulknaben vor Schrecken erkrankt seyen, auch seyen die Meinungen über den Geist sehr getheilt; Einige sagten, es sey die verstorbene Frau G.... M.. gewesen, welche

verlange, daß das Gebäude nicht zur Schule, sondern zum Waisenhaus eingerichtet werden solle; Andere glaubten, es sey der Geist der vor wenigen Tagen verstorbenen Frau des Glöckners der nahestehenden Kirche gewesen. Sicher soll es seyn, daß die nächste Nacht zwei Geistliche in dem Gebäude verblieben, um wo möglich den Geist zur Ruhe zu beten.

Hiemit verbinde ich noch eine Nachricht über

die weiße Frau.

Bekannt ist es, daß seit langen Jahren in dem Darmstädter Schloß eine weiße Frau wandelt. Ich erfuhr auf Erkundigung von einem zuverlässigen Mann, welcher vor Jahren als Soldat in den Gängen des Schlosses als Wache stand, daß auch er sie gesehen habe. Sie sey zwischen 11 und 12 Uhr Nachts an ihm vorübergeschwebt, klein von Gestalt, weiß gekleidet, mit einem Schleier über dem Kopf. Sie habe sich gar nicht umgesehen, sondern starr vor sich hingeschaut. Er sey nicht erschrocken, indem er schon von seinen Kameraden viel von dem Geiste gehört habe, der sich öfters sehen läßt, jedoch ohne Bedeutung.

A.

Mit Namen angeführte Orte, an denen Erscheinungen haften.

Zur Beobachtung und Nachforschung für solche Freunde der Natur, die nicht philosophisch- oder medicinisch-dumm geworden, wird es gut seyn, wenn in diesen Blättern hie und da Stellen, Orte und Häuser mit Namen benennt werden, an welchen Erscheinungen schon seit Jahren haften und wo die Bewohner wechselten und die Nachkommenden immer wieder dasselbe bemerkten, zum Beweise, daß solche Phänomene nicht aus Somnambülen oder sonst aus Einzelnen hervorgiengen, sondern sich als für sich selbst bestehend und objectiv an solchen Orten bewegen.

1. Fall.

In dem Schlosse Mayenfels, Oberamts Weinsberg, das nur noch von einem Beamten bewohnt wird, wurde schon von den verschiedensten Bewohnern meistens zur nächtlichen Weile, eine Schattengestalt beobachtet, die vom obern Stock in den untern und wieder umgekehrt hörbar gieng. Auch geht ihr Gang öfters über den Hofplatz einem Thurme zu, in welchem sich jezt noch Glocken zum Läuten in die Kirche befinden. In diesen Thurm hinauf und wieder herunter hört man sehr oft ein Gehen, ganz dem menschlichen Tritte gleich, und bemerkt man eine Nebelsäule in Form und Größe eines Menschen. Hörbar ist die Erscheinung sehr vielen, sichtbar (als Nebelsäule) we-

nigern. Herr Amtmann Harsch daselbst und seine Familie gibt darüber gerne Auskunft. —

2. Fall.

In dem Stadtpfarrhause zu Beilstein, Oberamts Marbach, zeigt sich sehr oft das Gleiche. Auch hier verkündigt es sich dem Ohre durch Töne wie von Menschenschritten und dem Auge wie eine Rauchsäule, die, wenn nirgends ein Feuer im Hause ist, vom obern Stock in den untern und umgekehrt schreitet und im obern Stock immer einem gewissen Zimmer zuläuft. Einmal wurde, ohne daß ein Mensch die Wiege berührte, das Kind in derselben wie durch eine unsichtbare Hand gewiegt, und als die Mutter die Wiege ergriff, fühlte sie das Gegengewicht, das auf der andern Seite noch an der Wiege zog. Den Kindern des Hauses wird die Gestalt eines Menschen, namentlich eines Mannes, in jener Nebelsäule oft sichtbar.

3. Fall.

In der Geschichte der Seherin von Prevorst 2. Thl. heißt es in der 7. Thatsache also:

„Herr Pfarrer H. zu K. (Herr Pfarrer Hochstetter zu Klefersulzbach) erzählte mir öfter, daß er hie und da in seinem Hause nächtlich ihm ganz unerklärliche Töne höre: Töne, als klopfe Jemand an den Wänden, als athme Jemand unter seiner Bettstelle, als rolle eine Kugel im Zimmer umher, und oft höre man auch wie Tritte eines Mannes durch die Zimmer gehen, wobei die Thüren sich von selbst öffnen.

Schon oft sey er, als ein sehr beherzter Mann, diesen Tritten nachgegangen, aber nie auf einen natürlichen Grund gekommen. Er wollte zugleich die Beobachtung gemacht haben, daß alle jene Töne und jenes Gehen sich immer vor dem Tode eines seiner Kinder, deren er mehrere verloren, häufiger und stärker habe vernehmen lassen. Herr Hochstetter kam auf einen andern Dienst, ohne seinem Nachfolger, dem Herrn Pfarrer R. (Rheinwald) eine Mit-

theilung über diese Sonderbarkeit im Hause zu machen. Kaum aber war dieser im Hause, so wurden auch ihm diese Töne auffallend, und es gelang ihm bisher nicht, trotz aller Mühe, eine natürliche Ursache derselben zu ergründen. Sie bestehen, erzählt auch er, hauptsächlich in Tönen wie Athemzüge aus hohler Brust, oft wie unter meinem Bette, unter dem keine andere Person schläft und auch kein Thier sich befindet, in Klopfen, andern sonderbaren Tönen, und als gienge, wenn alles ruhig ist, ein Mann durch das Haus. Schon oft verfolgte ich diese Töne, konnte aber nie, auch nicht durch den Gesichtssinn, eine Wahrnehmung machen. Eine weibliche Person im Hause behauptet, es sey nach solchen Tönen schon mehrmals eine schwarze Gestalt an ihr vorübergegangen und eine solche auch einmal beim Erwachen vor ihr gestanden? —

Herr Pfarrer Rheinwald kam auf einen andern Dienst und ihm folgte Herr Pfarrer Möricke. Dieser wußte von den Wahrnehmungen der vorigen Herrn Pfarrer nicht das mindeste.

Auch er hörte das gleiche Gehen, Werfen, Töne wie von Wassertropfen (wo keine waren). Selbst ein Schuß geschah einmal im Zimmer wo sein Vikar schlief, der auch dieser Unheimlichkeiten wegen nicht mehr blieb. Auch eine besondere Lichterscheinung ward ihm einmal im Zimmer. Nicht nur er, sondern wer sonst mit ihm dieses Haus bewohnte, wurde und wird noch durch derlei Phänomen in ihm beunruhigt.

Nachdem Herr Pfarrer Möricke dieß schon Alles erfahren hatte, las er die Thatsache in der Geschichte der Seherin von Prevorst. Er wurde aufmerksam und dachte „so ist es ja ganz in deinem Hause," und als er die Anfangsbuchstaben, mit denen dort die Namen des Orts und der Personen gegeben sind, näher verglich — erkannte er erst, daß hier von seinem Hause und seinen Vorgängern die Rede ist. —

4. Fall.

Bei dem Dorfe Massenbachhausen, unweit Heilbronn, befand sich eine Stelle, wo sich der Boden etwas erhaben zeigte, die aber sonst keine weitere Auszeichnung hatte. An dieser Stelle bemerkten verschiedene der Ortsbewohner oft nächtlich ein sonderbares gespenstiges Thier. Einige verglichen es mit einem großen gehörnten Hunde, andere mit einem schwarzen Bock. Thatsache aber ist, daß eine derlei Erscheinung auf jener Stelle wirklich verschiedene Bewohner des Ortes hatten und daß jene Stelle allgemein als eine solche bekannt war.

Als man kürzlich auf dieselbe Stelle ein Haus baute, — zeigte sich ein Grab, in welchem sich die Ueberreste eines menschlichen Gerippes vorfanden. Neben denselben lag ein verrostetes Schwert, eine Art Sichel und eine französische Silbermünze, eine sogenannte Livre tournois aus dem 14. Jahrhundert.

Magisch-magnetische Heilungen.

Ich sprach in meinem Sendschreiben an Hrn. Ober-Medicinalrath Dr. Schelling „Nachrichten von dem Vorkommen des Besessenseyns ꝛc." mein Bedauern aus, daß sich so wenig Menschen vorfinden, die durch die vereinten Kräfte, der psychischen Kraft des religiösen Glaubens, verbunden mit organischer Kraft, Dämonisch-Magnetische zu heilen fähig sind. „Möglich ist es freilich," heißt es in jenem Sendschreiben, „daß im Verborgenen manche Menschen der Art leben, die diese beiden Kräfte, und zwar in viel höherem Maße, als ich sie in Menschen kennen lernte, in sich vereinigen und zu solchen Heilungen benuzt werden können. Aber wie sind diese zu ertragen und zu ermessen? Manche besitzen diese Kräfte ohne es selbst zu wissen."

Es ist mir daher sehr erfreulich, daß mir durch nachstehende Mittheilung ein Mann bekannt wurde, der jene Kräfte offenbar in ausgezeichnetem Grade besizt, wofür die hier mitgetheilten Heilungen zeugen. Es ist mir leid, daß ich nicht ermächtigt bin, seinen Namen und Wohnort zu veröffentlichen, wodurch freilich auch zu viele Anforderungen an ihn geschehen könnten. Ich gebe seine eigenen schlichten Erzählungen hier wörtlich selbst und bemerke nur das noch, daß er nicht in Württemberg lebt.

„Ich bin von keinem wissenschaftlichen Stande, ich erlernte die Kaufmannschaft, übe sie aber nicht aus, was meine Verhältnisse mir erlauben. Ich wurde von Kindheit auf durch meine braven Eltern in der evangelisch-lutherischen Religion erzogen, und zur Frömmigkeit und Gottesfurcht angehalten. Ich hatte von Jugend auf bis auf heute große Liebe zur heiligen Schrift. Das Elend meiner Mitmenschen, das man bei jedem Schritt findet, machte mich nachdenkend, und die Erfahrung zeigte mir, daß auf dem Wege der gewöhnlichen Medicamente vielen Uebeln nicht abgeholfen wird, dagegen hatte ich häufig Gelegenheit, erstaunliche Wirkungen durch die sympathetische Heilungsweise hervorbringen zu sehen, welches mich veranlaßte, mich eifrig zu bestreben, in Besitz dieser Kenntnisse zu kommen und dieselben bei der ersten sich mir anbietenden Gelegenheit in Anwendung zu bringen. Da aber diese sympathetische Kuren vielfältig mit dem Worte Gottes verbunden sind, ohne daß der eigentliche lebendige Glaube dazu mitwirkt (wie ich denn von Leuten weiß, daß sie jenen Glauben nicht haben, und dennoch in gewissen Fällen durch die Sympathie Außerordentliches leisten), so stieg in mir der Gedanke auf: daß durch das lebendig machende Wort Gottes und Gebet im wahren Glauben und Vertrauen auf Gott und Jesum Christum unendlich mehr geleistet werden könnte und müßte, als durch die bloße Sympathie, unbeschadet des auch mit ihr oft verbundenen göttlichen Wortes. Mich erinnernd: „Bittet so" 2c., bat ich zu diesem Zwecke den lieben Gott, daß er mir doch um Jesu Christi willen Gnade und Kraft des Gebetes geben, den Glauben stärken und mein Thun und Lassen segnen möge. Nun kamen mir Fälle vor und ich fieng in Gottes Namen solchen Leidenden Hülfe zu leisten an. Auf daß Alles bestehe „in zweier oder dreier Zeugen Mund," nehme ich zu diesen Heilungen immer einen bis drei unbescholtene Männer; aber nicht mehr; damit mir Niemand den Vorwurf machen kann, daß

ich etwas Besonderes treibe. Meine Verhältnisse sind so, daß ich die Heilungen nicht des Geldes wegen zu verrichten brauche, und an eine Belohnung für dieselben nicht gedacht, viel weniger gesprochen werden darf.

Mein Hauptbeweggrund zu ihnen ist, was Matth. Kap. 25, V. 40. steht. Ich kann den zu Heilenden nicht genug empfehlen, daß nicht ich helfe, daß ich nur Nebensache sey, daß die Hauptsache einzig das gütige Wort Gottes sey, an welches sie fest glauben sollen. Für die empfangene Hülfe können sie nur dadurch dankbar seyn, daß sie in Zukunft einen frommen Lebenswandel führen.

Meine Heilung besteht dann in Gebet und Handauflegen auf verschiedene Weise. Ich bin von der Göttlichkeit der heiligen Schrift immer so überzeugt, als nur ein Mensch seyn kann, aber dieser mein immerwährender Glaube ist doch nur ein todter zu nennen, gegen den Glauben, der in mich kommt, wenn ich die Hand auflege. Während des Gebetes aber fühle ich, daß sich in mir ein sehr merkliches Gefühl von den Füßen herauf über den Rückgrat nach dem Kopfe entwindet, von einer Empfindung wie ein Grausen in der Nacht, so man glaubt, es stellen sich einem die Haare gen Berge. Bei der Heilung einer Person von 24 Jahren, welche dreiviertel Jahre in einer immerwährenden Angst lebte, nur das Allernothwendigste sprach, sonst ganz in sich gekehrt war, und völlig kraftlos nach vielen Heilversuchen der Aerzte, stellte sich dieses Phänomen bei mir so stark ein, daß es mich auf der Wirbelspitze des Kopfes wie mit feinen Nadeln stach und ich etliche Monate lang auch ganz kraftlos wurde. Aber die Heilung war von Stund an geschehen und die Person ist noch jezt ganz gesund. Die gleiche Empfindung kommt auch öfter in die Hände. Gemeiniglich verbiete ich den Geheilten zu sagen, mit welchen Mitteln ich geheilt und überhaupt von der Heilung weiter nicht mehr zu sprechen. In schwereren

Fällen ist das Fasten eine nothwendige Bedingung und noch mehr das Enthalten von anderer sinnlichen Lust.

Ich will Ihnen nun hier einige der jüngern Fälle meiner Heilungen, wie ich sie noch aus dem Gedächtniß zu geben vermag, hersetzen.

Erster Fall. — Sophie M. 30 Jahre alt, verheirathet, von hier, dem äußern Ansehen nach stark, kam im vorigen Jahre zu mir und erzählte mir ihr Leiden also: „Ich bin schon mehrere Jahre sehr krank, ich erhalte in kurzen Perioden von 8—14 Tagen entsetzliche Convulsionen, so daß in denselben, liege ich auf dem Bette, nicht sechs Männer mich in dem Bette halten können. Schon öfters dauerte dieses entsetzliche Leiden 3—4 Wochen an einem fort. Zuerst fängt es in einer Hand an, dann kommt es in beide zugleich und in wenigen Minuten darauf hat es den ganzen Körper gepackt, dann wirft es mich in die Höhe. Mein Gedächtniß hat es mir ganz geschwächt und ich bin zu jeder Arbeit unfähig. Will man mich halten, thut es mir viel weher. Seit 8 Tagen fühle ich es wieder heftig im ganzen Körper. Die Mittel der Aerzte helfen mir nicht.“ Ihr Mann war bei ihr, bestätigte ihre Zustände und ich sagte: ich glaube, daß ihr durch das lebendige Wort Gottes geholfen werden könne, sie solle sich setzen und der Mann sich hinter ihr stellen.

Dieß geschah. Nun legte ich ihr die Hand aufs Haupt und sprach laut: „Das Wort Gottes ist schärfer, denn ein zweischneidig Schwert, es durchdringet Mark und Bein, ja Seel' und Geist.“ Fortan aber betete ich leise. Mitten in dieser Rede fieng sie aber zuerst mit den Händen zu schlagen an und augenblicklich darauf war der ganze Körper in den heftigsten Convulsionen. Ihr Mann hielt sie von hinten mit beiden Armen an die Stuhllehne, damit sie nicht vom Sitze gleitete. Insbesondere schüttelte sie den Kopf so schnell und heftig, daß ich große Mühe hatte, auf ihm die Hand zu erhalten.

Gegen das Ende hin verloren sich die Krämpfe von oben herunter und da ich aufhörte zu beten und die Hand hinwegthat, schlug sie immer noch mit den Händen. Einen Augenblick sah ich dieser Sache unter fortgeseztem Beten zu, ergriff behutsam mit meiner rechten Hand ihre Linke und legte ihr dieselbe auf das Bein und ließ meine Hand auf der ihrigen leise liegen. Nun ergriff ich mit meiner linken Hand ihre Rechte und ließ beide Hände leise mit den Fingerspitzen auf ihren Händen liegen. Da fuhr es ihr mit Blitzesschnelle hinauf in die beiden Achseln, die zogen sich so hoch wie nur möglich und nun mit aller Geschwindigkeit auf und ab. Nun legte ich meine Hände unter fortwährendem Beten auf die Achseln der Kranken, da fuhr es mit eben der Schnelligkeit wieder herunter in die Hände und Arme und so gieng es, je nachdem ich die Hand auflegte, auf und ab.

Endlich that ich die Hände ganz hinweg, legte sie aber auf die Arme in gerader Linie vor der Brust. Da trieb es der Kranken die Brust in die Höhe und ich sah und hörte, wie sehr schwer es ihr wurde und unwillkürlich sich schwere Seufzer aus ihrer Brust preßten. Ich hielt nicht für gut, die Kranke länger in diesem Zustande zu lassen, ich ließ somit meine Hände auf ihren Armen langsam herab auf ihre Hände gleiten. Mit gleicher Schnelle fuhr es nun, wo vorher noch nichts gewesen, in die beiden Beine der Kranken. Sie stüzte sich auf die Zehen und klapperte mit beiden Absätzen oder Fersen so schnell auf dem Boden, als wenn man ein Kraut hackte. Dieses dauerte ungefähr zwei Minuten, da ließ Alles nach. Ich that meine Kranke hinweg, sie war wie todt, und es dauerte ungefähr 12 Minuten, bis sie wieder zu sich kam.

Dieses Alles geschah Abends 5 Uhr. Die Frau hatte dann das erstemal wieder eine gute Nacht, sie schlief von Abends bis Morgens ununterbrochen fort und befand sich Morgens recht wohl.

Am andern Tage kam die Kranke wieder Morgens sechs Uhr mit ihrem Manne. Die Symptome während des Gebetes waren ungefähr die nämlichen wie am Abend vorher, jedoch mit dem Unterschied, daß sie viel schwächer waren und nicht in die Beine kamen.

Am gleichen Tage Abends kam die Kranke zum drittenmale, es äußerte sich aber nun während des Gebetes und nachher nicht das Geringste mehr. Die Kranke befand sich sehr wohl, wurde alle Tage kräftiger, besser und fühlte sich drei Wochen lange ganz glücklich, und am meisten freute sie sich über den guten Schlaf und daß sie keine ängstlichen Träume mehr hatte.

Aber nach 3 Wochen kam die Frau wieder zu mir und klagte, das Uebel stelle sich wieder ein, indem sie diesen Morgen eine zitternde Bewegung im linken Arm (der schwächern Seite) verspürt habe. Ich ließ sie sogleich niedersetzen. Ich legte nun die Hand auf und betete wie gewöhnlich, — da stellte sich das Uebel in seiner frühern Gestalt ein. Abends sagte sie mir, es sey ihr den ganzen Tag wohl gewesen. Ich bekam da Besuch von meinem Schwager, welcher Pfarrer zu N. bei S. ist. Diesem legte ich den Fall vor und er wünschte dabei zu seyn, was dann auch geschah. Während sich aber derselbe mit dieser Frau besprach und wie er ausgesprochen hatte und ich auf sie zugieng, fieng sie schon 3 Schritte von mir zu zittern an. Als ich nun die Hand auflegte, zeigten sich die gewöhnlichen Zustände, jedoch waren die Convulsionen nicht so heftig wie Morgens, und bei dem drittenmal hörten die Krämpfe ungefähr 10 Minuten vor Wegnahme der Hand auf. Beim zweitenmal und noch ehe ich auf die Kranke zuschritt, ungefähr 10 Minuten früher, verspürte ich das schon erwähnte Gefühl so kräftig, so gewaltig, und fühlte ich eine solche geistige Kraft in mir, daß ich glaubte, die Kranke müßte mir augenblicklich unter der Hand niedersinken, was aber doch nicht geschah.

Nach diesem blieb sie wieder sechs Wochen lang gut auf, worauf sich das Leiden noch einmal einstellte. Ich unternahm nun die frühern Manipulationen und Gebete wieder und es stellten sich zwei Paroxismen, doch von geringerer Kraft als früher, ein. Bei dem dritten fastete und betete ich den ganzen Tag über viel. Mit Zuversicht wußte ich nun, daß es jezt auf immer mit dieser Kranken sich bessern und das ganze Uebel auf immer ausbleiben werde. So geschah es auch, es erschienen keine Krämpfe mehr und die Frau ist schon über ein Jahr ganz gesund.

Zweiter Fall. Dieß war ein ganz ähnlicher Fall ebenfalls bei einer Frau, wo nach drei Sitzungen unter gleichen Umständen feste Heilung erfolgte. —

Dritter Fall. Im Herbste vorigen Jahres kam ein Verwandter der ersten Kranken zu mir, kurz vor Mittag und sagte: „ich komme von N. und ich bitte Sie um Gotteswillen, gehen Sie doch heute noch zu dem Schullehrer daselbst. Schon drei Wochen ist dieser im furchtbarsten Elend und kein gewöhnliches Mittel macht dem Jammer ein Ende. Die Frau bittet Sie darum. Der Mann ist in völliger Verzweiflung und Wahnsinn, ich sah und hörte Alles mit an.“ Dieses Dorf ist 1½ Stunde von hier. Nachmittags 3 Uhr gieng ich dahin. Unterwegs mußte ich durch einen Wald. Hier und schon als ich vor die Stadt kam, betete ich um den Geist der Gnade und des Gebetes so inbrünstig als mir nur der Geist die Kraft dazu gab. Ungefähr tausend Schritte im Walde angekommen, hörte ich während meines Betens deutlich zu mir sprechen: „er soll gesund werden!“ ohne daß ich sagen kann, daß ich mit meinen natürlichen Ohren einen in der Luft äußerlichen Schall oder Laut vernommen hätte. Noch eine Strecke fortgehend hörte ich wieder auf die nämliche Art sprechen: „*er soll ganz gewiß gesund werden!*“ In dem Schulhause ange-

kommen, machte ich die Stubenthüre auf. Gegenüber stand das Bett, worauf der Kranke lag, welcher, als er mich erblickte, mir nicht so viel Zeit ließ ihn zu grüßen, er rief mir entgegen: „O Herr W. der Satan ist in mir, ich bin verloren, ich bin verdammt, ich bin ein Mörder. Dort steht der Satan und will mich holen!“ Hierauf schrie er noch heftiger: „Geist der Lästerung flieh! Geist der Lästerung flieh!“ Kurz, es war grauenhaft ihn zu sehen und zu hören. Seine Frau stund mit fünf Kindern an seinem Bette und weinte mit ihnen bitterlich. Ich hörte, daß er schon seit drei Wochen ohne zu bestimmende Ursache sich in diesem verrückten Zustande befinde.

Weil Vorstellungen in diesen Fällen nichts nützen, ließ ich mich in solche auch gar nicht ein, sondern fragte ihn nur ganz einfach: ob er denn nicht beten könne? Antwort: „Wie kann der Teufel beten, der in mir ist?“

Da ich meiner Sache und eines eklatanten Erfolges ganz sicher war, sagte ich zur Frau: sie solle mir einen ihr bekannten rechtlichen und christlichen Mann rufen. Dieser kam, er hatte aber bei dem Toben und Fluchen des Kranken nicht das Herz in das Wohnzimmer einzutreten, sondern blieb an der Thüre stehen. Ich ließ den Kranken aufstehen und ihn durch seine Frau in den geräumigen Schulsaal bringen, wohin der Mann mitgieng. So wie ich aber die Hand auf den Kranken legte und betete, überfiel ihn ein so entsetzliches heftiges Schütteln mit Ausstoßen unartikulirter Laute, als wie es bei einem aussergewöhnlich starken Fieberfroste zu geschehen pflegt, so daß alles an seinem Körper klapperte. Zudem wurde sein ganzes Gesicht erdfahl, als wenn er im Grabe gelegen hätte. Nun sprach ich laut die Worte: „Das Wort des Herrn ist wie ein Feuer und wie ein Hammer der Felsen zerschmeiset!“ Da ließ im Augenblicke dieser heftige Paroxismus nach und trat an dessen Stelle bis zu Ende ein leises Beben ein. Ich ließ den Kranken nun wieder in's

Bette bringen und blieb noch einige Minuten im Schulsaale. Der zugegen gewesene Bauersmann schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und sagte: „ich habe lange bei den Franzosen gedient, aber ich war im Begriffe zu entlaufen, hätte dieser Mann nur noch einige Minuten so abscheulich fortgetobt!“ Auf einmal hörte ich ein sehr lautes Sprechen. Ich gieng eilends in das Zimmer wo der Kranke auf dem Bette lag. Ich hörte zwar in meinem Leben schon oft beten, aber so noch nicht. Ich weiß noch in aller Welt nicht, woher dieser Mann all' dieses Lob und Preiß in dem Augenblicke hernehmen konnte. Ich wollte ihn nicht stören, er betete immer fort und ich gieng ohne Abschied von ihm zu nehmen wieder in die Stadt zurück. Morgens des andern Tages 9 Uhr klopfte es an meine Stubenthüre und hereintritt der Schullehrer mit Jenem, der mich zuerst von seinem Leiden benachrichtigte. „Wie geht's?“ fragte ich. „Gut!“ antwortete er, „ich betete gestern Abend bis acht Uhr, dann ließ ich sechs liebe Nachbarn zu mir bitten und mit diesen sang ich bis 11 Uhr Lob- und Danklieder, die Violine dazu spielend, und heute Nacht habe ich seit langer Zeit zum erstenmal wieder gut und ruhig geschlafen.“ Dieses war Samstags. Am Montag hielt der Schulmeister seine Schule wieder und blieb gesund bis heute. Er sagte mir auch noch: sonst wenn er eingeschlafen, habe er immer die abscheulichsten Träume gehabt, was nun nicht mehr der Fall sey. —

Vierter Fall. Vor ungefähr 8 Wochen wurde ich durch einen guten Freund aufgefordert, nach M. zu einer Frau zu kommen, bei der Tod und Leben auf dem Spiele stehe. Der Ort ist $2\frac{1}{2}$ Stunde von hier und ich gieng sogleich dahin. Ich fand eine Frau von 42 Jahren katholischer Religion und einen mir unbekannten Herrn an ihrem Bette sitzend. Ich wollte den Puls der Kranken fühlen, er war aber so schwach, daß ich ihn nicht fand. Ich wandte mich nun zu

dem Herrn und fragte ihn: wen ich die Ehre hätte, in ihm zu sehen? Er sagte, er sey der Arzt B. von F., und als ich ihn fragte, was er von dieser Kranken halte? sagte er mir stille: „Hier ist alle ärztliche Kunst erschöpft. Mein College, der Kreisphysikus Dr. D., war schon zwei Tage hier, er wurde diesen Mittag abberufen, die Kranke kann keine Minute ohne ärztlichen Beistand seyn." — Das Geblüt war bei dieser Frau nämlich so angegangen, daß alle Versuche, um dasselbe zu stillen, nichts fruchteten. Ich fragte, ob man etwas zu ihr gebracht habe, worauf der Arzt sagte: ja. Ich bat ihn dann, das wieder von ihr zu bringen, worauf er einen mit abstringirenden Flüssigkeiten benezten Pfropf herauszog, dem geronnenes und anderes Blut nachfolgte. Dieß beängstigte ihn, ich aber sagte zu ihm: nun sollen sie die Macht des Glaubens und Gebetes sehen! Sofort legte ich die Hand auf den Bauch der Frau gerade über die Mutter und sprach das folgende Wort laut: „So spricht der Herr Zebaoth, fürchte dich nicht, ich bin bei dir, weiche nicht, denn ich bin dein Gott, ich stärke dich, ich helfe dir auch, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit." Nach Verlauf von 15 bis 18 Minuten that ich die Hand wieder hinweg und sagte: Herr Doktor, wollen Sie gefällig den Puls fühlen. Er nahm die Hand, hielt sie eine kurze Zeit und rief dann erstaunt aus: „Großer Gott! welch' voller weicher Puls!" und der Blutfluß stand von dem Augenblicke an wie zugemauert. Die Kranke that die Augen auf. Ich fragte: wie steht es? Sie antwortete: mir ist es nun ganz wohl, nur matt. Ich ließ ihr nun wenig Wein geben. Herr Doktor widerrieth ängstlich, ich aber sagte zu ihm: Das Wort Gottes ist stärker denn ein Futer Wein. Die Kranke trank und fand sich erquickt. Sie blieb gut von dort an. —

Scheintod und Ekstase eines Knaben aus dem vorigen Jahrhundert.

Die geistliche Fama, Nachrichten von göttlichen Wegen, Gerichten, Erweckungen rc., kam in den Jahren 1733—40 in sechs Bänden heraus und ist jezt sehr selten geworden. Diese Blätter enthalten manche für das innere Leben interessante Erfahrungen. In dem 8. Stücke S. 40. wird die Geschichte eines 18jährigen Knaben zu F., einem Dorfe bei D. (wahrscheinlich Dresden?) erzählt, der nach körperlichen Leiden in einen Scheintod (dort wird es als ein völliger Tod angenommen) verfiel, hierauf zum Erstaunen der Umstehenden wieder erwachte und in einer ganz veränderten hochdeutschen Mundart nun die erbaulichsten Bußreden hielt.

Man hatte ihn in seinem vermeintlichen Tode schon entkleidet und auf Stroh gelegt, wo er so steif wurde, daß man Mühe hatte, ihm das Todtenhemd anzuziehen. So blieb er bis am andern Morgen, wo er wieder in's Leben kehrte und mit Jammern klagte, daß er wieder aus dem schönen Orte, in den ihn der Tod gebracht, genommen worden sey. Sein Zustand scheint aber auch nach diesem Erwachen noch ein magnetischer geblieben zu seyn. Es heißt: „Sein Angesicht zeigte nichts Kränkliches, die Gestalt war ganz freundlich, lächelte auch manchmal wie sonst die schlafenden Wiegenkinder." Es war sein Wesen und Schlaf

nun wie eine tiefe Einkehr und Innigkeit seines Herzens und Gedanken. Wo man seine Glieder angriff, ließ er alles mit sich machen, die Fliegen liefen beständig hin und wieder auf seinem Angesichte und er blieb unbeweglich. Die Augen blieben beständig geschlossen und dennoch sprach er in diesem Zustande sehr eindränglich und lebendig, geistliche Reden der Buße und Ermahnung. Bei den Einfältigen im gemeinen Volke brachten seine Reden einen großen Eindruck hervor und sie hörten mit Weinen und Beten zu. Dagegen hatte der Pfarrer des Ortes, ein Gelehrter, sich mit den wildesten Buben zur Verspottung und Verlästerung des Knaben vereinigt.

Die Gelehrten und Weisen aus allen Fakultäten hatten am meisten auch hier, wie sonsten jederzeit, gegen diese Finger Gottes ihren Stachel. Die Theologen sagten: „Wir haben Mosen und die Propheten, alles wird in Kirchen gepredigt. Es ist ein dummer Bube.“ Die Juristen sagten: „es ist nichts an seinem Scheintode gewesen. Solche Phantasien soll man nicht dulden. Man muß die Leute durch Strafe abhalten. Man muß eine Schildwache vor dieses Haus stellen. Gott sollte nicht in den Kindern dummer Bauern wirken.“ Die Medici sagten: „Die Lebensgeister sind in diesem Knaben durch die Krankheit aktiv geworden, der Seelenabgrund eröffnet, daß die Gedächtnißbilder nun hervortreten können.“ Aber das Haus Gottes spottet ihrer Aller. Das macht, daß der Herr ist heute wie gestern, der den Unmündigen offenbart, was den Weisen verschlossen u. s. w.“

Sechs Wochen lang dauerte der ekstatische Zustand dieses Knaben und in demselben seine Predigten. Darauf gieng er wieder in das gewöhnliche Leben über und blieb ein Jahr gesund, in welchem Jahre er aber Vieles durch den Pfarrer zu leiden hatte. Nach einem Jahre wurde er krank und sagte seinen Tod voraus. Er verschied auch in

der bestimmten Zeit mit der ruhigsten Gemüthsverfassung und Ergebung in Gott.

Der Pfarrer versagte ihm das ordentliche Begräbniß, er sey ein Ketzer gewesen, weil er in fremdes Amt eingegriffen, gepredigt und darüber keine Buße gethan habe.

Man holte vom Ministerium und Oberkonsistorium Gutachten ein. Es wurden Aerzte und Chirurgen gesandt, eine anatomische Untersuchung des Knaben vorzunehmen; denn der Aberglaube des Pöbels hatte vorgegeben: er habe ein Pietistenbrieflein gegessen (???). Den Eltern wurde der Unkosten wegen ein Wiese verkauft. Der Pfarrer gab zur Leichenpredigt Bußlieder, Text und Lectionen über den armen Buben, wie Caiphas.

Den Knaben wollte ein guter Freund wie im Leben noch im Tode ehren, und ließ ihm einen Grabstein mit den Worten setzen:

Luc. XIX. 39. 40.
Ps. 8.
Hier liegt der Leichnam
eines unmündigen Lehrers und ausserordentlichen Predigers,
Johannes G.

Der Pfarrer ließ den Stein umkehren, so daß die Schrift auf die Erde zu liegen kam, dachte aber dabei wohl nicht (so sagt die Erzählung in der Fama), daß er sie dadurch vor Regen und Wetter und den Fußtritten der Menschen schüzte und nur um so länger bewahrte.

Ekstase eines Scheintodten älterer Zeit.

In den Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christenthums I. Band, von Dr. Neander, S. 49. steht folgende Geschichte:

Eine Bekehrung eines heidnischen Freigeistes schildert uns Plutarch in der in mehrerer Rücksicht merkwürdigen Erzählung (de sera Numinis vindicta c. 27).

„Thespesios von Soli, ein Bekannter und Freund des Protogenes, der hier bei uns ist, lebte anfänglich sehr verschwenderisch und ausschweifend; nachher, als er sein Vermögen durchgebracht, bewog ihn die Noth, zur Schlechtigkeit seine Zuflucht zu nehmen. Er enthielt sich keiner Niederträchtigkeit, sobald sie Geld einbrachte, und bekam so wieder ein schönes Vermögen zusammen, gerieth aber dabei in den Ruf der abscheulichsten Ruchlosigkeit. Am meisten brachte ihn in übeln Ruf eine Weissagung des Amphilochos. Er hatte nämlich zu dem Gotte sich mit der Frage gewendet: Ob er den Rest seines Lebens besser leben würde? und ihm war zur Antwort geworden: Er würde besser werden, wenn er stürbe. Eben dieß geschah auch nicht lange darauf. Er stürzte nämlich von einer Anhöhe herab auf den Nacken, verwundete sich zwar nicht, starb aber doch von dem Falle. Am dritten Tage indeß, beim Begräbniß, erhält er auf einmal wieder Kraft und kommt zu sich. Von da an geschieht eine wunderbare Um=

wandlung seines Lebens. Denn die Ciliker kennen jezt keinen, der in jener Zeit gewissenhafter in Verträgen, heiliger gesinnt gegen die Gottheit, beschwerlicher den Feinden, zuverlässiger den Freunden gewesen sey, so daß auch die, welche mit ihm umgiengen, die Ursache dieser Veränderung zu hören wünschten, indem sie mit Recht meinten, eine solche Veränderung seines Lebens zu so trefflicher Gesinnung könne nicht von selbst gekommen seyn.

Dem war auch so, wie er selbst dem Protogenes und andern verständigen Freunden erzählte. „Als nämlich seine vernünftige Seele nach dem tödtlichen Sturz den Körper verlassen, fühlte sie sich wie ein Steuermann, der aus seinem Fahrzeuge in die Tiefe des Meeres geschleudert wird. Dann richtete sie sich auf, und plözlich schien sein ganzes Ich zu athmen und überall hin um sich zu blicken, als hätte sich die Seele wie ein einziges Auge aufgethan. Von den frühern Gegenständen sah er nichts, sondern die ungemein großen Gestirne, in ungeheurer Entfernung von einander, begabt mit wunderbarem Glanze und wunderbarem Getöne, und die Seele glitt sanft und leicht, wie in einer Windstille, von einem Lichtstern getragen, in allen Richtungen hin." Er übergieng, was er sonst noch sahe, in seiner Erzählung, und sagte blos: „Er erblickte die Seelen der eben Verschiedenen, die aus dem Erdkreis heraufstiegen; sie bildeten eine flammartige Blase, aus der, wenn sie zerriß, die Seele ruhig hervorgieng, in schöner menschlicher Gestalt. Es bewegten sich aber die Seelen nicht Alle gleich. Einige schwangen sich mit wunderbarer Leichtigkeit herauf und stiegen unaufhaltsam in die über ihm liegende Höhe. Andere drehten sich wie Spindeln, bald aufwärts steigend, bald wieder herabsinkend, und hatten eine gemischte und unruhige Bewegung. Die Meisten kannte er nicht. Zwei oder drei erkannte er aber als seine Verwandten. Er wollte hinzutreten und sie anreden,

aber sie hörten ihn nicht, denn sie waren nicht bei sich, sondern bewußtlos. Jede Berührung vermeidend, drehten sie sich immer zuerst für sich im Kreise, dann, wenn sie auf mehrere im gleichen Zustande trafen, mit diesen nach allen Seiten hin, indem sie zugleich undeutliche Töne, wie Jauchzen mit Jammern vermischt, ausstießen. Andere wieder erschienen oben in der Höhe, hell leuchtend und aus Liebe sich einander anschließend, jene Unruhigen aber fliehend. Eben dort sah er auch die Seele eines Verwandten, erkannte ihn aber nicht deutlich, denn er war als Kind gestorben. Diese, ihm nahend, sprach: Willkommen Thespesios! — Und da er erwiederte: er heiße nicht Thespesios, sondern Aridaios, sagte sie: Früher hattest du diesen Namen, von jezt an aber heißest du Thespesios. Du bist indeß noch nicht gestorben, sondern nach einem besondern Geschick der Götter mit deinem verständigen Geist hieher gekommen, die andere Seele hast du wie einen Anker im Körper zurückgelassen. Jezt und für die Zukunft sey dir ein Zeichen, dich von wirklich Gestorbenen zu unterscheiden, daß die Seelen der Abgeschiedenen keinen Schatten mehr werfen, und unverwandt, ohne zu blinzen, in's obere Licht zu schauen vermögen. — Darauf führte diese Seele den Thespesios durch alle Gegenden der jenseitigen Welt, erklärte ihm die geheimnißvolle Fügungen und Leitungen der göttlichen Gerechtigkeit, warum Manche schon in diesem Leben gestraft worden, Andere nicht, und zeigte ihm auch alle Arten von Strafen, welche Jenseits den Gottlosen zu Theil werden. Mit heiliger Scheue sah er Alles an, gerieth aber zulezt, da er sich entfernen wollte, in gewaltige Angst. Es ergriff ihn, eben als er von dannen eilen wollte, eine Frau, wunderbar an Aussehen und Größe, und sprach: „Komm' her, damit du Alles behältst!“ Während dem langte sie schon ein glühendes Stäbchen, wie es die Maler haben, hervor, als eine andere Seele sie am Weitern hinderte und ihn erlösete.

Er aber, plötzlich wie von einem Sturmwind fortgerissen, sank auf einmal in seinen Körper zurück und blickte am Grabe wieder auf.

Diese Geschichte trägt ein sicheres Dokument der Wahrheit dadurch in sich, daß aus Einem der ruchlosesten Menschen Einer der tugendhaftesten geworden ist, was einer blosen Vision oder Träumerei nicht gelungen wäre. Man sieht hier zugleich, daß das sonderbare Phänomen „des Außerdemleibeseyns," was wir jezt bei unsern Somnambülen häufiger beobachten, auch in der alten Geschichte nicht ohne Beispiele ist. Einige Aehnlichkeiten mit unsern Somnambülen sind nicht zu verkennen:

1) Die Unterscheidung von Geist und Seele. Die abgeschiedene Seele sagte dem Thespesios: „Du bist mit dem verständigen Geist hiehergekommen, die Seele hast du wie einen Anker im Leibe zurückgelassen." Die Existenz von Geist und Seele, als zweier Potenzen, macht allein das Außerdemleibeseyn möglich, und ist daher zwar ein seltenes, aber kein wunderbares Phänomen. Darauf beruht auch der Umgang mit Schuppensternen.

2) Das Verseztwerden in die höhern Regionen der Gestirne, was wir in den Geschichten der Somnambülen nicht selten lesen.

3) Der Uebergang des Nervengeistes mit der Seele, aus welchem die typische Gestalt, gleich einer ätherischen Hülle, sich herausbildet.

4) Der Unterschied zwischen dem leichten moralischen Aether derjenigen Seelen, welche wunderbar schnell sich in die Höhe schwingen und sich an ihresgleichen in Liebe anschließen, und zwischen der sinnlichen Schwere der Weltmenschen, welche in Unruhe und Angst in den niedern Regionen hin- und herfähren und in ver-

worrenem Zustande sich schwindelnd um einander drehen
Das moralische Gesetz wirkt nach dem Tode wie das Gesetz der specifischen Schwere, aufwärts steigend für den Guten, abwärts sinkend für den Bösen.

5) Das Hinführen durch einen Schutzgeist an den Ort der Strafen für die Gottlosen, wovon uns auch manchmal die Somnambülen eine Schilderung machen.

Würden solche Erscheinungen auf unsere Zeitgenossen einen Eindruck machen, wie auf Thespesios, so würden sie auch besser werden und tugendhaft leben.

Neue Schriften aus dem Reiche des geistigen Lebens.

1) „Er bei uns. Durch Annchen Lineweg von St. Gallen. Herausgegeben von Ludwig Hofacker. Tübingen. Zu Guttenberg. 1839." Ueber dieses Buch, worin ein Seliger durch seine Nichte redend eingeführt wird, hat sich das „Kirchen- und Schulblatt für Elsaß" höhnisch vernehmen lassen, und lächerlich behauptet, daß man der Gesellschaft des „Neuen Jerusalems" (der Swedenborger), die Seherin von Prevorst und ähnliche Werke verdanke, während Hr. Hofacker S. 15. in der Note bezeugt, daß der verstorbene Lineweg mit den Lehren des N. Jerusalems hienieden völlig unbekannt geblieben sey. Ohne Zweifel auch die Seherin von Prevorst. Die Recensenten werfen aber Alles, was sie hassen, d. h., was zum innern Leben gehört, in Eine Classe. Der irre Richter kann sich aus der 7. Sammlung der Blätter aus Prevorst überzeugen, ob der „Prevorstianismus" = Swedenborgismus ist. Das Buch ist übrigens erbaulich, trostvoll und lehrreich für die unbedingte Ergebung an den Herrn, für das gänzliche Vertrauen auf ihn bis in die geringsten Kleinigkeiten des gemeinen Lebens, die uns oft so viel zu schaffen machen und uns das irdische Daseyn verbittern. Wollte jedoch Hr. H. das Manuscript drucken lassen, was unstreitig aus guter Absicht geschehen ist, so hätte er alle Eigennamen weglassen oder mit ganz

andern vertauschen sollen; jezt hat er Buchstaben= und Sylbenversetzungen oder auch Uebersetzungen gebraucht, die Jedermann, der mit dem Local bekannt ist, erräth; das ist mehrern würdigen Leuten verdrießlich. Ferner hätte er einige Noten weglassen können, welche die Ausdrücke aus der flachen Swedenborgischen Phraseologie vom „Liebeguten" und „Glaubenswahren" und mit dergleichen Deutungen des „innern Sinnes" zwecklos erklären sollen.

2) „Schriftmäßige Untersuchung der Frage: Gibt es einen Mittelort zwischen Himmel und Hölle? 2. Aufl. Basel bei Fretz. 1838." Ein einfach, aber gründlich geschriebenes Büchlein (von nur 48 Seiten), woraus Jeder, dem die Bibel Gottes Wort ist und der daneben sich seiner gesunden Vernunft bedienen will, die Ueberzeugung von dem Daseyn eines solchen Mittelorts ohne Mühe schöpfen kann.

3) „Ueber die Wohnungen der Seelen nach dem Tode, oder: Blicke jenseits des Grabes, nach Anleitung der heil. Schrift und mit Berücksichtigung der neuen Aufschlüsse über die Zustände der Seelen in der Ewigkeit. Erste Abtheilung, Basel in Commission bei Fretz. 1838. Zweite Abtheilung, Basel in Commission bei Neukirch. 1839." Dieses Werk enthält theilsweise Original-Aufsätze, theils Auszüge aus ältern und neuern Schriften mit Anmerkungen. Das Vorwort sagt: „Aus dem Wunsche des Herausgebers, daß allen Mittheilungen aus dem Geisterreich eine möglichst praktische Richtung gegeben werde, damit sie Lesern jeder Art und Classe erbaulich gemacht würden, entsteht gegenwärtige Schrift." In der That ist dieses Buch in einem ganz praktischen, christlichen Sinne verfaßt, und wenn auch der Leser nicht alles Einzelne darin genehmigen sollte, — was in einem so dunkeln Gebiet an das Unmögliche grenzt — so ist es doch im Ganzen bei völliger Popularität weit erhaben und das hochtrabende philosophisch seyn sollende Gerede gewisser neuern Zeitungsblätter

von dem neuerwachten Geister- und Gespensterglauben, das sich mit der einfachen Frage zu Boden schlagen läßt: Was weißt denn du, liebe Zeitung, von dem Jenseits? — Freilich, wenn ein solcher Zeitungs-Philosoph kein Jenseits und keine Geisterwelt glaubt, oder nur eine unpersönliche Fortdauer, die allgemein Widerspruch in sich selbst ist, so hat alle Frage und Antwort ein Ende, und wir müssen uns bescheiden, daß es eine „Wissenschaft" gibt, welche mehr weiß, als Gott bisher gewußt hat, indem er sich ja auch erst in der Menschheit als Gott entwickelt. Wir inzwischen bleiben bei dem alten Gott, der da ist, war und seyn wird, ewig Er und derselbe.

4) „Lehrbuch der christlichen Religion zum Gebrauche in den obern Classen der Gymnasien und verwandter Lehranstalten, verfaßt von Dr. Julius Hamberger, protest. Religionslehrer am K. Baier'schen Cadettencorps und an der K. Pagerie. München bei Fleischmann. 1839." Daß dieses Buch in der Reihe obiger Schriften angezeigt wird, rührt daher, weil es nicht bloß bei dem alten Gott und seinem Worte bleibt, wie es ein gewöhnlicher guter Katechismus thut, der sich auf einfache Darlegung der Hauptdogmen des Christenthums beschränkt, sondern den Blick zugleich weiter wirft in die Verborgenheiten solcher Lehren, die man zur Religions-Philosophie oder Theosophie zu rechnen pflegt. Es ist wohl durchdacht und in einem faßlichen, reinen Style geschrieben. Bei der Erlösungslehre und anderwärts wäre Einiges zu erinnern.

5) „Natur-Analogien oder die vornehmsten Erscheinungen des animalischen Magnetismus in ihrem Zusammenhange mit den Ergebnissen der gesammten Naturwissenschaften, mit besonderer Hinsicht auf die Standpunkte und Bedürfnisse heutiger Theologie. Vom Dr. theol. J. A. G. Meyer, Superintendenten zu Sarstedt. Hamburg und Gotha bei Perthes. 1839." Ein gelehrtes, christlich-philosophisches Buch, welches, wie der Verfasser sagt,

„ein Versuch seyn soll, auch einen Beitrag zu der immer allgemeiner ersehnten principiellen Ausgleichung des Glaubens und philosophischen Wissens zu liefern.“ Es liegt ihm die richtige Idee zum Grunde von der Analogie aller Offenbarungen Gottes, ohne deren Erkenntniß es gar keine wahre Wissenschaft geben kann, weil Gott uns im Sichtbaren, Sinnlichen, in der gemeinsten Erfahrung, wie in der künstlichen und seltenern, ein Buch aufgeschlagen hat zum Verständniß seiner übersinnlichen Wahrheit, deren Verkündigung sich wieder auf jenes Buch bezieht. Von den ältesten Weisen her ist diese Harmonie der Dinge, dieser Parallelismus, diese Correspondenz („Entsprechung“), wie sie stufenweise von unten nach oben führt, erkannt worden; die Ausbildung dieser Weisheit ist die einzige mögliche positive Philosophie, gleichwie ihre Verkürzung das aufwärts deutende Sinnenbild zum Götzen einschrumpfen machte. Im Christenthum hat sich ihr umwölkter Gipfel in Klarheit gezeigt, und wenn wir ihn in diesem Leben auch nicht ersteigen, so haben wir doch seinen Anblick treu zu benutzen, auf die, leider schon verwirklichte Gefahr, in uns selbst herabzuschrumpfen und unsere isolirte Vernunft zu unserm Fetisch zu machen — welches man Philosophie und Wissenschaft nennt. In diesem Betracht ein recht dankenswerthes Geschenk, dessen Zergliederung nicht weiter hieher gehört. Der Vorbericht enthält Uebersichten des Verhältnisses der Philosophie zur Religion, in besonderm Bezug auf das vorgesteckte Thema. Das Werk selbst beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Magnetismus, dessen Erfahrungen und Analogien in der ganzen Natur, und ist reich an vergleichenden physischen Betrachtungen. Allein der Verfasser äußert öfters nur halben Glauben an das wenig begreifliche mittlere oder magische Reich der Dinge, und sein Urtheil neigt sich, mit viel wissenschaftlicher Kunde und Literatur, mehr zur niedern Natürlichkeit herab, obgleich er das sündhafte Verderben des Menschen und die Erlösungs-

lehre nebst der Gottheit Christi treu bekennt, überhaupt die Offenbarungswahrheiten festhält, zu vertheidigen und analogisch zu rechtfertigen sucht. Zwar sind nicht alle Analogien, die hier beigebracht werden, von gleichem Werth, sofern sie (was wohl auch die Meinung des Verf. nicht ist) für zureichend gelten sollen (z. B. S. 393.); auch mögen wohl noch sonstige Erinnerungen Platz greifen. Sehr richtig wird die falsche „Theorie" (S. 386. Note.) und der wissenschaftliche Wirrwarr unserer Zeit (S. 403.), nebst der ganzen Afterphilosophie taxirt, und ein besseres Verständniß mittelst des Anschauens der sichtbaren Offenbarung des Schöpfers angebahnt. Mögen die oft treffenden Bemerkungen und die große Belesenheit des Verfassers, der hier wie ein Repertorium der behandelten Stoffe und der philosophischen Meinungen darüber geschaffen hat, benuzt werden *).

6) Die Schrift des Hrn. Professor N. Gerber, deren erste Lieferung unter der Rubrik „antimagische Wissenschaft" angezeigt ist, hat ihre Fortsetzung erhalten, worin die verschiedenen Aeußerungen des außersinnlichen Reichs mit Klarheit geprüft und bestätigt werden, nachdem der Verf. ehedem ganz entgegengesezter Meinung in diesem Fache gewesen ist. Unter andern wird der Einwurf beleuchtet, daß diese oder jene Thatsache nur von einer Person bezeugt werde. Aber in vielen Fällen sind der Zeugen mehrere, viele, in andern wird die Begebenheit durch den Charakter der Personen und übereinstimmende Erfahrungen beglaubigt. Macht ersteres nur einen halben juristischen Beweis, so wird er durch das zweite vervollständigt. Den Propheten und Aposteln geschahen ihre Gesichte auch zum Theil allein; sind sie darum weniger glaubwürdig? Uns dünkt, eben darauf läuft jener Einwand hin-

*) Den Ausfall auf unsere Schriften in der Vorrede, verzeihen wir dem Herrn Verfasser sehr gerne. K.

aus, man will schließlich auch ihnen den Glauben abstreiten. Wenn Mehrere etwas Geisterhaftes gesehen oder gehört haben, so greift man zum Contagium der Phantasie, dessen Bedenklichkeit der Verf. sehr gut darthut. Auf diesem Wege gelangt man am Ende zur absoluten Skepsis auch für sinnliche Erlebnisse — woran sich (S. 253 ff.) ein hübscher Scherz knüpft. Wer kann auch bei der Thorheit dieser Philosophen das Lachen halten? So würde der höchst vernünftige, dazu sehr urbane Consul Cicero sprechen, wenn er unter uns lebte. — Was das Vermögen der Phantasie betrifft, so ist freilich dieser Gegenstand für uns in Dunkel gehüllt. Die Phantasie hat unläugbar eine plastische, objectivirende Kraft, ihre Gebilde lassen sich auch nicht immer von wirklichen Geistererscheinungen unterscheiden, leztere aber sind doch mehrentheils jenen durch ihre Verhältnisse sehr unähnlich, und auch bei jenen fragt sich oft, ob nicht äußere Wesen sie entweder durch ihre Einwirkung hervorgerufen oder sogar selbst figurirt haben. Ist aber die Phantasie zeugend, so ist ebendieselbe noch vielmehr empfangend; sie ist das Auge für das unsichtbare Object. Bei dem Künstler objectivirt sie innerlich mit Bewußtseyn, im Traum, Wahnsinn und höchster Ekstase ohne Bewußtseyn oder Unterscheidung nach außen projicirend, in allen solchen Fällen aber, vielleicht auch empfangend (man denke an göttliche Träume und Eingebungen), folglich mehr gebärend als selbstzeugend. Es gehört nur im Einzelnen eine scharfe Diagnose zur Beurtheilung, die wohl trügen kann, weil die Fälle gemischt seyn können; aber Alles auf Rechnung der eigenen Productionskraft zu setzen, ist leere Einseitigkeit. — Daß bei Gesichten überhaupt sommatische Affection auf eine oder die andere Weise mit eintritt, geschieht sogar bei den Propheten, und ist eine natürliche Folge des Zusammenhangs unserer Bestandtheile. Was thut das aber zur Hauptsache, es sey denn, daß wir uns schlechthin zum Materialismus bekennen wollen? — Der

Verf. ist meist geneigt, eine äußere geistige Causalität anzunehmen, auch beim Selbstsehen, Doppelseyn und dgl. — Ueber Geist und Seele ist der Verf. (S. 329 ff.) unsers Dafürhaltens nicht im Klaren. Der Geist ist nicht die geläuterte Seele, sondern Geist und Seele sind zwei verschiedene im Menschen verbundene Substanzen, deren erstere, der Geist, den Thieren fehlt, und wovon die zweite, die Seele, bei dem Menschen edlerer Art als bei dem Thier ist. Ferner der „Nervengeist" der Seherin von Prevorst ist ganz identisch mit Stillings „Nervenäther," und ist weder der Geist noch die Seele, sondern der leztern Hülle. So lösen sich alle Zweifel, auch über den Sinn der Aussagen jener Seherin. Was hierin gegen von Meyer bemerkt wird, läßt sich leicht widerlegen; es geschieht vielleicht anderwärts. So auch bei den Hexenprozessen (S. 368 ff.) würde Herr G. irren, wenn er glauben sollte, von Meyer haben das Verdammen zum Scheiterhaufen und überhaupt die Procedur der Hexenrichter gutgeheißen, da dessen Aufsatz ausdrücklich dagegen spricht. — Die Erscheinungsgeschichte von Wesermann (S. 371.) ist wohl am meisten geeignet, an die Verkleidung eines Dämons zu denken, der durch den magischen Willen des Wirkenden angeregt worden wäre sich einzumischen, wofern nicht ein Mehreres zugestanden werden kann. Auch ist die Unerklärbarkeit vieler Fernwirkungen richtig durch die Unmöglichkeit, uns über die Kategorien von Zeit und Raum hinauszusetzen, erläutert. — Hierauf kommen die Hallucinationen des Hrn. Prof. Fischer. — Im Punkt des Besessenseyns erklärt sich Hr. G. für einen vom Läugnen zum Glauben durch Zeugnisse, Augenschein und Nachdenken Bekehrten. — Hr. Wirth kann nicht einmal begreifen, wie ein Geist Gedanken in einem Menschen hervorbringen kann. Hiebei läßt sich wirklich nichts denken. — Der vom Glauben zur „Wissenschaft" bekehrte, hoffentlich noch von der Fabel zur Wahrheit umkehrende Strauß, mit Kerner in Parallele

gesezt, machen den Schluß der bis jezt erschienenen Blätter. —

7) Der Verfasser des „Lehrbuchs" (oben Nro. 4.) hat ein größeres theologisches Werk herausgegeben, das gewissermaßen als Commentar zu jenem gelten kann: „Gott und seine Offenbarungen in Natur und Geschichte, für alle Freunde christlicher Erkenntniß, besonders für Religionslehrer an höhern Lehranstalten." München bei Fleischmann. 1839. Es enthält viel Tiefes und Wichtiges über Gott und Natur, und in den erläuternden Anmerkungen schätzbare Auszüge aus den Schriften ächtwissenschaftlicher und mystischer Philosophen. Es wird zwar bei verschiedenen Lesern in seinen einzelnen Theilen Widerspruch finden, immer aber ein neues Ferment der Erkenntniß seyn. Wir begnügen uns hier zu erklären, daß auch wir mit der S. 290 und 301 aufgestellten Theorie der Erlösung, als unvollständig, nicht einverstanden seyn können. Der Verf. wird später diese Unzulänglichkeit, und zwar in einem großen Zusammenhang der unerschütterlichen Gerechtigkeit, wie der unerschütterlichen Barmherzigkeit Gottes, von selbst inne werden, sowie es Mehrern ergangen ist, die zuvor gleichen Sinnes mit ihm waren. Fordert unser Gewissen nicht Rechte? und ist das nicht die Stimme Gottes im Menschen?

8) Geschichten aus der Geisterwelt von Richard Barter, Verfasser der ewigen Ruhe der Heiligen und der Wunder der unsichtbaren Welt von Dr. Cotton Walther, aus dem Englischen übersezt von Eduard Binder. Mit einer Vorrede von J. Kerner. Reutlingen bei Enslin und Laiblin. 1838.

Der Verfasser dieser Beweise für eine Geisterwelt wurde dem deutschen Publikum, besonders in neuester Zeit durch sein herrliches, viel gelesenes Werk „die ewige Ruhe der Heiligen" bekannt. Es ist Richard Barter, der presbyterianische Geistliche Englands, der im Jahre 1691 starb und von dessen frommem Leben und segensreichem Wirken

die neueste Uebersetzung jenes größern Werkes im Vorwort weitern Bericht erstattet. Für diejenigen, welche jenes Werk nicht bei Händen haben, ist hier nur noch zu bemerken, daß die Schriften dieses gottbegeisterten Mannes schon seit fast anderthalb 100 Jahren in England und Amerika zu den gelesensten gehören und sich schon an den Herzen von Tausenden wirksam erwiesen haben zur Besserung ihres Lebens und zum Eifer und Trachten nach dem Einen, was Noth ist.

Die lezte Arbeit, die wir dem Geiste dieses Mannes verdanken, ist die Zusammentragung dieser Beweise für eine Geisterwelt. Er erklärt, daß er dieser Materie von Jugend an auf's eifrigste nachgedacht, und daß er an diesen hier mitgetheilten Thatsachen einen großen Theil seines Lebens gesammelt habe. Sie haben auch vor vielen andern Geschichten der Art dadurch einen Vorzug, daß sie alle durch namentliche Zeugen bekräftigt sind, und der Empfänger sie ganz schlicht, ohne sie einer gemachten Theorie anpassen zu wollen, als nun einmal vorgefallene, sattsam bestätigte Thatsachen gab.

Die einzige deutsche Uebersetzung, die von diesem Werkchen uns bekannt ist, ist vom Jahre 1715, und ist schon längst aus dem Buchhandel gekommen. In der Vorrede sagt der unbekannte Uebersetzer: „Es zeigt das erste Kapitel des Verfassers und andere in dieser Schrift enthaltene Raisonnements, daß, als diese Beobachtungen von ihm geschrieben wurden, er, obgleich es die lezte Schrift seines Lebens war, noch alle Kräfte seines Geistes besaß, und ihm als einem Manne von starker Seele auch damals noch nicht das Vermögen abgieng, von diesen Dingen zu urtheilen. Im Uebrigen macht man sich keineswegs verbindlich, für die Wahrheit aller darin enthaltenen Historien oder Meinungen Gewährschaft zu leisten, kann auch Niemanden zumuthen, alles und jedes ohne Unterschied zu glauben; doch

wird der vernünftige Leser leicht urtheilen, daß diese Schrift vor vielen andern, die mit dergleichen Historien angefüllt sind, ihren besondern Vorzug hat und sie zum Theil solche Thatsachen enthält, wider die nichts einzuwenden ist, und die ganz untrüglich sind, wofern man nicht die Gewißheit aller Erzählungen umstoßen und einen völligen **Scepticismum historicum** einführen will."

Ueber Zweck und Nutzen dieser Geschichten schreibt der Verfasser selbst auf's bündigste und wir setzen nur noch die Schlußworte der Vorrede des alten Uebersetzers bei:

„Die Mühe, die man sich gegeben, diese Blätter zu übersetzen, ist nicht umsonst, wenn durch deren Lesung nur einer oder der andere von den sogenannten **Esprits forts** überzeugt wird, daß etwas mehr, als blose Materie in der Natur sey, und daß man von der Wirkung der Geister wenigstens etliche Exempel aufweisen kann, gegen welche der Unglaube nichts mit Grund aufzubringen oder auszusetzen vermögend ist. Zwar sind solche Personen gar schwer von der Höhe ihrer Einbildung herabzubringen, und da sie sich weit über die menschlichen Schwachheiten hinaufgeschwungen zu haben und viel tiefere Einsichten als andere Leute zu besitzen vermeinen, so werden sie meistens lieber auch ungereimte Sachen behaupten, als den prätendirten Vorzug ihrer Weisheit fahren lassen. Doch bei manchen lassen vielleicht solche Erzählungen, wenn sie glaubwürdig, einen Stachel im Gemüth, und Gott bedient sich etwa auch solcher Mittel zu einer weiteren Führung. Seine Güte gebe uns allen lebendigen Eindruck von den Dingen der unsichtbaren Welt, und bringe uns endlich in die Gesellschaft der Geister der vollkommenen Gerechten, allwo wir ihn, wenn der Vorhang dieses Lebens hinweggezogen ist, in vollkommenerem Lichte erblicken werden."

9) „**Die Kabala.**“ Von dem Buche, das in der 7. Sammlung der Blätter aus Prevorst besprochen worden: „**Philosophie der Geschichte oder über die Tradition,**“ ist der 3. Theil erschienen. Er beschäftigt sich vorn herein mit den Unterschieden des Heidenthums vom Israelitenthum, und mit dem ehrwürdigen wesentlichen Charakter des leztern, wie es sich bis zum Christenthum immer mehr als ethische Universalreligion entwickeln mußte, nebst einer beiläufigen Kritik des gelehrten, aber oft einseitigen **Eisenmenger**. Hiebei kommt gegen das Ende des Abschnitts eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen den apokalyptischen Aussichten der Juden und Christen und deren Läugnung vor. Die speciellen Abschnitte dieses Bandes beschäftigen sich mit den natürlichen und geistigen Unreinigkeiten und deren Reinigung, ein Gegenstand, welcher seit langer Zeit mit Unrecht außer Achtung geblieben, indem er sehr praktische Seiten hat. Es werden die vielen Arten und Unterarten, nebst ihrem Verhältniß zu einander nach jüdischen Bestimmungen umständlich aufgezählt. Die stärkste Tum'ah (Unreinigkeit) ist die des menschlichen Leichnams, „mit Ausnahme jener Heiligen, die ihren Leib in diesem Leben gereinigt, geheiligt und zu einer Wohnung Gottes gemacht haben, wie z. B. **Elischa**, durch dessen Gebeine ein Todter wieder lebendig geworden“ (2. Kön. 13, 21.). — Der Leser wird bei dieser Stelle an die Reliquien in der christlichen Kirche denken, und die Sache hat allerdings ihren Grund, indem, wie auch der Verfasser bemerkt, die Unreinigkeiten überhaupt ein Product der Erbsünde sind, deren Kraft in heiligen Menschen gebrochen ist, wogegen sich die sonstige Vortrefflichkeit der menschlichen Natur hervorgibt, wie sie sich von dem sündlosen Menschen Christus her und schon seit den Propheten des A. Test. in den Wundern der Lebendigen beweist — wenn nur die angeblichen Reliquien selbst bessern Grund hätten. — Die leiblichen Unreinigkeiten, ursprünglich die Folgen der geistigen, sind wohl geeig-

net, uns von unserm gefallenen Zustande zu überzeugen und die geistigen sind eben deßwegen in dieser Darstellung besonders der Aufmerksamkeit werth. Als der Urheber aller Unreinigkeit erscheint der Satan sammt seinem verderberischen Heer — ist ihm sein Werk am Menschen gelungen, so tritt er als Ankläger auf, und verlangt von der göttlichen Gerechtigkeit die Bestrafung des Menschen — wogegen die göttliche Barmherzigkeit immerfort bemüht ist, den Menschen aus der Finsterniß herauszuziehen — die Folgen der Sünde erstrecken sich in ihren Wirkungen sehr weit in's geistige Reich — und die natürliche Scheidung von Gott kann nur allein durch den Messias völlig aufgehoben werden — auf welchen das Levitische Versöhnopfer als Hauptgrund der Genugthuung hinweist, indem es die P'gima (Verletzung) der reinen geistigen Naturen, durch die Sünde geschehen, stellvertretend auf sich zieht (S. 253—260.). Was hier und im Folgenden mit Klarheit aus den kabalistischen Schriften vorgetragen wird, und selbst gelesen werden muß, ist ungemein tief, wird seinen moralischen Eindruck nicht verfehlen, und zeigt zugleich, wie nah die reine Kabala an das Christenthum grenzt. Nicht daß dieses (nach einem bekannten gelehrten Wahn) seine Dogmen von ihr geborgt hätte, sondern daß das wahre Israelitenthum gerade zu dem Lichte der neuen Offenbarung führt, welches in Israel für die Welt aufgegangen ist, die Lehren seiner Meister verklärt hat, und nicht ohne verborgenen Einfluß auch auf die Anhänger des alten Bundes, sofern sie die Wahrheit redlich suchten, bleiben konnte. Wenn sie die evangelische Gerechtigkeit, wenigstens in der Person des Erlösers, verkannten, so trieben sie um so ernster auf die Bedingniß ihrer Zurechnung, das Bestreben nach Reinigung unser selbst, und zeigen, wie man hier deutlich sieht, daß selbst die dunkelsten Lehren, namentlich die von der Dreieinigkeit, für die Juden zur Zeit Christi und seiner Apostel nichts ganz Fremdes waren, es

aber um so falscher ist, wenn man z. B. jenes Dogma erst vom Nicäischen Concilium und die Satisfactionslehre gar von Anselmus herleiten will. — Es kommt hier ferner die Besessenheit (S. 268.), die Abgötterei (S. 278.), die finstere Magie (S. 280. 285.), das Seh- und Wirkungsvermögen überhaupt, ohne und in Verbindung mit der Geisterwelt (S. 292.), dabei die Todtenbeschwörung durch den Obh (S. 290.), der Rath der Wächter (S. 294.), die Elementargeister (S. 308. 337.), und viel andre magische Gegenstände in wohlgeordneter Zusammenstellung der kabalistischen Lehren vor. Was (S. 312.) gesagt ist über „die wahre, heilige Magie, wie sie der Menschheit eigen gewesen, wenn nicht der Sündenfall geschehen wäre," und von dem mittelbaren, durch die Gesetze der Natur und Zeit beschränkten, und von dem über Natur und Zeit erhabenen Empfangen und Wirken ꝛc., verdient wohl erwogen zu werden. Hält man gegen diese gesunden, durchreichenden Grundsätze einerseits die schale Rationalphilosophie, andrerseits die ängstliche Abgeschlossenheit eines an sich ehrenwerthen Pietismus beider Kirchen, so zeigt sich wohl, wie weit unsere Schulen in der Erkenntniß zurück sind, und was einer bessern Zukunft, welche der Verfasser mit vorbereiten hilft, verhängt ist. — Es folgt dann das Hebräische Criminalrecht und dessen Gründe rücksichtlich der geistigen Verunreinigung und Störung der göttlichen Harmonie. Bei den Geschlechtsversündigungen kommen hin und wieder irrige Ansichten der spätern Kabala vor, z. B. daß alle Seelen auf einmal erschaffen seyen, daß die Heirath einer Wittwe eine Art Ehebruch sey (s. Röm. 7, 1—3. 1. Kor. 7, 39. 1. Tim. 5, 14.); aber auch tiefgedachte Beziehungen, wodurch sich die wesentliche Bedeutung der Levitischen Gebote erklärt, nur daß die Anwendung in der Folge von den Juden auf das peinlichste übertrieben wurde. Für die Exegese des alten Testaments ist daher die Arbeit des Verfassers von unschätzbarem Werth. — Die Theorie

der Strafen (S. 407. 450) ist merkwürdig, besonders hinsichtlich der göttlichen Reaction, so wie das Verhalten der Parzusim (Personen) der Gottheit hiebei, wodurch dunkle Stellen der heil. Schrift Licht empfangen (s. unt. and. S. 419); denn die Kabala erkennt, wie schon erwähnt, die Dreieinigkeit in Gott, und die Weisen Israels konnten ohne Commentar und Zweifel Alles verstehen, was das neue Testament hierüber, den übrigen Juden und den Rationalisten so unverständlich und unglaublich enthält. Was zuvor nur den wenigen jüdischen Theosophen bekannt war und sich auf ihre wenigen Schüler in der Nachzeit vererbte, wurde durch das Christenthum Gemeingut in ganzer Fülle. — Weiter ziehen die Opfer, in ihrer wesentlichen (magischen) Bedeutung und deren Zusammenhang mit der typischen, die Aufmerksamkeit an sich (S. 425), deßgleichen die Leiden (S. 429) mit ihrem versöhnenden und erläuternden Zweck. (Ueber die beiden Böcke am Versöhnungsfest möchte zur Berichtigung der talmudischen Ansicht zu vergleichen seyn, v. Meyer, Blätter für höhere Wahrheit X, 60. Daß der ledige Bock draußen von einem Felsen herabgestürzt worden und so den Hals brechen sollte, davon sagt die Thora 3 Mos. 16. kein Wort, vielmehr das Gegentheil, s. V. 10. 21. 22. 26; womit zu verbinden der frei ausfliegende Vogel Cap. 14, 7. Hier ist also die Tradition offenbar im Irrthum, und zwar in einem charakteristischen, nämlich weil sie das Erlösungswerk nicht erkannte. Durch die Tödtung des geopferten Bocks bekam ja die „finstere Seite" ihr Theil; warum denn doppelt?) — Der Sohn wird als der erlösende Jehova bekannt (S. 454), der Satan aber wird, wenn die Engel der Strenge Strafe üben, zugleich entbunden, und erhält Erlaubniß zur Zerstörung (S. 455). Sonderbar ist die behauptete Erschaffung der Seelenfunken aller Menschen in Adam, nämlich die specielle, mit individuellen Dispositionen (S. 468), und gehört wohl nicht zu den Annehmbarsten, wie auch

nicht zu dem Allgemeinsten der Tradition. Sie hängt zusammen mit der jüdischen Selbstgerechtigkeit, wie der Gilgul. — Interessant ist die Gerichtsverfassung (S. 474). Einige Todesstrafen (S. 478) sind jedoch ohne Zweifel spätern Ursprungs, namentlich die Art der Verbrennung durch Eingießen von siedendem Metall; vielmehr sollten die Verurtheilten erst getödtet und dann wirklich verbrannt werden, wie auch eine Zeitlang mit den Leichen überhaupt geschah. Vergl. die Note S. 483. — Von der falschen Werkheiligkeit der Juden redet der Verfasser sehr richtig (S. 508). — Ferner folgt (S. 522) über die Strafen der jenseitigen Welt und über die Regeneration des Menschen ein sehr ausführliches Kapitel. Was nach der Sprache der neueren Seher der Nervengeist, das heißt nach der der Kabalisten des Nephesch, oder dessen Hülle das Zelem (vergl. S. 527). Auch die Kabalisten schreiben die Wiedererweckung der Leichname dem Sohn, dem großen Regenerator der Welt, zu (S 517). Auffallend ist, daß sie den Tod frommer und heiliger Menschen die Hochzeit nennen (S. 518), was an die Traumsprache erinnert, wo eine Hochzeit einen Todesfall und ein Begräbniß eine Heirath bedeuten soll. Auch eine Menge andre, in das „Nachtgebiet der Natur" oder das Seelenwesen gehörige Bemerkungen wird man hier finden, die doch zum Theil einer nähern Kritik unterliegen dürften. Es scheint hier sogar eine Verwechslung zwischen Neschama (Seele) und Ruach (Geist), wie ehedem im Teutschen, vorzukommen. Vieles was schon in der Seherin und den Blättern von Prevorst besprochen ist, erscheint hier übereinstimmend aus alter Tradition. Wir kommen hier ferner auf den Ibbur (S. 541) und auf den Gilgul (S. 543), welcher leztere aber nach der hier entwickelten Lehre der Kabalisten nicht wirkliche Seelenwanderung durch eine neue Geburt ins Fleisch, sondern eine passive Art von Ibbur ist; auch auf die Besitzung durch Menschenseelen (S. 549, ohne Ausschluß der teuflischen), endlich auf die

allgemeine Wiederbringung (S. 552). Ferner über die Wechselverhältnisse der Seelen zu einander (S. 553), wobei der Fürbitte der seligen Todten für die Lebendigen und der Erscheinungen der im Reinigungsstande befindlichen, hülfesuchenden Seelen nebst der Fürbitte für sie (S. 557) gedacht wird), aber immer mit Beziehung auf die Genugthuung durch menschliches Selbstverdienst, aus Mangel hinreichenden Begriffs von der versöhnenden freien Gnade in Christo, wie nur der Christ ihn haben kann. — Sofort vertheidigt der Verfasser (S. 568) die Tradition als das ergänzende Element des Gesetzes, und zwar gegen die Karaiten, welche keineswegs ohne Gebräuche sind, aber oft im Widerspruch mit denen der Rabbiniten, übrigens auch an ihrem Theil belobt werden, während die Folgen einer todten Aeußerlichkeit und ihrer auch nur äußerlichen Abstreifung bemerklich gemacht werden (S. 587). — Schließlich wird die Kabalistische Lehre von dem Messias, „welcher die Sünden auf sich nehmen, das Reich des Satans überwinden, den unreinen Geist von der Erde hinwegnehmen und die Schöpfung zu ihrer Clarification erheben wird," mit dem nächsten Theil des Werks verheißen, dem wir denn mit wahrem Verlangen entgegensehen.

Der Anhang von Stellen aus kabalistischen Schriften enthält zwar einiges Dunkle, auch Fabelhafte, wie z. B. von Bileam, den die Juden überhaupt allzugräulich machen. Aber Mehreres ist sehr bedeutend. So wird (S. 646) ein Beispiel von Besitzung durch einen Menschengeist erzählt (was die Besitzungen durch Teufel so wenig ausschließt, als der Beistand seliger Menschengeister den der ursprünglichen Engel). Zur Zeit des Rabbi Loria war eine Wittwe, in die ein Ruach eingegangen, der ihr große Drangsale anthat, auch den sie Besuchenden auf Fragen Antwort gab. Ihre Verwandten baten Loria, ihn auszutreiben. Loria schickte seinen Schüler R. Kajim Vital hin, gab ihm gewisse heilige Namen mit, und sagte ihm, welche C'wana

(Intention) er dabei zu beobachten habe. Auch befahl er ihm, über den Ruach das Nidui und Cherem (den kleinen und großen Bann) auszusprechen und ihn mit Gewalt herauszutreiben. Als R. Chajim zu der Frau kam, wandte sie ihr Gesicht von ihm ab. Sprach R. Chajim: Warum kehrest du dich herum? gab der Ruach zur Antwort: ich kann dir nicht ins Angesicht schauen. Da befahl R. Chajim, er müsse sich herumwenden, welches auch sogleich geschah. Nun fragte er den Geist, wer er wäre? worauf derselbe sein früheres verbrecherisches Leben erzählte und unter andern sagte, er sey ein Jude gewesen und schwebe schon seit fünf und zwanzig Jahren in der Welt herum, von drei Engeln des Verderbens unaufhörlich verfolgt. Vital fragte ihn dann, wer ihm die Erlaubniß gegeben, in die Frau zu fahren? Der Ruach sprach: Ich war im Haus, als die Frau des Morgens aufstand und Feuer schlagen wollte. Da der Zunder nicht fing, wurde sie ärgerlich, warf das Feuerzeug im Zorn aus den Händen und sprach: Geh zum Satan! Von diesem Wort Satan habe ich die Erlaubniß bekommen, in sie einzufahren. — Man würde diese Geschichte mit Unrecht für eine moralische Fabel halten, die gegen den Zorn und unanständige Reden warnen soll. Warnend ist sie allerdings, hat aber ihres Gleichen in der wirklichen Erfahrung.

Eine Stelle von Erscheinungen (S. 658) sagt: „Die Engel oder die Seelen der Verstorbenen, wenn sie sich herunterlassen wollen in die Welt, dann nehmen sie an aus den Elementen etwas nach Art des Körpers, so daß sie den Anwesenden erscheinen als Mensch oder als ein anderes Geschöpf, und in solchen Gestalten erscheinen sie den Propheten, so wie den andern Menschen, und selbst den Bösen, wie die Männer von Sodom die Engel gesehen. Dieß ist das Geheimniß des Gewandes. Daher haben die Zauberer und die Todtenbefrager nöthig Rauchwerk und Dünste, damit sie die Luft bereiten, daß sich in

ihr ausfunkeln die Dinge, die sich in die Luft herablassen. Deßhalb erscheinen die Todten oft in ihrer Gestalt dem Menschen selbst im Wahren."

Von den Elementargeistern (S. 663): „Die Schedim wohnen in der Luft in den Kreisen der Elemente. Sie wissen das Zukünftige durch die Vorsteher der Gestirne; wissen aber nur um die nahe Zukunft. Weil sie haben einen feinen geistigen Leib, so ist ihre Nahrung eben so fein. Ihre Speisen und Getränke bestehen in dem Geruch des Feuers und in den Feuchtigkeiten des Wassers. Dieß ist das Wesen des Rauchwerks, welches man ihnen räuchert; denn dieses ist ihre Speise. Sie genießen davon und verbinden sich mit den Menschen, und machen ihnen die Zukunft bekannt. Die Stufen dieser Ruchim sind: Manche bestehen aus Feuer allein, andre aus Feuer und Luft, andre aus Feuer, Luft und Wasser, und andre, welche außer den drei Elementen noch aus feiner Erde zusammengesezt sind. Nach der Feinheit ihres Leibes richtet sich auch der Grad ihrer Intelligenz.

Von den 70 Engeln der Völker (S. 665): „Die Völker sind zugeeignet der Führung der Führer, nämlich der Fürsten, die Daniel erwähnt; daher heißt der Höchstgebenedeite in Bezug auf die Völker der Gott der Götter, weil er denselben zufließen läßt durch Mittelwesen nach einer begrenzten Naturordnung. — In der obern Merkaba sind geordnet rund umher die siebenzig Fürsten — sie alle zusammen blicken mit ihren Augen, hoffend auf den Namen des Hochgebenedeiten, J'hova, auf daß er ihnen gebe Kraft und Nahrung und Bestand — und jeder von ihnen im Stande sey, seine Nation zu ernähren u. s. w.

— 9 —

Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geisterkunde

und des

magnetischen und magischen Lebens

nebst andern Zugaben

für Freunde des Innern

als Fortsetzung der

Blätter aus Prevorst.

Herausgegeben von

Dr. Justinus Kerner.

Erster Jahrgang. Zweites Heft.

Stuttgart,
Ebner und Seubert.
1840.

Ein Wort der Wahrheit zur Beherzigung.

(Von dem Herausgeber.)

Herr Dr. Menzel sagt in seinem Literaturblatt bei Anzeige des ersten Heftes unseres Magikons:

„Wenn wir uns nun unsererseits von Herrn Dr. Kerner recht gern sagen lassen, daß es unterm Monde wirklich Dinge gibt, von denen die Philosophie sich nichts träumen läßt, und daß abgesehen von den oben erwähnten Erscheinungen heidnischer Götter, katholischer Heiligen, protestantischer Hexen und Teufel, in Bezug auf welche die verschiedenen Zeitalter und Länder nie übereingestimmt haben, immer noch Erscheinungen übrig bleiben, die zu allen Zeiten und in allen Ländern in einer merkwürdigen Uebereinstimmung vorkommen, denen man also mehr Aufmerksamkeit zu schenken habe, als jenen, und die man, obschon sie räthselhaft sind, nicht läugnen dürfe, — so fordern wir ihn auch auf, sich seinerseits sagen zu lassen, daß sich in den neusten Visionen unwidersprechlich eine Subjektivität verräth, die vom eigentlich Objektiven des innerlich Erschauten auf's schärfste zu trennen, der nächste Beruf der Wissenschaft ist."

Dieß kann sich wohl hauptsächlich nur auf das Schauen und die Aussprüche magnetischer Personen beziehen, und

dann hat Herr Dr. Menzel vollkommen recht. Man kann sich bei Beobachtung Somnambüler und bei Folgerungen aus ihren Aussagen nicht genug in acht nehmen, ein bloses magnetisches Traumleben (den niedern mit Visionen begleiteten Grad dieses Zustandes) von hellem Schlafwachen und dem tiefen wahren Schauen im Centrum der innersten Kreise (nach der Seherin von Prevorst) zu unterscheiden. Die Seherin von Prevorst bezeichnet sehr genau die verschiedenen Grade magnetischen Schauens, und gab an, in welchen Kreisen der Geist noch von der Außenwelt gezogen, von ihr im Schauen getrübt, oder mehr von ihr befreit, eines reinen, untrüglichen, wahren Schauens fähig ist.

Diese Sichtung ist allerdings schwer, man ist sie aber der Wahrheit und Wissenschaft schuldig, und ein Schauen und Aussprüche, die in niedere Grade magnetischer Zustände, in das sogenannte magnetische Traumleben, fallen, wo die Aussenwelt und die Subjektivität, wie auch bei gewöhnlichen Träumen, noch sehr einwirkt, ist nicht für eine Urwahrheit zu halten.

Ein solches magnetisches Traumleben (nicht aber magnetischer Zustand in höherem Grade, oder Zurücktreten in die innersten Kreise, wie oft bei der Seherin von Prevorst, aber auch bei dieser nicht immer, statt fand) geht z. E. durch die ganze Geschichte der Somnambülen von Weilheim hindurch, und man würde gewiß sehr irrig handeln, ihr Schauen von dem Wesen der Sterne, der Lehrer in ihnen u. s. w. für wirkliche Realitäten zu halten, wenigstens fiel mir dieß nie ein. Es ist dieß ein Schauen im magnetischen Traumringe und was dieser zu bedeuten hat, wird dem geneigten Leser am besten durch die Kreise der Seherin von Prevorst klar.

In dieser Ueberzeugung sagte ich schon in der Vorrede zu meiner „Geschichte zweier Somnambülen“:

„Ich muß mich gegen solche verwahren, die mir den

Glauben unterlegen könnten, als hielt ich die Aussprüche Somnambüler für unumstößliche Offenbarungen und Divinationen, die keiner Täuschung unterliegen, da doch die Somnambüle der zweiten Geschichte hauptsächlich zeigt, wie solche Aussagen, gewiß auch je nach dem Grade des magnetischen Zustandes und der mehr oder weniger ertödteten Subjektivität, zuverläßig, oder täuschend sind. Dagegen aber erkläre ich mich durchaus gegen diejenigen, welche, eingeschlossen in die isolirende Glastafel (tabula vitrea) ihres Schädels, keine Ahnung von einer Sympathie der Dinge und einem höhern Geisterleben haben, denen alles Geistige, was nicht an ihrer kalten Gehirnwand sogleich in palpablen Tropfen sich sublimirt, Trug und Lüge ist. Vieles, was bestimmt vorhanden, was die Summe unserer Kenntnisse um ein Großes bereichern, was der Schlüssel zu manchem Naturgeheimnisse seyn würde, schaudert vor solcher Kälte zurück und bleibt uns noch länger verborgen" *).

Kommen wir auf diejenige Naturerscheinung, die das Volk nach meinem Dafürhalten mit Recht „Geistererscheinungen" nennt, so ist bei deren Untersuchung mir das Schauen und Dafürhalten solcher Personen, die sich in magnetischen Zuständen befinden, nicht von so großem Gewicht, wie man zu glauben geneigt seyn mag. Ich habe schon öfters ausgesprochen, daß es Menschen in magnetischen Zuständen geben kann, die gar nicht die Gabe des Geistersehens haben, daß diese Gabe auch auf was ganz anderem beruht als auf magnetischem Zustande, und daß sie im höchsten Grade dem gesundesten und nervenstärksten Menschen gegeben seyn kann. So haftete auch diese Gabe an der Seherin von Prevorst nicht in Folge ihres magnetischen Zustandes, sie besaß dieselbe schon lange vor diesem Zustande und war ihr angeboren. Aber

*) S. Schubarts Leben I. Thl.

auch auf die Aussage dieser von Geistererscheinungen, wären sie bei blosen Aussagen von ihrer Seite geblieben, würde ich nicht dieses Gewicht gelegt haben, hätte sich nicht die Realität so mancher ihrer Erscheinungen durch unumstößliche Beweise und Thatsachen bestätigt. Ich berufe mich unter allen jenen Erscheinungen hauptsächlich auf zwei Fälle, den der ersten und den der vierten Thatsache, wo die Annahme von Vision und Hallucination eine wahre Albernheit ist.

Wo aber diese Erscheinungen außer allem Raume von blosen Visionen und magnetischem Traumleben liegen, wie z. E. in jenen Erfahrungen, wo gar keine Mittelsperson, wie z. E. eine Somnambüle, sich findet, wo jene Erscheinungen viele Jahre lang an bestimmten Orten, namentlich an Häusern hafteten, und von den verschiedensten Menschen wahrgenommen wurden, wo sie sich unter Umständen äusserten, wie in der Geschichte des Pfarrers zu Uffikorn und im Kloster von Neuburg, im hiesigen Rathhausgefängnisse und schon auf gleiche Weise an den verschiedensten Orten verschiedener Länder, beobachtet von den verschiedensten Menschen, namentlich auch von Menschen des verschiedensten religiösen Glaubens, und in den verschiedensten Zeitaltern immer auf gleiche Weise, dahin stelle ich das eigentliche Feld meiner Beobachtungen und meiner Behauptungen: daß hier objektive Realitäten zu Grund liegen, und daß hier Visionen und Hallucinationen annehmen zu wollen, die Natur genothzüchtigt heisse.

Diese hier berührten Naturerscheinungen „liegen nun (allerdings) auch weit aus dem Kreise der Erscheinungen heidnischer Götter, katholischer Heiligen u. s. w. in Bezug auf welche die verschiedenen Zeitalter und Länder nie übereingestimmt haben. Es sind dieß Erscheinungen, die in allen Ländern und zu allen Zeiten in einer denkwürdigen Uebereinstimmung vorkommen, denen man also mehr Aufmerksamkeit zu schenken hat als jenen, und die man, ob-

schon sie räthselhaft sind, nicht läugnen darf.“ Und es ist Wahrheit, daß man diese Erscheinungen der Wissenschaft zu lieb sehr scharf von denen zu scheiden hat, die blos aus einem magnetischen Leben niederen Grades (dem magnetischen Traumleben, nicht dem tieferen Schauen im Centrum der innersten Kreise) als subjektive Visionen augenscheinlich hervorgehen.

Hier stimme ich Herrn Dr. Menzel vollkommen bei. In der gleichen Kritik sagt Herr Dr. Menzel:

„Wenn die Seherin im Gefängniß zu Weinsberg den Dr. Kerner mit einem Geiste zu sich hereinkommen sieht, während Dr. Kerner zugleich ruhig zu Hause sitzt, wenn Kindergeister nach 300 Jahren das einemal immer noch als Wickelkinder erscheinen, ein andermal aber schon nach fünf Jahren in der Geisterwelt so groß gewachsen sind, als sie im Leben gewesen seyn müßten, so muß man dergleichen Erscheinungen doch gewiß als bloße subjektive betrachten, als lebhafte Einbildungen ohne Wirklichkeit.“

Hier möge sich Herr Dr. Menzel doch nochmals sagen lassen (wir sagten es auf jene seine Ausstellungen, die er schon früher machte und immer wiederholt, auch schon öfters), was Herr Fiedrich von Meyer in der neunten Sammlung der „Blätter aus Prevorst“ (S. 36–37) über jene Erfahrungen ganz auch in unserem Sinne schreibt:

„Was ich bei diesen jüngsten Erfahrungen, wo nicht ganz neu, doch neu modificirt, klar ausgesprochen und für die Theorie sehr fruchtbar finde, ist das Erscheinen von Phantomen, die der Geist mitbringt, und zwar von Ebenbildern lebender Personen. Hieraus ist nun sicher zu schließen, daß diejenigen Kinder, welche oftmals weibliche Geister auf den Armen tragen, ebensolche Schattengebilde und keine wirkliche Kinder-Seelen sind, und daß das imaginative, plastische Vermögen einer solchen Seele sehr weit reicht. Sie bildet, was sie denkt, aus dem ihr zu Gebot stehenden atomistischen Stoff, mit dem sie

selbst bekleidet ist, sey es ihre Tracht, oder ihre Gestalt, oder gewisse Attribute, womit sie sich zeigt, oder sogar andern Personen mittelst einer seltsamen Luftmalerei ohne Wesenheit. Diese Projektionen hängen allerdings verwandtschaftlich zusammen mit der Bildnerei des Traums und des Wahnsinns, nur daß sie sich auch für andere objektiviren, weil die Seele in ihrer Freiheit eine magische Kraft wirklicher Darstellung besizt; sie haben auch Aehnlichkeit mit dem Regenbogen und allen Luftspiegelungen, denn es scheint dabei mehr oder weniger auch eine Verbindung mit atmosphärischen Stoffen vorzugehen, außer daß das Phantom durch einen persönlichen, formativen Willen hinausgestrahlt wird. Um so erklärbarer wird es dann, wie sich höhere Wesen durch Botschaften ihrer selbst offenbaren können, ohne gleich Körpern eben die alleinige Stelle in unserm Raum einzunehmen, worin sie sichtbar werden."

Das Gleiche sagt Swedenborg von den Geistern.

Die Geister sollen sich (so verlangen die Schwergläubigen) ganz anders als Menschen gebährden, und hier wäre nun ja ein Fall, wo sie dieß thun, aber dieß ist jenen nun wieder nicht recht.

Am Ende der Anzeige der Schrift von Gerber: „Das Nachtgebiet der Natur" sagt Herr Dr. Menzel: „Nicht umsonst steht in der Bibel: Laßt die Todten in Ruhe und fraget sie nicht!" —

Ein Sektiker schrieb im Monatsblatt von Beuggen (Nr. 4. April 1836) in seinem frommen, aber irrigen Meinen einen Aufsatz „Ueber das Befragen der Todten" auch in Hinsicht auf unsere Forschungen. Ihm antwortete ein ganz schlichter, verständiger Mann in der zehnten Sammlung der „Blätter aus Prevorst" so vollständig, daß ich bei gleichen Redensarten nichts besseres thun kann, als den geneigten Leser und Herrn Dr. Menzel auf diese Antwort zu verweisen.

Ich füge nur noch bei: daß bei meinen Forschungen in diesem Gebiete der Natur von keinem Befragen der Todten die Rede ist, so wenig als von einem Citiren der Todten. Wo sie aber als Erscheinung von selbst in unsere Welt hereinragen, da werden sie so gut einer Naturforschung anheimfallen dürfen, als der auch zu uns herunterragende (sichtbar werdende) Ring des Saturns, die Berge des Mondes, oder die zu uns heraufragenden räthselhaften Meerschlangen u. s. w.

Die Schutzgeister.

Die edle Seherin aus Prevorst hat ältere und jüngere Schwestern; die, auf welche hier die Leser aufmerksam zu machen ich mir zum Vergnügen rechne, gehören zu den ausgezeichnetsten. Es hat nämlich Herr Dr. Heinrich Werner das Publikum mit einem Buche beschenkt unter dem Titel:

> **Die Schutzgeister,** oder merkwürdige Blicke zweier Seherinnen in die Geisterwelt, nebst der wunderbaren Heilung einer zehn Jahre stumm Gewesenen durch den Lebensmagnetismus, und einer vergleichenden Uebersicht aller bis jezt beobachteten Erscheinungen desselben. Stuttgart und Tübingen bei Cotta 1839.

Auf die Gefahr, daß die liebe Jugend etwa wiederum von einem „schwachköpfigen alten Mann" reden könnte, ein Prädicat, womit einst in einem öffentlichen Blatt Jung-Stilling beschenkt wurde, als er seine Theorie der Geisterkunde in die Welt geschickt hatte — auf diese Gefahr hin wage ich vorauszusagen, daß alle Erzeugnisse einer selbstklugen Philosophie werden mehr und mehr vergessen und zu Makulatur werden, hingegen die Schriften wahrer christlicher Weisheit allein unsterblich seyn. Ich habe die Zeiten einer steifen, beschränkten, todten Orthodoxie erlebt; hierauf die des Zweifels, Unglaubens und Abfalls unter dem Namen der Aufklärung; damit gleichzeitig und folgerichtig die der literarischen Unzucht; alsdann die moralischere Periode der neuen Rationalistik in Philosophie und

Exegese, bis zur schwindelnden Höhe einer nephelokokkygischen sogenannten Wissenschaft. Alle diese Erscheinungen wollten sich verewigen, tauchen auch öfters noch empor, und zwar in auffallenden, viel bewunderten Gestalten. Aber Ein Genius, der unsichtbar von jeher zwischen ihnen hindurchschritt, und als er sich endlich auf neue Weisen öffentlich zeigen mußte, von der Welt mit lautem Spott begrüßt wurde, wird sie insgesammt überleben. Das ist der Genius der göttlichen Wahrheit, der Geist, welchen die Welt nicht sieht, und wenn sie ihn sieht, nicht erkennt. Der alten Natur des Menschen, der fleischlichen und irdischen, ist er eine Thorheit, und macht sich in ihr kund durch den unwillkührlichen Schauder, dem doch etwas Wesentliches im geheimen Bewußtseyn des Menschen und außer ihm zu Grunde liegen muß; denn das Nichts können wir weder fürchten noch hassen. Weil nun die Jugend mehrentheils in der angebornen alten Natur steht, wie weiland auch die erfahrenen Alten in ihren Frühlingstagen, so sollte sie auf die Stimme der leztern hören, keineswegs auf die der verfleischten und verhärteten Greise, sondern deren, die sich um das Reich Gottes bekümmert haben. Der Geist aber dieses Reichs offenbart sich unter mancherlei Außenformen, vielerlei Namen bezeichnen die Gattungen und Arten seiner Vegetation. Er waffnet und umkleidet sich mit verschiedenen Kenntnissen und Entdeckungen, die zuweilen ihm ganz fremd zu seyn scheinen, um seine wunderreiche Fülle zu zeigen, und weil er in seiner gänzlichen Einfachheit am wenigsten begriffen wird. Lebt jedoch er nicht in den aufsteigenden Dingen, so ist der Name und die Kunst eitel, oder gar vom Bösen. Alle gemeine positiven Wissenschaften sind seine Diener, sind ihm brauchbar, sogar nothwendig, sofern sie Gott für ihn kommen läßt; und er erst vervollständigt, veredelt sie, weist ihnen ihre Stellen an, auf welchen sie der Menschheit zu ihrem wahren Vergnügen und für ihr ewiges Heil nützen können. Gar lächerlich

haben die Unkundigen und auf ihr Ich sich Beschränkenden zuweilen unschuldige Wörter zu Scheltwörtern für ihn gemacht, z. B. Pietismus, der die wahre Frömmigkeit bezeichnen sollte, aber für Trübsinn, Frömmelei, Heuchelei gebraucht wird, während man die neugebackene Pietät verehrt. So ferner Mysticismus, d. i. die Liebe zur Mystik, die alle Gottweisheit und Gottseligkeit umfaßt, nach den beiden Grundkräften des innern Menschen Verstand und Wille, oder den Thätigkeiten des Denkens und Empfindens; worüber ich mich in meinen Schriften so oft vergeblich ausgesprochen habe, indem ich sehen muß, daß selbst wahre Mystiker jene Wörter schief und abschätzig gebrauchen. Ferner Magie, die kurzweg entweder des Teufels oder ein Wahn seyn soll. Welche geschichtliche und sprachliche Unwissenheit der Gelehrten! Heiße nun aber der Geist, von dem die Rede ist, in seinen Wirkungen und Producten, Magie, Mystik, Theosophie, Magnetismus, oder wie man sonst will, so ist es der einzige bleibende, sichtet und scheidet auch, was für ihn oder für seiner Art sich ausgibt, sondert darin das Wahre vom Falschen, das Reine vom Unreinen, oder verbrennt es gar alles zu Asche. Die Starren aber haben ihn so wenig wie die Losen, die Buchstäbler so wenig wie die Vernunfthelden: er ist in seiner reinen und wahren Potenz der Geist des Glaubens und der Freiheit durch den Glauben, der zum Schauen führt, jene lebendige Quelle, die in das ewige Leben fortrinnt. Er ist der Geist Christi. Kann man diesem sein himmlisches Reich nehmen, so kann man auch seinen Geist in Dunst auflösen. So aber kehrt die Nachwelt stets zurück zu dem, was bei seinem Erscheinen verlacht und verdammt wurde, vornämlich — und Gott sey Dank dafür, — zum Evangelium, das, den Juden ein Aergerniß, den Griechen eine Thorheit, überall unumstößlich und voll Gotteskraft ist, und auch zu denen, die seinen Geist noch umgeben, mit Schwachheit geschrieben haben, die weiland Verketzerten und

Verfolgten, fragt nach den Schriften eines Johann Arnd, eines Jakob Böhm, eines St. Martin und andrer Gottesmänner, und sieht ganze Buchläden voll tiefscheinender, aber wesentlich flacher Modernitäten mit dem Rücken an.

Unter die Werke, die nicht vergehen werden, gehört das gegenwärtige; denn der Verfasser hat Christi Geist, ist daneben vom Widerspruch gegen diejenige eine Aeußerung der verborgenen Natur, welche Magnetismus und Somnambulismus heißt, durch den Augenschein bekehrt worden, hat selbst Hand angelegt nach Gottes Fügung, und hiebei sehr merkwürdige Erfahrungen gemacht, wovon er hier das Hauptsächlichste mittheilt. In der Vorrede wird von der ersten der beiden Schlafseherinnen die vorhergegangene Krankheitsgeschichte erzählt, und hierauf dem Herrn Fischer mit seinem unglaublichen Grundprincip: „die Lebenskraft ist mit der Seele identisch," ein Wort der Wahrheit ins Ohr gesagt. Die Einleitung enthält unter anderm eine „Charakteristik der wahren Philosophie und Kritik von Eschenmayer, welche der Verfasser mit Recht als „wahrhaft evangelisch-philosophische Reflexionen" bezeichnet. Gleichen Namen verdienen seine eigenen folgenden Wahrnehmungen über Geist, Seele, beider Verbindung, Nervengeist, Zustand der Integrität und des Abfalls des Menschen von Gott, Rückkehr zu Gott und Erhebung des Geistes im Zeitleben. Es schadet im Wesentlichen nicht, daß hiebei Ausdrücke, wie namentlich Vernunft und Verstand, nach der gewöhnlichen Sprechweise verwechselt zu seyn scheinen (vgl. Inbegriff der christlichen Glaubenslehre S. 135). Es folgt alsdann das Tagebuch der Heilungsgeschichte der R. D. Hiebei erzeigt sich bald in den Reden der Kranken, die in freiwilligem Somnambulismus liegt, ein Umstand, wovon das Buch seinen Namen „die Schutzgeister" erhalten hat. Albert heißt der ihrige, und er wirkt auf sie unter Vermittelung des Verfassers. Er führt sie auch auf astralischer Bahn — zunächst in die Nähe der Sonne,

nicht in oder auf die Sonne selbst (S. 58. vgl. unten S. 529). Sie sieht Selige und Engel, und ist besonders verwundert über die Liebe, die in jenen schönen Regionen herrscht. Unter anderm Merkwürdigen, das mit gewöhnlichen Krankheitserscheinungen wechselt, ist eine himmlische Zeichenschrift, Beispiele der Aufhebung der Gesetze von Zeit und Raum, Versetzungen der Sinnenkräfte, auffallende magnetische Anziehungen und dergleichen, was den „wissenschaftlichen" Hallucinationen einen weitern Spielraum gewähren mag. Im Mond unterscheidet sie zweierlei abgeschiedene Menschenseelen und die körperlichen Urbewohner des Monds. — Aus ihren Gebeten kann ich nicht umhin, folgende einfach-erhabene Worte hervorzuheben; sie spricht zu Gott (S. 123): „Ich forsche nach, dich zu erkennen, — aber ich finde nur, daß ich dein bedarf." — Zur Erläuterung des Titels gehört das Nachstehende (S. 131) „Er sagt — es sey gar kein Leiden, welchen Namen es habe, das die Menschen treffe, in welchem nicht vom Höchsten ein höherer Helfer ihm beigeordnet werde. Jeder Mensch habe einen Führer oder Schutzgeist; aber Einem höheren Geiste seyen oft mehrere Menschen übergeben" — und was hier weiter von den Schutzgeistern gesagt wird. — Der Verfasser fragt sie (S. 133): Wird in der Sonne die höchste Seligkeit seyn, die eine Menschenseele erreichen kann? Sie antwortet: „O nein, nein; das Alles ist nur Anfang. Ueber die Sonne hinaus sind Welten ohne Ende, und Seligkeiten ohne Zahl. Die vollkommeneren Geister befinden sich an andern Orten der Schöpfung. Doch sendet Gott auch seine Engel, und diese sind viel höher als alle Sonnenbewohner, gar oft in unsere Sonnenwelt, um seine Befehle zu vollziehen." — Wie richtig sie in der Seele des Verfassers las, zeigen Stellen wie S. 144 oben. — Was ebendas. u. folg. über Geist, Seele und Nervengeist gesagt wird, ist sehr lehrreich. Deßgleichen über den Mittelzustand oder Hades S. 150 f. — Nach der Kürze

und Prägnanz der Geistersprachen und Geisterschrift (s. z. B. S. 172 f.) wird wohl Jeder lüstern seyn, der des breiten und hohlen Wortschwalls hienieden müde ist. — Von Schutzgeistern ist um so mehr die Rede, als der unserer Schlafwachen durch das ganze merkwürdige Drama fortwirkt. Aber auch ein unseliges Wesen wird mit großem Schrecken von ihr ganz in der Nähe wahrgenommen, und macht sich selbst andern Personen durch seine seltsamen Spukereien unwiderlegbar kund. Zwar ist nichts leichter in solchen Fällen, zumal von der Ferne her, als natürliche Erklärungen zu erfinden; das Unglück ist nur, daß es Hypothesen sind, und zwar solche, mit welchen der Erklärer oft nur seinen Spott zu treiben scheint. Wie praktisch aber auch diese Geschichte ist, wie ernstlich sie zum Streben nach der höchsten Herzensreinheit, zur Läuterung von Allem auffordert, was uns den Weg nach einer seligen Zukunft erschweren kann; wie hier eine lebendige, lebenbringende Schule sich aufthut, gegen die eine kopfbrecherische anmaßliche Wissenschaft mit all ihrem selbstbeliebigen Zubehör als ein wahrer Tod für das Gemüth in Schatten tritt: solches wolle der Leser selbst erkennen, und alsdann fragen, ob dergleichen Ereignisse uns umsonst geschickt werden, es sey denn, daß wir ihren Zweck böswillig vereiteln.

Ist nun schon diese neue Heilungsgeschichte an sich lehrreich, so ist es nicht weniger die nachfolgende reichhaltige „Skizze zur Charakteristik und Theorie der lebensmagnetischen Erscheinungen“ mit der Erörterung von dreierlei Problemen, einem physiologischen und pneumatologischen, nach den von der „Seherin aus Prevorst“ angegebenen Graden des magnetischen Lebens. Diese den größten Theil des Buchs füllende Abhandlung beurkundet ein gründliches Studium und Belesenheit in dem magnetischen Fach. Die Theorie jener Triplicität, schon gleich bei der Entwickelung des ersten Problems durch die magnetische Polarität und die Verwandtschaft der organischen und anorganisch-magne-

tischen Lebenskraft, ist überall mit vielen Beispielen aus der seitherigen Erfahrung belegt. Es fehlt hier nicht an philosophischem Geist, nicht an Unparteilichkeit, wonach z. B. das Trügliche und die mögliche Unlauterleit der Aeußerungen in den niedern Graden des Somnambulismus anerkannt wird. Auch die große Vollständigkeit der Arbeit ist lobenswerth, indem neben der theoretischen Ausführung selbst eine systematische Zusammenstellung der magnetistischen Operationen geliefert wird. Vielleicht hätte Einiges kürzer gefaßt werden können; aber der Verfasser war zu voll von seinem Gegenstand, um ihn nicht zum Besten redlicher Zweifler umständlich zu beleuchten. Ueber Geistererscheinungen im Allgemeinen ist sehr befriedigend gehandelt, und besondere, sonst seltene Rücksicht ist dem astralischen Einfluß bei dem Magnetismus gewidmet, ein Punkt, welcher der nähern Betrachtung wohl werth ist, da der Magnetismus selbst in das astralische Reich gehört. (Vgl. den Aufsatz: „Dreierlei Wunder" in der ersten Sammlung meiner Hesperiden S. 135 ff.)

Der Anhang enthält unter Mehrerem die magnetische Heilung einer unglücklichen Stummen; ein kürzerer Bericht, aber gleichfalls von hoher Merkwürdigkeit. Hier bete man den Schöpfer einer verborgenen Natur und seine Wunderwege an; hier lerne man durch Glauben, Zuversicht und ein reines Herz, das die Gnade geheiligt hat, ihn suchen und finden. — Nun unser Herz dankt, aber gewiß mit Wehmuth, daß der Vater es den Weisen und Klugen verborgen hat, und hat es den Unmündigen offenbart.

Es ist nicht wohl möglich, eine vollständige Beurtheilung oder nur einen Auszug von diesem, 624 enggedruckte Seiten, ohne Vorrede, Inhalt und Register, füllenden Buche zu liefern. Es ließen sich wohl hier und da Kleinigkeiten erinnern, die jedoch dem System des Verfassers keinen Abbruch thun. So hat (S. 413) Kieser wirklich etwas Richtiges gesehen, das aber hierher nicht paßt, und viel zu

allgemein gehalten ist, in so fern also von dem Verfasser mit Recht widerlegt wird. Ferner (zu S. 445) könnte bemerkt werden, daß theils viele nervenkranke Personen niemals Geister sehen, oder nur Wahngesichte haben, theils höchst gesunde Menschen die Fähigkeit jenes Sehens besitzen, obwohl die „Regel'' insgemein die bleibt, welche der Verfasser annimmt. Denn selbst göttliche Propheten werden durch die ihnen geschehenden Manifestationen erschüttert; Johannes fiel vor der Erscheinung des Menschensohns wie ein Todter hin. Der gemeine Normalstand der jetzigen Menschennatur wird aus seinen Fugen gerüttelt von jener Annäherung, jenem Hereintreten der geistigen Welt. Es wahrzunehmen und zu ertragen ist eine eigene Nervenbeschaffenheit erforderlich, die natürlich seyn kann ohne Krankhaftigkeit, und in diesem Fall mit dem Gestirn zusammenhängt; es können sogar gewisse angeeignete Kräfte dazu behülflich seyn, die den Menschen seinem gesunden Verstande näher führen. Denn die vergeistigte Natur ist die normale Urnatur und ihre Gesundheit. Indessen läßt sich hievon nicht weiter reden. Nach den bisherigen Erfahrungen aber möchten folgende drei Hauptarten, wie Geister sichtbar werden, anzunehmen seyn: 1) im Traum; 2) in der Ekstase oder durch den innern, andern, magischen Sinn und dessen Aufgeschlossenheit bei Somnambülen oder wachen Sehern; 3) dem äussern Gesicht, wenn der Geist elementarische Dünste an sich zieht, oder schon an sich damit bekleidet ist, vermöge seiner mehreren oder mindern Unreinigkeit. Hiezwischen gibt es auch Stufen, sowohl in Folge des Sub- als Objects. Der innere Sinn, der sich mit dem äußern vermählen kann, sieht durch die Dunsthülle hindurch ohne Verkleidung; wer ihn weniger hat, sieht einen undeutlichen Schatten in äußerer Erscheinung. Wer ihn noch weniger hat, sieht wohl gar nichts, hört etwa, und vielleicht auch das nicht.

Wenn es S. 470 heißt: „Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet sind auch die außerordentlichen Heilungen der Apostel nicht an sich Wunder, sondern Phänomen, welche nach Gesetzen erfolgt sind, die im Reiche der Freiheit gegründet, aus der Natur keine Analogie mehr gestatten" — so ist hier das Wort Wunder zum Anstoß geworden und mißverstanden; den die Worte „Phänomen — — gestatten," sind eine wahre Definition des Wunders (vgl. den angeführten Aufsatz in meinen Hesperiden).

Bei der unter die Beispiele des zweiten Gesichts aufgenommenen Vision Karls XI. von Schweden (S. 508) hat der Verfasser wohl übersehen, was über die zweifelhafte Aechtheit derselben in den „Blättern aus Prevorst" sechste Samml. S. 64—71 gesagt ist.

S. 549 unten, wird etwas sehr Problematisches ausgesprochen: „Bei diesen reinen, geistigen Anschauungen ist der Geist reiner, als selbst nach dem Sterben, wo die Seele mit ihren Mängeln sich wieder ganz mit ihm vereinigt, während in diesen höchsten Erhebungen die Seele im Körper zurückbleibt." Es ist vielmehr — wie schon anderwärts bemerkt — anzunehmen, daß die Seele sich erst nach ihrer Läuterung bleibend mit ihrem Geiste vereinigen kann. Und um bei dieser Gelegenheit den würdigen Herrn Pfarrer Gerber, der sich bisher nicht von der Zweiheit jener innern Theile des Menschen überzeugen konnte (s. Magikon I. S. 133.), vielleicht zu deren Anerkennung zu bewegen, wollen wir schließlich eine Aussage der „Seherin von Prevorst (hier angeführt S. 603 und übereinstimmend mit der Angabe der N. O. S. 144) zu Grund legen und mit einer heiligen Begebenheit vergleichen. Sie sagt von der Procedur des Sterbens: „Im Momente des Todes tritt der Geist auch so (wie in der magnetischen Ekstasis) heraus ohne Seele und Nervengeist. In dieser Lage ist er sehr ohnmächtig; er kann die Seele nicht an sich ziehen; er muß warten, bis diese sich vom geliebten Leibe, den sie langsamer verläßt,

getrennt hat" u. s. w. — Das lezte Wort, wie es scheint, welches unser hochgelobter Heiland am Kreuze sprach, heißt: „Vater, in deine Hände befehl ich meinen Geist." Der Evangelist sezt hinzu: „Und als er das gesagt, verschied er" (Luc. 23, 46.). Christus hatte nämlich einen wirklichen Menschengeist, aber bewohnt von der Gottheit; sonst wäre er kein wahrer Mensch gewesen. Wir lesen aber (Apostelg. 2, 31.), seine Seele sey nicht im Hades gelassen worden, wohin sie demnach ohne den Geist hinüber- und hinabfuhr, was eben sein wahrer Tod war, oder was damit gleichbedeutend ist, seine Höllenfahrt (Ephes. 4, 9.); aber wir lesen dennoch auch (1 Petr. 3, 19.), daß er ebendaselbst in oder mit dem diese Seele lebendigmachenden Geist den Geistern im Gefängniß geprediget habe, nämlich nachdem er zum Zweck dieser Predigt (und hiernächst seiner Auferstehung im unsterblichen Leibe) seinen Geist alsbald wiedererhalten, die Seelen seiner Hörer aber wenigstens für den Augenblick den ihrigen, um die Predigt vernehmen und benutzen zu können, weßwegen sie hier ebensowohl Geister (d. i. Geistbegabte) heißen, als die „Geister der vollendeten Gerechten" (Hebr. 12, 23.), die noch nicht zur verklärten Auferstehung des Fleisches gelangt sind, aber gewißlich ihre Seelen bei sich haben und mit ihnen umkleidet sind.

Uebrigens erscheinen mir immer diejenigen Leute bewundernswürdig, oder um mit meinem alten Freund Homer zu reden, dämonisch (δαιμονιοι), die den Muth haben, über Dinge zu schreiben, von denen sie nichts verstehen. Ich meine damit nicht den braven Hrn. Gerber; unsern Verfasser aber, der durch Ergebnisse belehrt ist (vgl. S. 146 f.) am wenigsten.

J. F. v. Meyer.

Geschichte einer Geistererscheinung und Erlösung.

In dem anmuthigen Thälchen, welches das Städtchen Winnenden und das Pfarrdorf Schwaikheim im Würtembergischen verbindet, und durch welches der Zipfelbach fließt, liegt unfern eines vorspringenden Birkenwaldes nahe am Fußwege, der sich durchs Thal hinzieht, der sogenannte Teufelsbrunnen. Schon sein Name bezeichnet ihn als einen bei'm Volke verrufenen Ort, und es ist Thatsache, daß in der Nähe desselben seit vielen Jahren häufig nächtliche Lichterscheinungen beobachtet worden sind, über deren Beschaffenheit man wohl das Urtheil dahingestellt seyn lassen dürfte, wenn nicht folgende amtlich beglaubigte Thatsache alle Zweifel über die höhere Natur derselben beseitigte.

Am 17. Januar des Jahrs 1816 wanderte der hiesige (i. J. 1839) verstorbene Bürger und Maurer J. G. F. Leibfriz von Schwaikheim, ein stiller und christlich gesinnter Mann, das Thal hinauf, um in Winnenden einige Einkäufe zu machen. Es war heller Mittag. Ohne nur entfernt an etwas Außerordentliches zu denken, das ihm hier begegnen könnte, gieng Leibfriz den Fußpfad hin, und war, wie er nachher sagte, in seinen Gedanken meistens mit seinen häuslichen Angelegenheiten und namentlich den Einkäufen beschäftigt, die er jezt vorhatte. Viele Dutzendmal schon hatte er denselben Weg sowohl bei Tag als bei Nacht gemacht, ohne, mit Ausnahme der Lichter, die auch

er schon in der Nähe des Teufelsbrunnens, jedoch ohne vor denselben sich zu fürchten, aber auch ohne ihnen nahe zu treten, beobachtet hatte, etwas Außerordentliches erfahren zu haben.

Dießmal sollte es anders seyn. — Als er am Teufelsbrunnen gerade vorübergehen wollte, sah er auf dem Wege, etwa zehn Schritte vor sich, plötzlich eine nebelhafte, jedoch helle Gestalt, welche anfangs einer Dunstsäule glich, allmählich aber menschliche Form erhielt. Langsam schwebte sie auf ihn zu, und nun unterschied er deutlich ein faltenreiches, langes Gewand, den obern Theil des Kopfes verhüllt, und er konnte nicht mehr zweifeln, daß es eine Frauengestalt war. Leibfriz war ganz ohne Furcht, und betrachtete daher, stille stehend, die wunderbare Erscheinung recht genau, welche, als sie sich ihm bis auf einen Schritt genähert hatte, gleichfalls stille stand, und ihn zu beobachten schien. Ihr Angesicht schilderte er als ein sehr zartes, liebliches, übrigens sehr ernstes. — Eine Minute mochten beide so, stille sich gegenseitig betrachtend, einander gegenüber gestanden seyn, da faßte Leibfriz Muth zu einer Frage, worauf sich folgende Unterredung entspann: „Wer bist du?" „Ich bin eine unglückliche abgeschiedene Seele." Während sie diese Worte sagte, trat eine kleine äußerst helle glänzende menschliche Gestalt, einem schönen Kinde von drei bis vier Jahren gleichend, wie aus der größeren Gestalt hervor, und blieb ruhig neben dieser stehen. — Leibfriz fragte weiter: „Was willst du von mir?" „Du allein konntest mich so sehen, wie du mich jezt siehst: andern Menschen kann und darf ich mich nicht offenbaren. Schon lange habe ich auf dich mit Schmerzen gewartet." „Was kann ich für dich thun?" „Du sollst mich erlösen von diesem Ort und von der traurigen Erde." „Wie kann ich das?" „Uebermorgen frühe acht Uhr sollst du an diesen Brunnen kommen, und hier recht brünstig und andächtig um meine Erlösung zum Herrn flehen. Ich bitte

dich um unsers Heilands willen, thue mir diese Liebe. Dann — ach dann bin ich erlöst!" — Leibfriz versprach, ihre Bitte zu gewähren, worauf beide Erscheinungen in die Luft zerrannen.

Nachdem er seine Geschäfte, die ihn bis zum Abend in Winnenden aufhielten, besorgt hatte, kehrte er auf demselben Wege nach Hause zurück. Als er am Teufelsbrunnen vorbei gieng, sah er, ob er es gleich wünschte, die Gestalten nicht wieder, dagegen zwei Lichter, ein größeres und ein kleineres, welche sich in dieser Gegend lebhaft hin und herbewegten, und vernahm zugleich von dem gedachten Orte her ein ganz deutliches Stöhnen und Seufzen, was ihm, zumal, da es bereits Nacht war, grauenhaft vorkam, weßhalb er seine Schritte nach Haus möglichst beschleunigte.

Hier angekommen, erzählte er seiner Gattin die Erscheinung, die er gehabt hatte, mit der Bitte, die Mittheilung um des neugierigen und eitelen Geredes der Leute willen gegen Jedermann zu verschweigen. Allein diese, voll Besorgniß und Angst für ihren Mann, den sie bereits in den Banden der finsteren Mächte wähnte, rieth ihm nicht nur dringend ab, sein gegebenes Versprechen zu erfüllen, sondern theilte auch, als sie sah, daß ihre Bitten fruchtlos waren, Freunden und Bekannten ihres Hauses das Vorgefallene mit, und bat diese auf's Angelegentlichste, ihren Mann von dem gewagten Schritte abzumahnen, oder, wenn dieß nicht gienge, ihn wenigstens an Ort und Stelle zu begleiten. — Auf diese Weise verbreitete sich das Gerücht von dem Vorfall in kurzer Zeit im ganzen Ort. — Die Ansichten waren natürlich sehr verschieden. Einige riethen unbedingt ab, andere redeten zu, wieder andere boten ihre Begleitung an. Darüber waren alle einig, jedenfalls vorher dem Pfarrer des Orts B. Anzeige von der Sache zu machen, und ihn um seinen Rath zu bitten.

Am 18. Januar begab sich dem zu Folge Leibfriz zum Pfarrer, dem er ausführlich erzählte, was ihm begegnet

war, und von dem er den Rath erhielt, die Sache gehen zu lassen, in welcher er sich doch wahrscheinlich nur getäuscht habe, und deren weitere Verfolgung nichts bewirken würde, als eine allgemeine Beunruhigung der Ortsbewohner. Wahrscheinlich, so meinte der Pfarrer, werde er, wenn er sich nicht abhalten lasse, zum Teufelsbrunnen zu gehen, neben dem Gespötte der Leute, das sein Lohn seyn werde, auch noch von der weltlichen Behörde zur Verantwortung und vielleicht zur Strafe gezogen werden. — Mit beklommenem Herzen verließ Leibfriz seinen Pfarrer, und er fieng an, mit einiger Aengstlichkeit an die Erfüllung seiner Zusage zu denken. Immer jedoch konnte er, da er gewiß wußte, daß er sich am hellen Tage nicht getäuscht hatte, die von dem Geistlichen ihm vorgestellten Abhaltungsgründe nicht für bestimmend genug halten, und als vollends die Mehrzahl seiner Freunde für Haltung seiner Zusage stimmten, und sechse derselben ihm feierlich versprachen, ihn an Ort und Stelle zu begleiten, so beschloß er fest, am folgenden Tage seinem Worte getreulich nachzukommen.

Am 19. Januar frühe halb acht Uhr machte sich Leibfriz in Begleitung der gedachten Freunde auf den Weg, und bald erreichten sie die nächste Umgebung des Teufelsbrunnens, wo Halt gemacht und berathschlagt wurde, ob Leibfriz die kleine Strecke bis zur Einfassung des Brunnens allein oder in Begleitung zurücklegen solle. Zuerst wurde Lezteres beschlossen, und als Leibfriz mit zwei Begleitern an dem Brunnen angekommen war, sah und hörte er gar nichts. Sobald jedoch die Begleiter sich zurückgezogen hatten, sah er, wie jene weibliche Gestalt an der Wurzel eines Weidenbaumes, der über die Quelle hereinhieng, langsam aus dem Wasser sich herhob, und auf dessen Fläche zu stehen schien. Zu gleicher Zeit bemerkte er dicht neben sich eine schwarze, thierähnliche, abschreckend häßliche, mit wilden Augen ihn anklotzende Gestalt, vor deren Anblick

er so gewaltig erschrack, daß er die Besinnung verlor, und am Rande der Quelle niedersank. Schnell sprangen die Freunde herbei, trugen ihn ins Freie, und bald kam er wieder zu sich selbst. — Nach einer Viertelstunde wurde der zweite Versuch gemacht. Leibfriz näherte sich der Quelle allein, sah abermals die Gestalt des „Fräuleins“ wie er es nannte, und war im Begriff, auf die Kniee zu fallen, und das zugesagte Gebet zu verrichten, als das schwarze Thier abermals wie drohend sich ihm näherte, die Brust ihm beklemmte, und zulezt den Athem raubte, so, daß er zum zweiten Mal bewußtlos weggetragen werden mußte. „Alle guten Dinge sind drei!“ sagten seine Begleiter, und trieben ihn zu einem dritten muthigen Versuche an. Dießmal ließ er sich durch die abschreckende Gestalt und die drohenden Augen des Unthiers nicht einschüchtern. Er fiel auf die Kniee, und betete geraume Zeit andächtig zum Herrn um Erlösung der leidenden Seele, die er während seines Betens öfters seufzen hörte, und neben welcher das freundliche Kind die Händchen gar lieblich wie mitbetend gefaltet hatte. — Schon während seines Gebets bemerkte Leibfriz, daß die Gestalt heller wurde, als sie ihm bisher erschienen war. Als er es beendigt hatte, sagte er zu ihr: „Nun habe ich deinen Willen erfüllt im Namen des Herrn. Er sey dir gnädig!“ — Kaum hatte er diese Worte gesagt, so erhob sich der Geist über die Fläche des Wassers mit dem Kinde, beide gleich lichthell glänzend, das Unthier senkte sich in die Fluthen, und Leibfriz hörte das „Fräulein“ mit gen Himmel erhobenen Händen ausrufen:

„Nun Seele, schwing dich in die Höh',
Und sage dieser Welt Ade!“

Nach diesen Worten zerfloß ihre Gestalt in die Luft. Leibfriz verlor abermals die Besinnung, sank zusammen, und die Freunde, welche, obgleich in der Nähe stehend, nichts von allem Vorgegangenen gesehen hatten, eilten herbei,

ihm Hilfe zu leisten. — Es war eine Art Starrkrampf, was ihn befallen hatte. Grausam eröffnete ihm einer der Begleiter die starre Kinnlade mit Verlust von drei gesunden Zähnen vermittelst eines Schlüssels: aber dennoch kam das Bewußtseyn nicht völlig zurück. Der halb Ohnmächtige mußte, unter dem Zulauf einer Menge Volks, das die Neugierde zusammengetrieben hatte, nach Hause mehr getragen als geführt werden, wo er erst seine volle Besinnung wieder erhielt, und erzählen konnte, was sich am Teufelsbrunnen zugetragen hatte.

Von dieser Zeit an, also seit 24 Jahren, hat kein Wanderer mehr ein Lichtlein am Teufelsbrunnen leuchten sehen.

Zur Aufhellung vorstehender Thatsache möchte folgender Auszug aus den Schwaikheimer Todtenregistern vom Jahr 1792 nicht unwillkommen seyn. Es heißt dort:

> „Katharina Dorothea Spörlin von Nassach, Beilsteiner Oberamts, Gronauer Kirchspiels, welche seit Lichtmeß l. J. (1792) bei hiesigem Kronenwirth Joh. Casp. Eckstein in Diensten gestanden, und ihre Schwangerschaft hartnäckig verleugnet hat, und dahero ihres Dienstes, ohne bei dem Pfarramt eine Anzeige zu machen, entlassen worden ist, hat sich aus Desperation in dem zwischen hier und Winnenden befindlichen sogenannten Teufelsbrunnen ersäuft, und ist nach vorgenommener Sektion, wobei sich befunden, daß es nur noch einige Wochen bis zu ihrer Niederkunft angestanden wäre, Kraft Herzogl. Regierungsbefehls den 26. Mai auf dem hiesigen Kirchhof Nachts um 9 Uhr in locum separatum begraben worden."

Nur das blöde Auge des selbstgenügsamen Verstandes- oder Sinnen-Menschen mag hier einen Causalzusammenhang übersehen; wem aber das innere Licht aufgegangen ist über die moralischen Ausgleichungen und Ordnungen, die einem andern Leben angehören, in welchen nicht mehr

der Verstand und die Sinne oben anstehen, der findet gewiß zwischen der erzählten Thatsache und dem gegebenen Auszug aus dem Todtenbuch eine genaue und sehr ernste Uebereinstimmung.

Schließlich kann ich, um bei dieser Gelegenheit ein Müsterchen zu geben, wie dergleichen Vorfälle von den Beamten zuweilen behandelt werden, nicht unterlassen, den Lesern des Magikons zu erzählen, wie es dem Leibfriz, nachdem er die Erlösung vollbracht hatte, bei der weltlichen Obrigkeit ergangen ist.

Sein Pfarrer hatte richtig prophezeit. Schon am 19. Jannar, also am Tage der Erlösung, lief folgendes, noch gegenwärtig in der Amtsregistratur der Pfarrei Schwaikheim befindliches Schreiben des Schultheissen an den Pfarrer ein, das diplomatisch genau hier wiedergegeben wird.

Hochehrwürdiger, Hochgelehrter Herr Pfarrer!

„Der Leibfriz ist gewiß heute früh auf das Feld die Wüsen bei dem Teufels geloffen, um nach der sage Geister zu erlösen, in angst aber auf dem plaz umgefallen, und mußte nach Haus geführt werden. Diese unerlaubte leichtsinnige, und so zu sagen Gott Versuchte handlung würde Bedürfen so bald der Leibfriz wieder zu sich kommt über den Vorgang zu vernemmen und den erfund dem OberAmt zu berichten. in erbittung gütigster wilfahr nehme die freiheit zu sein Schwaikheim den 19. Januar 1816.

Sr. Hochehrwürden

ganz gehorsamster Diener

Joh. Melch. Ulrich, Schultheiß.

Nach Empfang dieses Schreibens blieb dem Pfarrer nichts übrig als die Sache ans Oberamt Waiblingen zu berichten, welche Stelle den Malefikanten unverzüglich einzuliefern befahl. — Als er vor dem Oberamt erschien, war das summarische Verfahren folgendes:

Erstes Verhör. Frage des Oberbeamten: „Was hat Er am Teufelsbrunnen gesehen?"

Antwort: „Ein Fräulein und ein Unthier, das wie eine wilde Katze aussah."

O. „Fort mit ihm in den Thurm, bis er nicht mehr sagt, er habe eine Katze und ein Fräulein gesehen!" (Leibfriz wird in den Thurm geführt.)

Zweites Verhör. O.: „Was hat Er am Teufelsbrunnen gesehen?" L. „Eine schwarze Katze und ein Fräulein." O. „Fort mit ihm, bis er nicht mehr sagt, er habe eine schwarze Katze gesehen." (Leibfriz wird abgeführt.)

Drittes Verhör. O. „Was hat Er am Teufelsbrunnen gesehen?" L. „Herr Oberamtmann, nichts, gar nichts!" O. „So; das hätte Er schon lange sagen können!"

Nun wurde Leibfriz mit einem derben Verweise seiner Haft entlassen. Einsender nimmt ihm nicht übel, daß er also bedrängt und hilflos, um von einer solchen Behandlung frei zu werden, endlich sagte, was der Oberamtmann wollte. Es ist jedoch Jedermann im Ort bekannt, daß er die Wahrheit der Thatsache, wie sie oben erzählt worden ist, im Kreise von Freunden bis an seinen Tod behauptet hat.

W.

Ein Hausgeist.

Es war im Anfang dieses Jahrhunderts, als Herr Revierförster H. in E. eines Abends, in Berufsgeschäften abwesend, ziemlich lange nicht nach Hause kam. Die Mutter hatte die jüngeren Kinder bereits ins Bette gelegt, und war in der Küche mit der Bereitung des Abendessens beschäftigt, als sie Tritte im untern Hausgang und sodann die Treppe heraufgehen hörte. Sie glaubte, an den Tritten die ihres Mannes zu erkennen. Unmittelbar darauf hörte sie den Gewehrkasten auf dem obern Gang öffnen, ein Gewehr einhängen, darauf die Thüre des Wohnzimmers öffnen und wieder schließen. „So?" rief sie dem Kommenden nach, „bist du jezt da? ich bin eben mit dem Essen fertig," und begab sich ins Wohnzimmer, um das Nöthige fürs Nachtessen vollends zuzurüsten. Wie erstaunte sie aber, als sie beim Eintreten den Vater nicht sah, und auch die anwesenden Kinder nichts von ihm wollten gesehen oder gehört haben.

Spät erst kam der Vater wohlbehalten heim, und suchte seiner Frau das Gehörte als Sinnentäuschung auszureden. Das gelang ihm dießmal; nicht aber bei folgendem Vorfall, der sich nachher oft wiederholte.

So oft nämlich Abends der Vater das Haus oder auch nur das Wohnzimmer verließ, öffnete sich täglich öfters die Thüre des Zimmers, das er eben verlassen hatte, und herein trat ein Mann von höherem Alter, in einen Schlafrock gehüllt, der einige Male im Zimmer auf- und ab-

gieng, und sich sodann ins Schlafzimmer begab, wo er sich über die Wiegen der Kinder beugte, und wohl auch zuweilen eine Zeitlang wiegte. Sobald der Vater sich hören oder sehen ließ, war der Gast verschwunden. Nie ward dieser von jenem gesehen, oder auf irgend eine Weise wahrgenommen. Es war aber eine Zeit, in welcher jedesmal dann, wann Herr H. sich entfernte, der Geist auf obige Weise sich sehen ließ, und bei seiner Zurückkunft verschwand. — Es scheint, dieser Geist habe in Abwesenheit des Hausvaters dessen Stelle vertreten, und in seinem Namen, wie man sagt, das Haus hüten wollen.

Folgender Vorfall charakterisirt ihn ganz besonders als Hauswächter.

Ein Jägerbursche des Herrn H., welcher ohne Vorwissen und Erlaubniß des Herrn an einer Tanzbelustigung Theil genommen hatte, kam in später Nacht nach Hause. Auf Nebenwegen schlich er zum Hause herein, und eilte gerade mit leisen Tritten die Treppe hinauf, als ihm auf derselben ein Mann im Schlafrock entgegenkam, der ein Kind auf dem Arme trug. Im ersten Schrecken war der junge Mensch der Meinung, seinen in diesem Punkt sehr strengen Prinzipal vor sich zu sehen, und drückte sich deßhalb in der Angst in eine Ecke. Der Unbekannte aber gieng mit drohend gegen ihn aufgehobenem Finger stillschweigend an ihm vorüber. Froh, nicht seinen Herrn, sondern nur den Hausgeist gesehen zu haben, der so diskret war, den Exceß nicht zu verrathen, eilte der junge Mensch zu Bette, nach welchem der Geist von dieser Zeit an, als ob er ihn besonders beaufsichtigen müsse, geraume Zeit allnächtlich sah, und ihm zuweilen bei solchen Visitationen die Bettdecke wegzog.

Ebenso zeigte sich seine freundschaftliche Gesinnung bei nachstehender Gelegenheit: An einem Christabend war die Mutter mit Zurüstung der Geschenke für ihre Kinder nicht fertig geworden, und verabredete deßhalb mit der

Magd, daß diejenige von beiden, welche zuerst erwache, die Andere wecken sollte. Am Christtag sehr frühe erwachte die Mutter, und eilte, die Magd zu wecken. Im Vorübergehen hörte sie in der Küche Feuer schlagen. In der Meinung, es sey die Magd, sah sie hinein, und bemerkte richtig in der Finsterniß eine mit dieser Arbeit beschäftigte Person. „So ists recht, Katharine, du hast mirs abgewonnen.“ Mit diesen Worten gieng sie wieder zu Bette, bis etwa die Magd Licht bringen würde; allein sie schlief wieder ein, und erwachte erst mit dem anbrechenden Tage, geweckt von der eben aufgestandenen Magd, welche bis diesen Augenblick ruhig geschlafen hatte.

Noch längere Zeit sezte dieser friedliche Hausfreund aus dem Geisterreich seine Besuche im Forsthaus in E. fort, bis Herr H. endlich nach S. versezt ward, wo er nichts mehr von demselben erfahren hat.

Man glaubt in E., daß dieser Geist ein Amtsvorgänger des Herrn H. gewesen seye. Aus dem Umstand, daß er dem Jägerburschen mit einem Kinde erschienen ist, schließt man, daß denselben wohl ein dieses Kind betreffender Gewissensscrupel beunruhige.

Ob man noch jezt in E. etwas dergleichen bemerkt, ist mir unbekannt. Was aber von mir hier erzählt wurde, dafür kann ich jedem, der Beruf dazu hat, die Augenzeugen stellen; namentlich können die noch lebende Wittwe des Herrn H., so wie seine jezt erwachsenen Kinder die Sache bezeugen.

Sp. den 26. Januar 1840.

C. W., Pfr. in Sp.

Ein merkwürdiges Schauen und eine eingetroffene Voraussage.

Briefliche Mittheilung an den Herausgeber.

Unter den beiden Thatsachen, die ich, mein verehrter Freund, Ihrer Aufforderung gemäß, diesen Blättern mittheile, dürfte wohl die erste die meiste Beachtung verdienen, da es sich hier von einer Erscheinung handelt, die, von fünf verschiedenen Personen zugleich wahrgenommen, ihrer Natur nach von der Art war, daß von einer Trübung des Urtheils durch Schrecken, Aufregung der Phantasie u. dgl. schlechthin nicht die Rede seyn konnte, einer Erscheinung mithin, deren Objektivität schwerlich irgendwie in Zweifel gezogen werden dürfte, während andererseits ihre gänzliche Folgelosigkeit, ihr Unzusammenhang mit irgend einem später oder zugleich eingetretenen Ereigniß der gemeinen Wirklichkeit, sie aus der Sphäre des sogenannten zweiten Gesichts, unter welche sie sonst allerdings fallen würde, wiederum ablöst, und, falls man ihre Erklärung im Reich der gewöhnlichen Naturkräfte suchen will, als lezte Zuflucht höchstens etwa die Annahme zuläßt, daß auch in unsern Gegenden das Phänomen der Luftspiegelung (**Fata Morgana**) stattfinde, mit deren Bedingungen jedoch, soweit solche bis jezt bekannt sind, die Oertlichkeit, auf welcher die Erscheinung stattfand, durchaus nicht übereinkommt.

Mein Hauptgewährsmann in der Sache, Gemeindepfleger M—r in dem Dorfe W—f, Oberamts Leonberg, ist

nicht nur an dem Orte seiner amtlichen Wirksamkeit, sondern in der ganzen Umgegend als ein ausgezeichnet klarer Kopf und tüchtiger Geschäftsmann bekannt, und wirklich dürfte es schwer seyn, einen helleren Verstand und ein heitereres, jedem krankhaften Einfluß unzugänglicheres Gemüth zu treffen, als das seinige. Dabei ist er von ziemlich phantasieloser, übernatürlichen Eindrücken auf keine Weise geöffneter Seelenbeschaffenheit, hat außer der sogleich zu berichtenden Vision nie eine andere Erscheinung „aus dem Nachtgebiete der Natur“ gehabt und eben so wenig von „Blättern aus Prevorst“ oder dem „Magikon“ je etwas zu Gesicht gebracht, wie denn auch die Namen, die er dem leztern Werke gab, als ich ihn mit der Existenz desselben bekannt machte und versicherte, sein eigener Name werde nächstens in demselben vorkommen, keineswegs sonderlich schmeichelhaft waren. Eben so entfernt ist er, die nachfolgende Geschichte, die ihm vor zehn Jahren begegnete, als etwas besonders Merkwürdiges anzusehen. Obwohl ich seit sechs Jahren beinahe wöchentlich, gar häufig auch wohl täglich, mehrere Stunden mit ihm umgehe, hat er von dieser Begebenheit nie ein Wort unaufgefordert gegen mich fallen lassen, und nicht durch ihn, sondern durch einen andern Augenzeugen derselben, den Flurschützen S—s, bekam ich vor einigen Monaten, rein zufälliger Weise, die erste Kunde von ihr.

Gleich wenig geneigt ist seine Frau, die ich als weitere Zeugin der Erscheinung um einen Bericht über dieselbe angieng, viel Aufhebens davon zu machen. Nur auf mein wiederholtes Ansuchen, und mit sichtbarem Widerstreben, erzählte sie mir den sie betroffenen Vorfall, gleichsam als Etwas, von welchem es besser sey, gar nicht zu sprechen. Kurz, keinem von beiden Ehegatten, und ebensowenig dem vorhingenannten S—s, einem schlichten Landmann, ist es je zu Sinn gekommen, mit der Geschichte als etwas Wunderbarem, oder nur Interessantem, prahlen zu

wollen; sie vermeiden vielmehr geflissentlich dieselbe zu erwähnen und bei Keinem läßt sich auch nur die leiseste Spur einer absichtlichen Zuthat blicken. Die zwei andern Zeugen endlich waren zur Zeit des Vorfalls Kinder von drei bis sechs Jahren, und die Thatsache, daß sie die Erscheinung ebenfalls wahrgenommen, stüzt sich demnach mehr auf die Glaubhaftigkeit der schon genannten erwachsenen Personen, als auf ihre eigene Erinnerung.

Vor ungefähr zehn Jahren, um zum Sachbericht zu kommen, entfernte sich M—r mit seiner Frau, seinen zwei Kindern und seinem damaligen Knecht S—s, eines Mittags um 12 Uhr von Hause, um in dem benachbarten Dorfe F—ch einen Besuch zu machen. Es war Gründonnerstag und ausgezeichnet schönes, klares Wetter. Der Knecht führte die Kinder in einem Handwägelchen, und ein großer Haushund hatte sich, ohne daß man ihm das Mitgehen anfangs recht gestatten wollte, der Parthie ebenfalls angeschlossen. Die Gesellschaft mochte sich etwa drei Büchsenschüsse weit von dem Dorfe W—f entfernt haben, als zunächst die Kinder, die ihrer Natur nach auf äußerliche Gegenstände am aufmerksamsten waren, und sofort auch die Erwachsenen einen Reiter im mäßigen Trab auf sich zukommen sahen. Derselbe ritt einen Mohrenschimmel, hatte einen runden grauen Hut auf dem Kopf, war nach der Weise der bessern Stände gekleidet, und schien, wie sich bei seinem Näherkommen ergab, etwa fünfzig Jahre alt zu seyn. Unwillig rief M—r dem Knecht zu: „warum hast du doch den Hund mitlaufen lassen! Du weißt ja, daß er die Unart hat, an den Pferden hinauf zu springen und sie scheu zu machen. Faß ihn beim Halsband, damit es mit dem Herrn da kein Unglück gibt!“ Während dieser Worte war der Reiter bereits so nahe herangekommen, daß man seine Gesichtszüge zu unterscheiden vermochte; der Knecht machte eilends einen Seitensprung nach dem Hund, wodurch sämmtliche Augen zwei oder drei Sekun-

den lang auf leztern abgelenkt worden, und als man wieder aufblickte, war weit und breit kein Reiter mehr zu sehen. Links von der Stelle der Landstraße, auf welcher die Gesellschaft sich in diesem Augenblick befand, zieht sich ein höchstens 150 Schritte breiter, nach jeder Richtung vollkommen übersehbarer Thalgrund hin, jenseits dessen ziemlich steile Weinberge aufsteigen; rechter Hand ist ein ausgedehntes Ackerfeld, das etwa 8 Fuß höher als die Straße liegt und von dieser durch einen steilen Rain geschieden wird. Instinktmäßig sprangen die drei erwachsenen Zeugen des Vorfalls unverzüglich auf die Kante dieses Rains, von wo aus man die Gegend nach allen Seiten im Umkreis von etwa einer halben Stunde frei überschaut. Allein nirgends eine Spur weder von Roß noch Mann; wohl aber schlenderten einige Fußgänger, die von M—r und seinen Begleitern schon vorher einige hundert Schritte hinter dem Reiter bemerkt worden waren, und an welchen dieser, da er weit schneller ritt, als sie giengen, nothwendig kaum einige Minnten zuvor vorbeigekommen seyn mußte, gemächlich heran. Sobald sie sich bis auf Sprechweite genähert, wurden sie befragt, ob nicht so eben ein Reiter in der Richtung nach W—f zu an ihnen vorbeigekommen sey; zum größten Erstaunen der Fragenden jedoch hatten Jene keinen Reiter gesehen, wohl aber bemerkt, wie M—r und die Seinigen plötzlich von der Chaussee zu dem höher liegenden Ackerfeld hinauf gesprungen waren. Da es ein Feiertag und sehr schönes Wetter war, so kamen in kurzen Zwischenräumen noch zehn bis zwölf Personen in der Richtung gegen W—f zu an M—r und seiner Gesellschaft vorüber; aber auch sie hatten von dem Reiter nicht die leiseste Spur wahrgenommen, dagegen den M—r und dessen Gefährten schon längst gesehen und ebenfalls bemerkt, wie diese plötzlich den Rain hinauf geeilt waren. Daß der Reiter die Landstraße, auf welcher alle diese Personen giengen, und nicht etwa einen andern

Weg hergekommen, lag außer Zweifel, denn M—r und seine Begleiter hatten seine Herankunft auf der Straße mit eigenen Augen gesehen. Nothwendig hätte er also von sämmtlichen Befragten ebenfalls bemerkt werden sollen. Ebenso nothwendig mußte er im Fall einer plötzlichen Umkehr bemerkt werden, gesezt selbst er wäre nicht auf der Landstraße zurückgekehrt, sondern hätte sein Pferd jenen steilen Rain hinaufsetzen lassen und seinen Rückzug wild und toll über die geackerten Felder genommen; denn nicht nur mußte er auf diesem Wege von M—r und den Seinigen, die, sobald er ihnen aus den Augen gekommen, jenen Rain hinauf geeilt waren, gesehen werden, sondern er konnte selbst dem Blick der weiter entfernt auf der Landstraße gehenden Menschen nicht entzogen bleiben, da die Chaussee in der Gegend, wo Leztere sich befanden, kaum zwei Fuß tiefer als das Ackerfeld liegt, und folglich eine freie Ueberschauung desselben gestattet. Ueberdieß hätte ein schneller Sprung auf den 8 Fuß hohen, ganz steilen Rain ein sehr kräftiges Pferd und einen sehr geübten Reiter vorausgesezt; „der Mann aber," bemerkte M—r gegen mich, „sah gar nicht aus wie ein junger Sausewind, der aufs Gerathewohl in die Welt hineinreitet, oder wie ein vornehmer Herr, welcher die Dressur seines Pferdes zeigen will, sondern wie ein ehrsamer Familienvater, der eine Geschäftsreise macht, und falls sein Rößlein einen Fuß bräche, dasselbe nicht so leicht durch ein anderes ersetzen könnte." — So bliebe denn, aus dopeltem Grunde, nichts übrig, als die Gestalt des Reiters für eine Vision der aus dem Dorfe W—f ausziehenden fünf Personen zu erklären, sey diese Vision nun körperlich nach Art der Fata Morgana, oder auf mehr psychischem Wege hervorgerufen worden. Indessen sey es mir erlaubt noch eine kurze Bemerkung an diese Begebenheit anzuknüpfen. Die Geschichte von einem gespenstischen Reiter, auch wohl von einem Pferde allein,

geht unter den verschiedensten Modifikationen durch ganz Schwaben — vielleicht durch ganz Deutschland überhaupt; wenigstens lassen auf diese weitere Verbreitung jene in Norddeutschland einheimischen, durch dichterische Veredlung so berühmt gewordenen Verse schließen:

Der Mond der scheint so helle,
Die Todten reiten so schnelle.

In Schwaben ist das gespenstische Pferd immer ein Schimmel; der Reiter, falls ein solcher auf ihm sizt, hat bald einen Kopf, bald ist er kopflos, und muß, nach dem schwäbischen Glauben, jedesmal ein Jäger seyn, mag nun in dieser Supposition die alte Volkssage vom wilden Jäger nachtönen, oder mag bloß die Ungunst, worein Jäger und Forstbeamte ihrer amtlichen Stellung nach beim Landvolk nothwendig gerathen, und in früher Zeit noch mehr geriethen, hievon die Schuld tragen. Daß der Schimmel sehr häufig ohne Reiter erscheint, dürfte andeuten, daß schon um dieses Thier an sich irgend ein Dunkel in der Volkstradition zurückgebliebener Nimbus schwebe, dessen Quelle man vielleicht richtiger in einem vorchristlichen Glauben der Germanen, als in dem apokalyptischen weißen Roß suchen wird, da das leztere von der Einbildungskraft des Volkes schwerlich seines Reiters beraubt worden wäre. Dazu gehört noch die Bemerkung, daß das weiße Pferd in den Geschichten unserer Spinnrockenstuben zwar immer als ein übernatürliches, bald schreckendes, bald mahnendes Wesen, nie aber wie manche andere Thierspucke, z. B. Hunde oder Bären, als ein eigentlich böses Gespenst auftritt. — Ob und wie weit nun dieses bei uns so allgemein verbreitete Phantasiebild, oder ein diesem Bilde unterliegender realer Grund, im Zusammenhang stehe mit der von fünf gänzlich unbefangenen Menschen wahrgenommenen und ganz in den Formen der prosaischen Wirklichkeit gehaltenen Erscheinung, welche ich so eben berichtet habe, möge dem Urtheil Anderer überlassen bleiben.

Die zweite Geschichte, die ich Ihnen mittheile, das merkwürdige Eintreffen einer Weissagung, spielt in der Familie meiner Mutter, und ich habe den Hergang, da die Geburt meiner Großmutter mit demselben in Verbindung steht, sowohl von meinem verstorbenen Großvater, als von meiner Mutter und meiner Tante, die Beide noch am Leben sind, mehr denn hundertmal erzählen hören.

Ein Baron Wöllwarth war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Oberforstmeister in Neuenbürg auf dem Schwarzwalde. Eines Tages kam eine Zigeunerin in seine Wohnung, und verlangte, nach Art dieser Leute, wahrsagen zu dürfen. Der Oberforstmeister, welchem dergleichen aus Rücksicht auf seine der Niederkunft nahe, ohnehin etwas ängstliche Frau unangenehm war, wieß die Angekommene auf ziemlich rauhe Art aus dem Zimmer, und schadenfroh rief sie ihm, als sie aus der Thür trat, zu: „Nimm dich in Acht, der Michaelistag wird dein Todestag seyn!“ Zufällig war auf diesen, bereits in der nächsten Woche bevorstehenden Unglückstermin ein Treibjagen festgesezt; auf die dringenden Bitten seiner Frau versprach Wöllwarth an demselben keinen Antheil zu nehmen, und hielt dieses Versprechen, als der angedeutete Tag sofort herankam, auch wirklich, ohne sich jedoch gegen Abend von einem Spazierritt in Gesellschaft mehrerer Freunde abhalten zu lassen. Während dieses Rittes ward er veranlaßt einen Augenblick abzusteigen; im Moment wo er sich wieder in Sattel schwingen wollte, machte das Pferd, durch irgend etwas erschreckt, einen Seitensprung, so daß der Reiter auf den Boden stürzte, und sich, jedoch seiner Empfindung nach, ganz unbedeutend an der Stirn verlezte. Da indessen einiges Blut aus der Wunde quoll und das Umbinden eines Schnupftuches nöthig machte, konnte er den Unfall vor seiner Frau nicht ganz verbergen, daher er derselben bei der Rückkehr schon von Weitem zurief: „Nun das Uebel ist abgebüßt, ich bin mit einer ganz geringen

Verletzung weggekommen!" Eben stand ein Teller mit Haselnüssen auf dem Tische, und der Verwundete, dem es nicht gelingen wollte, seine Gemahlin über seinen Zustand völlig zu beruhigen, sagte endlich: „Wenn Jemand eine gefährliche Kopfverletzung erhalten hat, kann er nicht kräftig beißen; ich will aber gleich zeigen, daß ich dieß sehr gut zu thun vermag!" Damit biß er eine Haselnuß auf, sank aber im nämlichen Augenblick bewußtlos nieder. Der Arzt, der unverzüglich herbeigerufen wurde, fand die Verwundung weit bedeutender, als der Verwundete geglaubt, und schritt zu einer Trepanation; der Kranke starb aber während dieser versuchten Hülfsleistung. Seine Frau kam aus Schrecken noch am gleichen Abend nieder, starb aber während der Geburt ebenfalls, und das Kind, welches sie gebar, war eben meine Großmutter.

Ueber die Art der Verwundung selbst, und den Grund warum ihre Tödtlichkeit erst in Folge des Beißens hervortrat, ist mir nichts Näheres bekannt; indessen dürfte sich diese Erscheinung medicinisch immerhin erklären lassen. Möglich auch, daß der Tod selbst blos Folge einer ungeschickten chirurgischen Behandlung gewesen wäre, was jedoch dem Eintreffen der Zigeunerprophezeiung in seiner Merkwürdigkeit nichts benehmen würde.

Fr. Rotter.

Was die erste Geschichte betrifft, so können zu derselben folgende Bemerkungen gemacht werden.

Jene Erscheinung war gewiß weder ein Phantasiebild (nach der kritisch-wissenschaftlichen Theorie, etwa das Phantasiebild eines Einzigen, vielleicht gar bloß jenes Hundes, der aber die andern Mitgehenden damit magnetisch angesteckt hätte, so daß sie es auch sahen), noch viel weniger eine **Fata Morgana**, sondern es war ganz einfach eine wirkliche Realität, ein in das Tageleben sich hereingedrängter, seine alte liebe Gewohnheit, von der er noch nicht

lassen konnte, treiben wollender, noch nicht gegangener Verstorbener. Andere gleiche, aber noch auffallendere Beobachtungen sprechen für diese Ansicht.

Als ich mit meiner Gattin vor mehr als achtzehn Jahren (doch war dieß Mitternacht, aber völlige Mondhelle) auf der Straße von Heilbronn nach Weinsberg fuhr, begegnete uns auf derselben Straße, nicht weit mehr vom Orte entfernt, ein Reiter auf einem weißen Pferde, der hart an uns, aber ganz lautlos, vorüberritt, uns aber deswegen sogleich sehr auffiel, weil, wie wir ganz genau bemerkten, sein Pferd nicht auf dem Boden gieng, sondern sich ungefähr sechs Schuhe über der Erde fortbewegte, auch sahen wir an dem Reiter keinen Kopf.

An den nächsten Häusern vor dem Thore und am Thore angekommen, erkundigten wir uns sogleich, ob ein Reiter von diesen Häusern weggeritten oder einer durch das verschlossene Thor gelassen worden sey, aber es war dieß nicht der Fall, und einen andern Weg konnte derselbe der ganzen Lokalität nach nicht hergekommen seyn. —

Ein anderer Fall ist dieser: Herr Rittmeister v. Schlembach zu Oehringen, ein wahrheitsliebender und ganz nüchterner Mann, erzählt, daß, als er vor einigen Jahren einmal, wenn ich nicht irre, in Gesellschaft des Herrn Gastwirth Landbecks von Oehringen, von Heilbronn nach Oehringen fuhr, er, Herr Landbeck und der Kutscher zugleich, folgende Erscheinung hatten:

Auf der Höhe gegen Schwabbach, wo der Wald ein Ende nimmt und die Weinberge beginnen, sahen alle drei links von der Chaussee durch die nahen Weinberge ein langgestrecktes Thier, fast ähnlich einem großen Kalbe, sich ihnen zur Seite schweben und hart hinter diesem, ihm nachfolgend, den Kopf eines Menschen. Sie waren alle wachend und bei guten Sinnen, der Kutscher neben den Pferden hergehend. Da diese sonderbare Erscheinung eine

geraume Zeit lang mit ihnen in gleicher Linie, immer wie durch die Pfähle und Weinstöcke (was auch ein palpables Wesen nicht hätte thun können) durchgieng, so blieb dieselbe lange in ihren Augen und sie betrachteten sie genau, doch nicht ohne Verwundern und Schauern.

Als Herr Rittmeister v. Schlembach mir diese Begebenheit erzählte, fiel mir bei, was er nicht wußte, da er dazumal noch nicht in dieser Gegend war: daß im Jahre 1826 unfern dieser Stelle im Walde, bei dem sogenannten steinernen Tische, ein Handwerksbursche seinen Kameraden, ihn seiner armseligen Baarschaft von wenigen Batzen zu berauben, mit einem Terzerol, in das er Chausseesteinchen geladen hatte, von hinten meuchlings erschoß, aber gefangen und nachher zu Weinsberg geköpft wurde.

An die Erscheinung jenes Reiters reiht sich aber noch folgende auffallendere Begebenheit an. Sie ist der Deuteroscopie des Herrn Geheimerath v. Horst (Bd. II. S. 52) entnommen und lautet also:

„Zwei gebildete junge Männer, und — frei bis zum Spott darüber vom Gespensterglauben, aus deren Mund ich das Folgende habe, gehen nach Vollendung ihrer akademischen Jahre gemeinschaftlich nach Gießen, um sich dort einer öffentlichen Prüfung zu unterwerfen. Es war Winter und war an ebendemselben Tag ein frischer Schnee gefallen. Als sie durch das lezte Dorf vor Gießen kamen, mochte es ungefähr Abends gegen acht Uhr seyn. Aber der Mond schien helle, es war eine mäßige Kälte, der Weg war ihnen wohl bekannt, sie fanden also nicht den mindesten Anstand dabei, ihren Weg durch den nahen Wald nach der Stadt fortzusetzen, um noch denselben Tag den Ort ihrer Bestimmung zu erreichen. Ungefähr fünf- bis sechshundert Schritte hinter dem Dorfe, ehe der Wald seinen Anfang nimmt, auf einer vollkommenen Ebene, fährt mit sausender Eile plötzlich ein mit vier Pferden bespann-

ter Schlitten dicht vor ihnen vorbei, von dem sie zuvor gar nichts waren gewahr worden, so daß sie kaum Zeit hatten, solchem auszuweichen. Der Schlitten kam in der Richtung vom Wald her, hielt aber keine bestimmte Straße ein, sondern fuhr vor beiden vorbei, quer über die Straße zum offenen Felde hinein. „Wohin so spät noch Landsmann?" ruft einer von Beiden dem Fuhrmann zu, erhielt aber keine Antwort; Sie sahen deutlich den Schlitten, in dem Niemand saß, die vier röthlichen Pferde, die ihm vorgespannt waren, den Fuhrmann, der den Arm aufgehoben hatte, und die Peitsche schwang. Sie schauen dem eiligen Fuhrwerk mit regegewordener Neugier nach, aber kaum ist solches neben ihnen vorübergesaust, so verschwinden auf freiem Felde in einem Augenblick Schlitten, Pferde, Fuhrmann und eben alles, urplötzlich und wie von der Erde verschlungen, vor ihren Blicken. Beide, mit der alten Lehre von dämonischen Fascinationen völlig unbekannt, sehen einander mit Verwunderung an, und wissen nicht, was sie zu der seltenen Fahrt sagen sollen. Sie untersuchen den frischgefallenen Schnee, — aber nirgends ist eine Spur zu entdecken, daß etwas daher gefahren sey. Nun treibt sie die Neugier noch einmal in das nahe Dorf zurück, um sich zu erkundigen, ob der Schlitten vielleicht dahin gefahren, oder von irgend Jemand sey gesehen worden. Sie treffen sofort vor einem der ersten Häuser im Ort einige Personen im Gespräche miteinander an. „Ahha!" spricht einer davon mit geheimer Schadenfreude unsere Reisenden an: „Sei komme aach wirrer zurück, weil sei der Schlittemann ümgefahren hot?" „Ah! Vetter Hampeter," entgegnete diesem ein anderer, „macht doch ka Sache! Däs thaut's ja scho lang naut mih. Giht, ihr macht dene Leut da am End noch Angst!" Gegen die beiden jungen Männer gewandt: „Föchte Sei sich neit, das Schlittegespenst ist schon lang naut mih su bös. Ja, wei mein Ellervater noch n'junger Borsch war, da wars noch ebbes anners

domet, aber alleweile thaust kam Mensche mih ebbes z'Laad u. s. w." — Mit Verwunderung hörten beide diesen gegenseitigen Mittheilungen zu. Der Plauderer, dessen Gutmüthigkeit nicht ohne allen Eigennutz zu seyn schien, bemerkte zulezt, sie stünden hier gerade vor'm Wirthshaus, wo sich sein Ellervater eben befände, wenn sie mit in dasselbe hineingehen wollten, so könne ihnen dieser viel mehr vom Schlittengespenst erzählen. Durch das eben Gesehene und Gehörte aufgeregt, ließen sie sich den Vorschlag gefallen und hörten nun sowohl vom — Ellervater, als von der übrigen winterlichen Schenkeversammlung eine Menge von Geschichten, welche dieser oder jener selbst erlebt haben wollte, und die hier zu erzählen der Ort nicht ist. Alle bestätigten des Ellervaters Behauptung, daß das Gespenst in älterer Zeit viel schlimmer und obstinater gewesen sey; da hab' es oft im nahen Walde wie der wilde Jäger selbst gehaust, sey öfters den Reisenden aufgesprungen, daß sie hätten erliegen müssen, zur andern Zeit hab's mit seiner Geisel eine ganze Heerde von Gespenster-Säuen im Wald herum gejagt, um die Leute zu erschrecken und irre zu führen u. s. w., seit mehreren Jahren aber lasse es sich nicht mehr anders, als zu Schlitten sehen, und wenn man da dem Teufels-Fuhrwerk geschwind aus dem Wege springe, so komme man ohne Schaden davon 2c.

Ohne sich durch alle diese Gespenstergeschichten in ihrem Entschluß irre machen zu lassen, sezten die beiden jungen Männer ihren Weg nach Gießen fort, wo sie denn ohne weiteres Abenteuer ziemlich spät in der Nacht wohlbehalten ankamen.

Soweit nach dem Bericht, den mir die beiden Herrn, welche gegenwärtig bereits öffentliche Aemter bekleiden, über den Vorfall mitgetheilt haben.

Ob sie von der dörflichen Wirthshausgenossenschaft zum Gespensterglauben bekehrt worden sind — weiß ich nicht. Beide behaupten aber noch jezt standhaft, sie ver-

möchten sich allerdings von einem so complicirten Gespenst, das aus 4 Pferden, einem Fuhrmann und — einem Schlitten bestehe, gar keine Vorstellung zu machen u. s. w. Aber bei dem allem sey ihrer vollen Ueberzeugung nach der Schlitten, den sie gesehen hätten, keine natürliche Erscheinung gewesen. Da nun im Munde zweier oder dreier Zeugen alle Wahrheit besteht, so kommt es mir nicht zu, ihre Ueberzeugung zu meistern, so seltsam eine Gespenster-Repräsentation der Art auch seyn möge. Wenn es überdieß wahr ist, was der gute Lysius Thl. I. sagte: „daß es viele Dinge in der Welt gebe, die schwer zu glauben und doch reell und wahrhaftig seyen;" so hab ich nicht einmal das Recht, dem wunderbarlichen Reiseabenteuer direkten Widerspruch entgegenzusetzen. Ich machte den Einwurf, jeder Schlitten fahre der Natur der Sache nach geschwind, und hieraus lasse sich das plötzliche Verschwinden desselben doch wohl natürlich erklären. Nein wurde mir geantwortet, dieß sey nicht möglich, sie hätten Schlitten, Pferde, Fuhrmann in dem Moment bei hellem Mondschein vollkommen deutlich gesehen, und in demselben Nu sey alles weg gewesen u. s. f. Und so mit allen andern Einwürfen, welche ich vorbrachte."

Ein räthselhaftes Schauen.

Aus dem Russischen von N. Gretsch.

Von dieser wunderbaren gespenstigen Procession war der Astronom und Meteorolog Schröder, Correspondent der Akademie, der in hohem Alter im Jahre 1810 starb, Augenzeuge, und erzählt davon folgendes:

Es war im lezten Regierungsjahre der Kaiserin Anna Iwanowna, im Jahr 1740. Ich war damals sehr jung und wohnte bei dem dänischen Residenten, in dem Hause, wo sich jezt der Pariser Gasthof auf dem Schloßplatze befindet. Wir waren im Augustmonat und hatten eine dunkle, aber überaus warme Nacht. Der Resident brachte den Abend, seiner Gewohnheit nach, mit Klavierspielen zu, und ich sang. Als es zehn Uhr schlug, wünschte ich ihm eine gute Nacht und gieng in mein Zimmer. Plötzlich wurde ich gewahr, daß das mittlere Thor der Admiralität, welches in die Erbsenstraße führt, sich erleuchtete. Aus dem Thore geht eine Procession mit einer Menge Fackeln hervor, biegt links ab nach dem Schloßplatze zu. Die gegenüber liegenden Häuser glänzen im hellen Fackelschimmer, und dieser Fackelschimmer mit der unsichtbaren Procession bewegt sich näher und näher dem Pallaste. Ich sehe und staune. Der Resident schickt nach mir, ich eile zu ihm und finde ihn mit allen Hausgenossen am Fenster, diese unbegreifliche Erscheinung betrachtend. Man fragt sich: was für eine Procession kann wohl zur Nachtzeit aus der Admiralität kommen? Ein gescheiter Diener wird ab-

geschickt, um die Sache näher in's Auge zu fassen und dann zu rapportiren.

Indessen hatte die Procession sich um die Ecke des Admiralitäts-Walls gelenkt, und war in der Richtung des mittleren Thores des Schlosses fortgeschritten, wo sie hineinzog. Der Fackelschein verschwand allmählig, und die vorige Dunkelheit herrschte wieder. Der Bediente kehrte zurück und sagte, daß er bis zur Ecke der Admiralität gelaufen, bei seiner Annäherung aber schon nichts mehr zu sehen gewesen sey; daß sich indeß ein heftiger Windstoß erhoben, der ihm seinen Hut vom Kopfe gerissen und zur Newa fortgeweht habe. Er lief nach, erhaschte ihn wieder nahe am Ufer und gieng nun dem Schlosse zu. Der Winterpallast war zu jener Zeit noch von Holz. Alles war still. Die Schildwachen giengen am Thore auf und ab. Der Bediente fragte, was das für eine Procession mit Fackeln gewesen, und wo sie geblieben sey? Die Schildwachen versezten, daß er irre spräche, und sie nichts von einer Procession gesehen hätten, und er sich wohlweislich mit heiler Haut nach Hause packen möchte. — Hiermit endete es. Alle Bewohner unseres Hauses sahen diese außerordentliche Erscheinung, doch Niemand konnte die Sache aufklären.

Es war natürlich, daß in der Folge, als ungewöhnliche politische Ereignisse eintraten, ein jeder diese Erscheinung als einen Vorboten derselben deuten wollte.

Ein zweites Gesicht.

Meine verstorbene Mutter glaubte nie an Geister oder Gespenster, obgleich sich ihr dieser Glaube beinahe aufdrang, indem sie während ihrem Leben mehrere Erscheinungen aus dem Schattengebiete hatte. — Sie liebte nicht darüber zu sprechen, und erzählte mir diese Ereignisse niemals ausführlich. — Einen kleinen Vorfall aus ihren lezten Lebensjahren theilte sie mir jedoch mit, er gehört mehr in die Klasse des zweiten Gesichts und war folgendermaßen:

Meine Mutter saß an einem hellen Nachmittage im Wohnzimmer meines Großvaters, der alte Herr rauchte behaglich sein Pfeifchen und beide waren im heiteren Gespräche begriffen. Das Zimmer hatte die Aussicht auf einen großen Garten. Die Mutter, welche ihrem Platze gegenüber das Fenster hatte, blickte zufälligerweise hinaus, da gewahrte sie eine schwarz gekleidete Frau mit einem Kindersarge auf dem Kopfe. Dieß fiel ihr sehr auf, sie trat nahe ans Fenster, und sah ferner, wie diese Frau fortgieng bis ans Ende des Gartens und in der Hausthüre der Gärtnerwohnung verschwand. Meine Mutter glaubte nun nicht anders, als die Frau habe die Absicht, den Sarg vom Gärtner mit Blumen zieren zu lassen, und äußerte sich, daß sie das sehr unschicklich finde, daß sich die Leute aus dem Dorfe erlauben, eine Leiche in den Garten zu tragen. Sie gieng hierauf in das Nebenzimmer, wo die Hausjungfer, mit Näharbeit beschäftigt, an einem Fenster saß, das die gleiche Aussicht auf den Garten hatte; sie frug dieselbe,

ob auch sie die Frau mit dem Kindersarge gesehen habe, was jedoch verneint wurde. — Man schickte nun sogleich in das Haus des Gärtners, um sich zu erkundigen, was die Leichenfrau eigentlich begehrt habe. Während dieser Zeit blieb meine Mutter am Fenster stehen, sah aber Niemand aus dem Hause herausgehen. Die sämmtliche Gärtnersfamilie war zu Hause, und versicherte, daß den ganzen Mittag kein Mensch bei ihnen gewesen sey, sie auch weder auf dem Hausgange, noch auf der Treppe das Geräusch eines Kommenden vernommen hätten. Nun war es meiner Mutter erst unheimlich geworden, sie besorgte, diese Erscheinung möchte einem ihrer fernen Kinder Unheil bedeuten, dieß war aber nicht der Fall. Hingegen erkrankte kurz nach jenem Gesichte die sämmtliche Gärtnersfamilie, einige Mitglieder waren dem Tode nahe, doch starb keines.

M. v. H.

Beim zweiten Gesichte, das in Schottland so häufig vorkommt, bedeutet dem Seher das Erscheinen eines Sarges, der in ein Haus getragen wird, nicht Tod, sondern Erkranken der Hausgenossen, wird aber der Sarg aus dem Hause herausgetragen, bedeutet es den Tod eines derselben. Ersteres war nun auch bei diesem zweiten Gesichte der Fall.

Nicht unter „Erscheinungsgeschichten,“ sondern mehr unter die Beispiele vom zweiten Gesichte, gehört auch die S. 101 angeführte Geschichte von dem Hrn. Pf. Zeller zu Nußbaum sich vorgebildetem Sarge. Dessen Sohn, Hr. Pf. Zeller zu Laichingen, berichtiget die dort gegebene Thatsache noch damit (denn sie wurde, wie sie dort steht, nicht primitiv von ihm, sondern von einem zweiten, angeblich aus seinem Munde, so erzählt), daß sein Vater das Gesicht von jenem mit ihm gehenden Sarge wirklich hatte, darauf erkrankte, aber erst mehrere Jahre nachher starb.

Prof. Erasmus Schmidt erzählt in der Leichenrede, die er dem Prof. Taubmann hielt, daß dieser ihm und vielen Personen vor seiner Krankheit, der er nachher unterlag, erzählt habe: daß er eines Morgens, kurz vor seinem Erkranken, einen Sarg mit einer Leiche vor seinem Bette erblickt habe. Er habe in der Leiche sein eigenes Bild erkannt und nun werde er mit seinen Freunden (er war ein sehr jovialer Mann) nicht lange mehr scherzen, sondern bald sterben. Wirklich starb er auch sehr kurze Zeit nach diesem Gesichte im 48. Lebensjahre.

Ein junger ungarischer Edelmann, dessen Namen ich vielleicht noch später nennen werde, der sich in Italien aufhält, schrieb an seinen Vater in die Heimath, er habe in der lezten Nacht einen sonderbaren Traum gehabt, er habe sich selbst im Sarge gesehen, und über dem Sarge eine Tafel, auf welcher das Wort: „Ipse“ gestanden. Der Brief kam in der Heimath an, und bald darauf die Nachricht von seinem durch andere Hand gewaltsam erlittenen Tode.

Der Brief des jungen Mannes wurde von dem betrübten Vater, im lezten Winter (1840) in öffentlichen Gesellschaften zu Wien, Theilnehmenden mitgetheilt.

J. K.

Bedeutungsvolle Träume.

1.

Die „Europa" erzählt nach dem Russischen des N. Melgunoff Folgendes.

Die schöne Gräfin N., auf ihrem Landhaus bei Moskau, erst seit einem halben Jahre glücklich verheirathet, hatte einen Traum, der ihr anzuzeigen schien, daß sie ihren abwesenden Gatten, welcher zum 1. September, ihrem Geburtstage, von seiner Geschäftsreise zurückzukehren versprochen hatte, nicht mehr wiedersehen werde, indem sie im Verlaufe des Augustmonats sterben müsse. Sie entdeckte dieses ihrem Arzt, der sie ihres Unwohlseyns wegen besuchte. Sie hatte in der vergangenen Nacht erst Schlaflosigkeit, schlummerte endlich ein, hörte jedoch noch 12 Uhr schlagen. Sie fährt dann fort: „In demselben Augenblick, ohne die Augen zu eröffnen, sehe ich, auf sonderbare Weise, daß neben meinem Bette ein Greis steht, den es mich dünkt, irgendwo schon gesehen zu haben, ganz weiß gekleidet, und mit einem langen weißen Bart. Bei allem dem fühlte ich nicht die geringste Angst, und selbst als er, beide Hände mir auflegend, sagte: „Meine Tochter! gehe in dich; du mußt im Monat August sterben!" — selbst da war ich eben so ruhig, als ich es jezt bin. Alsdann verschwand er, und ich schlief ein." — Der Arzt suchte ihr die Bedeutenheit des Traums auszureden, sie habe etwas Fieber gehabt, und erzählt ihr, daß er als Student auf der Universität einen weit schrecklichern Traum gehabt habe.

„Sie müssen wissen, daß mein Zimmer in zwei Hälften getheilt war, durch einen Verschlag, hinter welchem mein Bette stand; das Kopfkissen desselben befand sich, aus Mangel an Raum, dicht beim Eingange dieses Schlafkämmerchens. Eines Nachts fühle ich, im tiefen Schlafe, daß etwas Hartes und Kaltes mir auf der Stirn liege. Ich wollte aufspringen, konnte aber kein Glied rühren. Endlich, mich anstrengend, befühle ich meinen Kopf; auf ihm lag, sich zum Verschlage hereinstreckend, eine knöcherne Hand mit sechs Fingern (als Anatomiker hatte ich den Muth sie zu zählen), mit langen, scharfen Krallen, und oben mit Borsten bedeckt. Zugleich erscholl hinter dem Schlag eine dumpfe Stimme: „Genau nach neun Jahren, wehe! wehe! wehe!" — Diese Worte erschollen langsam, abgebrochen, und jedes fiel mir wie ein Hammerschlag auf das Herz. Die Hand verschwand, ich erhob den Kopf, stand auf und blies Feuer an; weder in der Kammer, noch jenseits des Verschlags befand sich Jemand. Die zum gemeinschaftlichen Corridor führende Thüre war von innen zugeschlossen, das Fenster ebenfalls. Es war keine physische Möglichkeit, zu mir zu gelangen. — War dieß ein Traum, oder eine Erscheinung? Das zu entscheiden, überlasse ich Ihnen, Gräfin."

Hiebei steht unten die Anmerkung: „Die Erzählung des Doctors, so wie alles Uebrige, ist keine Erfindung." — Ohne diese Versicherung würde sich das „Magikon" diesen Bericht nicht zueignen, da er übrigens einer poetischen Novelle ähnlich sieht.

Die Gräfin fragt: „Ward aber die Weissagung erfüllt?"

Der Doctor: „Es ist schon das zwölfte Jahr, daß ich practicire."

„Traf Sie aber während jenes neunten Jahres nicht irgend ein Unglück?"

Nicht das geringste; im Gegentheil, nie war die An-

zahl meiner Kranken so groß, es war das Jahr der Cholera."

„Folglich ward das Ihnen Prophezeite erfüllt, und durch Ihre Erzählung haben Sie nur meine Befürchtungen bestätigt."

Mit Ihnen ist schwer streiten, Gräfin; wie ein guter Feldherr kehren Sie des Gegners Waffen wider ihn selbst. Doch ich erkenne mich nicht für besiegt, und unternehme es, mit einem einzigen Pülverchen den unheilbringenden Greis zu verjagen und seine Prophezeiung zu nichte zu machen.

Der Bericht fährt fort: Unglücklicher Weise für den Doctor blieb sein Pulver ohne Wirkung, und in der folgenden Nacht sah die Gräfin denselben weißhaarigen Greis, und vernahm von ihm dieselben Worte. Deßgleichen geschah in der dritten Nacht. Indessen vergieng ihr Fieber, sie befand sich vollkommen wohl, erhielt jeden Posttag Briefe von ihrem Mann, schien heiter und lachte über ihre Erscheinungen; doch in der That kam ihr der prophetische Traum nicht aus dem Sinn, und hatte nur einen fortwährenden Gedanken: „Ach! wäre der Monat August schon vorüber!"

Während des Monats August, bei dem schönsten Wetter, überließ sie sich dem Genusse des Landlebens. Eines Abends, auf ihrem Balkon sitzend, im Anblick der blühenden Landschaft, wurde sie in der Dämmerung von dem stürmisch-melodischen Getöse der zahlreichen Glocken Moskau's ergriffen, gedachte an die Worte des Greises: „Gehe in dich!" und beschloß, da die Fastenzeit vor Mariä Himmelfahrt (Assumption) noch nicht vorüber war, deren lezten Tage der Reinigung ihrer Seele von Sünden zu weihen und das heilige Abendmahl zu empfangen. Am Festtage kehrte sie, vom Gottesdienst ermüdet, zurück, legte sich zur Ruhe nieder und stand nicht mehr auf. In der folgenden Nacht besuchte sie der Greis aufs neue. „Meine

Tochter," sprach er, „nun bist du bereit, deine Seele ist gereinigt, deine Stunde ist gekommen."

Am folgenden Tag machte sie ihr Testament, schrieb einen rührenden Brief an ihren Mann, worin sie ihm das Traumgesicht entdeckte, mußte nun „die große Wissenschaft des Sterbens erlernen", und rang schwer mit dem Gedanken der Trennung von ihrem entfernten, geliebten Gatten.

Gegen ihren Willen riefen ihre Verwandten den Doctor zu ihr, der sie für marasmirend erklärte. In der That verfiel sie, durch strenges Fasten erschöpft, in die äußerste Schwäche; verlor alle Eßlust, versank in beständiges Träumen, und schien endlich zu erlöschen. Am 31. August fühlte sie einige Erleichterung, wie vor dem Tode gewöhnlich, und verbrachte den Tag in erbaulichen Unterredungen mit ihrem Beichtvater.

Gegen Abend langte der Graf an, sie war wieder halb bewußtlos und erkannte ihn kaum. Gegen das Ende der zwölften Stunde erklärten die Aerzte einstimmig, sie könne keine Stunde mehr leben. Der Graf trat in ihr Zimmer, und näherte sich schluchzend ihrem Bette. Sie schlug die Augen auf. „Freund", sprach sie, „Du bists? Lebe wohl! ... jezt sterbe ich ruhig."

Jammernd fiel der Graf auf die Knie vor der Sterbenden. Nach einer qualvollen Erwartung sank ihr Haupt auf das Kissen nieder — es schlug Mitternacht.

Am 1. September früh, bei heiterm Sonnenschein, kehrte der Doctor zum Landhause der Gräfin aus der Stadt zurück, um den unglücklichen Gatten zu trösten. Und siehe da — er findet sie, nicht todt, sondern neben ihrem Manne beim Frühstück sitzend. „Des Grafen Ankunft hatte ihre Krankheit gebrochen, und der prophetische Traum gieng nicht in Erfüllung."

Das ist sehr wohl möglich. Umsonst aber würde man daraus folgern, daß kein prophetischer Traum in Erfüllung gehe, oder daß alle Träume Schaum und leere Phantasie seyen. Denn was machen wir zum Beispiel aus der behaarten Krallenhand, wovon insonderheit gesagt wird, daß sie keine Erfindung sey, und welche das Choleraweh prophezeite? davon sichs sogar fragte, ob sie Traum oder Erscheinung sey? Die bloße Subjectivität des prophetischen Greises in der Einbildung der liebenden jungen Gattin ist keine Unmöglichkeit. Aber auch seine Objectivität nicht. Selbst die biblischen Prophezeiungen gehen nicht alle in Erfüllung (Jerem. 18, 7—10. u. Jon. 3. u. 4). War der Greis nicht ein böses Object, in einen Engel des Lichts verkleidet, zum bloßen Schrecken gekommen, sondern ein Seliger, so ist zu merken, daß weder Engel noch Seligen der ganze Rathschluß Gottes jedesmal offenbar ist, sondern daß sie nur ausrichten müssen, wozu sie gesendet werden, wie der Prophet Jonas. Daß aber das „Gehe in dich!" und das kampfreiche Absterben der jungen Gattin bei lebendigem Leibe, einen gesegneten Eindruck bei ihr zurückgelassen habe, wer mag es bezweifeln? Auf ähnliche Weise werden allerlei feine Abgöttereien täglich an uns geheilt. Noch bleibt die Frage, ob sie durch die Wiederkehr in dieses Leben glücklicher als durch ein seliges Abscheiden geworden war oder — geblieben sey? Der weiße Greis, vielleicht ihr naher Verwandter, meinte es wohl sehr gut mit ihr. Die Seligen wissen, wie viel besser es bei ihnen als hier ist. Die physische Wiederbelebung aber durch den Anblick des angebeteten Gatten, ohne den die Gräfin wirklich gestorben wäre, ist sehr glaublich; denn „die Liebe ist so stark wie der Tod," ja stärker als er, und treue Liebe findet bei dem Allbarmherzigen wohl Erhörung. Wäre es denn das einzige Mal, daß ein Halbtodter, dessen Stunde an sich geschlagen hatte, durch irgend einen Eingriff der Hand der ewigen Liebe wieder zum

Leben erstanden? *) — Es folgt also gar nicht, was aus der Geschichte, die wir für wahr annehmen, vielleicht mit Lachen geschlossen werden will, und wir möchten den Scherzenden lieber das ernste Wort: „Gehe in dich!" zu Gemüth führen. Der Gräfin hat es gewiß nicht geschadet, daß sie in sich gegangen ist, und daß sie die Hinfälligkeit dieses Daseyns und die Nichtigkeit alles Irdischen erkannt hat. Ihr und ihres Gatten Dank gegen den großen Liebhaber des Lebens wird auch nicht gefehlt haben, und wird ein wohlgefälliges Opfer gewesen seyn. Waren jezt nicht beide doppelt glücklich? Man kann sich aber des Gedankens nicht erwehren, daß unsere seligen Freunde mit einer Art von Ungeduld auf uns warten, bis wir zu ihnen kommen, heftiger noch, als wir sie hier zurücksehnen, zumal wenn sie vorauswissen oder besorgen, daß uns hier noch Versündigung oder Trübsal zustößt. Es haben Schlafseherinnen ausgesagt, welche in hohen Entzückungen gewesen sind, sie dürfen sich ihrer darum gemeinwachend nicht erinnern, weil sie sonst das diesseitige elende Leben nicht zu ertragen vermöchten, was doch Jeder bei schwerer Strafe muß, so lange es Gott gefällt. Wenn die Seligen uns tödten dürften, um uns in ihre lieblichen Wohnungen einzuführen, sie würden es thun, sie würden uns die Seele ausküssen, wie die Rabbinen von Mose sagen, daß ihm Gott gethan habe (der Tod der Neschika). Mag nicht jener Greis, der die Gräfin zum Insichgehen, zur Reinigung von Sünden ermahnt hat, um sie gewiß selig zu wissen, gleichen Sinnes gewesen seyn? Ein böses Wesen war es eben darum nicht, denn das ermahnt nicht zur Buße; und war er eine Phantasie, so war sie auch nicht böse, nur weiß man nicht recht, wie eine Phantasie ein junges Weib zur Buße ermannen sollte, deren einziger Gedanke ihr abwesender heißgeliebter Gatte ist. Sollte

---

*) Vgl. Blätter aus Prevorst. 7. Samml. S. 40.

aber, wider die Versicherung des Verfassers, das Ganze nur Dichtung seyn, so freut es uns, daß wir dadurch zu gegenwärtiger Betrachtung Anlaß gefunden haben.

— y —

2.

Von dem Califen **Motasjem**, der zu Anfang des 9ten Jahrhunderts lebte, berichtet Marigny in seiner Geschichte der Araber aus morgenländischer Quelle folgende Begebenheit:

El-macin, erzählt der Calif, habe die erste Nachricht von dem Einfalle der Griechen in einem Traume bekommen. Es wäre ihm nämlich eine vornehme Muselmannin erschienen, die eben durch die Griechen weggeschleppt wäre, und ihn um Hülfe angerufen habe, sie hätte aus allen Kräften geschrieen: **Motasjem, komm geschwind und hilf mir:** Den folgenden Tag war er über diesen Traum ganz erschrocken, und erzählte ihn denen, die um ihn waren. Denselbigen Tag kam noch ein Curier an, der die Nachricht mitbrachte, daß die Griechen die Grenzen überschwemmt hätten. — Der Calif versammelte erstlich alle Truppen, die in Bereitschaft waren, und gieng mit ihnen so lange in den geschwindesten Märschen fort, bis er die Länder des griechischen Kaisers erreicht hatte. Hier ließ er sie erstlich einige Zeit ausruhen und erholen, darauf aber stellte er sich wieder an ihre Spitze und unternahm in eigener Person die Belagerung von Zabatra. Er stand seit der Zeit, daß er den Traum, den ich oben erzählt habe, gehabt hatte, in der Einbildung, daß die ihm damals erschienene Muselmannin in Zabatra gefangen gehalten würde; deswegen sezte er die Belagerung dieses Platzes vorzüglich mit vielem Eifer fort. Die Arbeiten wurden mit einer zu bewundernden Hitze getrieben, da der Muth des Fürsten sich auch auf die Soldaten ergoß. Die Griechen vertheidigten sich zwar sehr tapfer, endlich aber

ward der Ort nach vielen wiederholten Anfällen mit Sturm eingenommen. — Bei dieser Gelegenheit konnte man die vortreffliche Kriegszucht, so der Calif unter seinen Völkern eingeführt hatte, recht wahrnehmen. Obgleich Zabatra durch Sturm übergieng, so ließen sich doch die Soldaten mit der Einnahme des Orts genügen, und begiengen beim Eindringen nicht die mindesten Ausschweifungen; und dennoch wußte man, daß es seine Absicht war, den Ort verheeren zu lassen. Allein sein vornehmster Endzweck war, die ihm im Traum erschienene Muselmannin aufzusuchen. Darum befahl er, daß, so bald der Ort eingenommen seyn würde, ein jeder in Waffen stehen bleiben, und den Einwohnern nicht die geringste Beleidigung zufügen sollte, bis er erst die Person, die er so eifrig suchte, gefunden haben würde. Dieses Weib ward auch wirklich unter den Gefangenen angetroffen. Der Calif ließ sich alle Muselmanninen, die hieselbst eingeschlossen gewesen, vorführen, und erkannte die im Traume gesehene auch bald unter ihnen, erfuhr auch, daß diese damals, als die Griechen sich ihrer bemächtigt, seinen Beistand unter lautem Geschrei angerufen.

M—l.

3.

Am neunten Dezember 1838 lag ich Nachts halb eilf Uhr in meinem Studirzimmer zu Bette und las, nach einer übeln vieljährigen Gewohnheit, noch etwas im Bette vor dem Einschlafen. Um alle Feuersgefahr zu verhüten, hatte ich mir längst zum Gesetze gemacht, unverzüglich das Licht zu verlöschen, so bald ich eine gelesene Periode wieder lesen mußte, um sie gehörig aufzufassen. Dieß war mir immer der sicherste Beweis, daß der Schlaf nahe war, und ich leicht von ihm überrascht werden konnte. Immer hatte ich bisher strenge über diesen Grundsatz gehalten. Dießmal ließ ich mich vom Schlafe übereilen, bevor ich das Licht, das auf einem Nachttische hart neben dem Kopfkissen stand, ver-

löscht hatte. Ich mochte etwa eine halbe Stunde geschlafen haben, da träumte mir, es trete eine freundliche Frauengestalt zu mir, welche einen Leuchter mit einem brennenden Lichte in der linken Hand trug. Einige Augenblicke sah sie mich ernst aber freundlich an, erhob dann den rechten Arm langsam, und deutete, während sie mich ansah, mit dem Zeigefinger auf das brennende Licht, das sie trug. — Plötzlich erwachte ich, und bemerkte zu meinem großen Schrecken, daß mein Licht, wahrscheinlich durch eine Bewegung, die ich im Schlafe mit dem Kopfkissen gemacht hatte, lezterem so nahe war, daß dasselbe, wenn es nur noch eine Linie näher gerückt worden wäre, nothwendig hätte Feuer fangen müssen. — Ich weiß nun zwar ganz wohl, wie leicht diese Erscheinung aus den bekannten psychologischen Gesetzen von Manchen erklärt werden mag; ich für meinen Theil aber löschte rasch mein Licht ab, und bevor ich wieder einschlief, dankte ich Gott für diese Warnung, der noch nicht aufgehört hat, seine Engel auszusenden, um seine Kinder, die Menschen, zu schützen, und vor Gefahren zu bewahren.

4.

Die Gattin des Bernhard Maier, Bauers in Erligheim, bei Bessigheim, war im J. 1837 in einem Wochenbette gestorben, und hatte ihrem Gatten fünf unerzogene Waisen hinterlassen, was ihn bestimmte, so bald als möglich, in eine zweite Ehe zu treten. Noch bei Lebzeiten der Verstorbenen hatte die 16jährige Tochter der Schwester derselben, auch eine Waise, Unterkunft im Hause ihrer Tante gefunden, und vergalt ihr ihre Liebe durch hilfreiche Unterstützung in den Geschäften des Hauswesens, namentlich aber dadurch, daß sie sich der kleineren Kinder, besonders der jüngsten, nach Kräften annahm. — Kaum war Maier wieder einige Monate verheirathet, so wurden seine Kinder vom Keuchhusten alle nach einander befallen, wodurch die häuslichen Sorgen und Unruhen sehr vermehrt

wurden, bei welchen die Aushülfe des verwandten Mädchens sehr wünschenswerth hätte seyn sollen. Dessen ungeachtet ward ihr, unter dem Vorwande, sie sey jezt entbehrlich, der Abschied gegeben. Mit höchst schmerzlichen Gefühlen dachte sie an die bevorstehende Trennung von den ihr so lieb gewordenen kranken Kindern, und namentlich das Kleinste derselben, das sie bisher stets an ihrem Bette gehabt, und Tag und Nacht gepflegt hatte, erfüllte sie mit bangen Sorgen für seine Zukunft. Etwa vierzehn Tage, ehe sie das Haus verließ, ward sie eines Abends, als auch das jüngste Kind bereits erkrankt war, von ihrer Herrschaft ins Feld geschickt, Futter für das Vieh zu holen. So gerne sie bei dem pflegebedürftigen Kinde geblieben wäre, mußte sie doch gehorchen, und gieng daher, stille weinend auf den Acker. Ihr Weg führte sie an dem Kirchhofe vorüber, wo sie das Grab ihrer lieben verstorbenen Wohlthäterin mit Kummer aus der Ferne betrachtete, stille betete, und endlich laut für sich die Worte sprach: „O, liebe Frau, hole deine Kinder! Wie wird es ihnen bei ihrer neuen Mutter ergehen!“ — Ein Paar Nächte darauf träumte ihr, die verstorbene Frau sey, während sie zu Bette gelegen sey, und das Kleine neben sich in seinem Bettchen gehabt habe, ins Zimmer getreten, habe ein am Ofen hängendes Wickeltuch herabgenommen, sey auf die Wiege des Kindes zugegangen, habe dasselbe herausgenommen, in das Tuch gewickelt, und mit den Worten fortgetragen: „Ich hole sie!“ Drei Tage darauf starb gerade dieses Kind; am gleichen Vormittag ein älteres Geschwister von sechsthalb Jahren; Nachmittags um drei Uhr ein anderes von vierthalb Jahren, und Tags darauf das älteste Mädchen, das bereits zehn Jahre alt war. Ein Knabe von acht Jahren blieb am Leben.

Vorstehende Thatsache habe ich aus dem Munde der Frau Sch...e in E...m., einer sehr achtbaren, religiösen und glaubwürdigen Frau aus dem gebildeten Stande,

welcher das Mädchen, als einer nachbarlichen theilnehmenden Freundin, den Traum selbst so erzählt hat, wie ich ihn hier wieder gegeben habe.

W.

5.

Ein Traum, durch welchen die Leiche eines Ermordeten aufgefunden wurde.

Verhandlung vor dem Assisengericht der Pfalz.

Sitzung vom 4. December 1839.

„Die Erde sollte das vergossene Blut bedecken, aber das Blut schrie auf um Rache zum Himmel."
Vortrag der kgl. Staatsbehörde.

Die heutige Sache ist eine von denen, die in den Annalen der Criminaljustiz unseres Landes zu den Seltenheiten gehören. Wohl ereignet sich bisweilen der traurige Fall, daß ein Menschenleben das Opfer aufgereizter Leidenschaften wird; allein hier, wo ein braver, wohlgesitteter Jüngling, die Stütze seiner armen betagten Mutter, durch kalte Grausamkeit fallen mußte, weil es einem Raubgierigen nach seinem sauer verdienten Taglohn gelüstete, kann man nur mit Schmerz auf die Stufe der Verworfenheit blicken, auf welche ein menschliches Wesen herabzusinken fähig ist.

Der Angeklagte, welcher als Raubmörder vor die Assisen verwiesen wurde, heißt Johann Scheifling, ist 40 Jahre alt, Taglöhner, geboren und wohnhaft zu Eisenberg; mit seiner Vertheidigung war Herr Advokat Petri beauftragt.

Die näheren Thatsachen, wie sie aus den öffentlichen Verhandlungen sich ergaben, sind folgende:

Philipp Ludwig Zepp von Eisenberg ernährte in seinem achtzehnten Jahre schon seine Mutter von seinem kärglichen Taglohn, den er als Hammerschmiedsjunge sich auf dem v. Gienanth'schen Eisenwerke verdiente, weßhalb er

allgemein geachtet war. Mit ihm arbeitete im Monat August 1839 der Angeklagte Scheifling. Dieser stand in der Gemeinde seit langer Zeit in dem schlechtesten Rufe. Er wurde, nach vorliegenden Urtheilen, schon zweimal wegen Diebstahl zu bedeutenden Gefängnißstrafen verurtheilt, und dunkle Gerüchte bezeichnen ihn als einen Menschen, dessen Hände nicht rein von Mord sind.

Es war Samstags den 17. August 1839, als Scheifling und Zepp mit einander aus dem Felde nach dem Eisenwerke zurückkehrten, und sich in die Brandweinschenke des Hammerschmiedes Körber begaben. Beide hatten an jenem Tage ihren Lohn erhalten; der des Zepp betrug 9 fl. 9 kr. und bestand in 3 Kronenthalern und etwas Münze.

Als beide sich wieder entfernen wollten, um in den Wald zu gehen, verlangte Zepp von den Wirthsleuten eine Stülpkappe, worauf Scheifling antwortete: „es ist nicht kalt, Du brauchst keine Kappe."

Sie giengen nun wirklich zusammen in den Wald, Zepp kehrte aber nicht mehr heim, und alle Nachforschungen, welche die besorgte, nichts Gutes ahnende Mutter anstellte, blieben fruchtlos. Sobald das Verschwinden des jungen Menschen in der Gemeinde ruchbar wurde, bildete sich sogleich allgemein der Verdacht, daß wohl Scheifling denselben ermordet und beraubt haben möge. Verschiedene Umstände trugen auch dazu bei, diesen Verdacht aufs Höchste zu steigern.

Scheifling begab sich nämlich am Morgen nach der That zu dem Bäcker Anspach in Eisenberg, dem er Geld für Brod schuldete, und zahlte diesem 6 fl. 48 kr.; zwei Stunden später zahlte er auch dem Fuhrmann Kraus 2 fl. auf schuldige Hausmiethe.

Als man ihn wegen dem jungen Zepp befragte, wollte er von demselben nichts wissen und gab an, Zepp sey an

jenem Abend von ihm weggegangen, um Pflaumen zu holen, er aber habe sich allein in den Wald begeben.

Der königliche Friedensrichter leitete nun die Untersuchung ein, und Scheifling wurde verhaftet.

Aus den Aussagen der Frau und Schwiegermutter desselben gieng hervor, daß er in jener Nacht gegen 2 Uhr nochmals das Haus verlassen, und erst nach 2 Stunden wieder heimgekehrt war; daß er den andern Morgen sich nach Grünstadt begeben, und von dort ein Paar neue Stiefeln, 4 Ellen Baumwollenzeug, 2 Ellen Kattun, 2 Ellen Futtertuch und 1 Elle Baumwollentuch mit nach Hause gebracht hatte.

Es würde eine allgemeine Streife von ungefähr 150 Personen vorgenommen, sie blieb jedoch ohne allen Erfolg. Da träumte es dem Georg Friedrig Zepp, Bruder des Ermordeten, daß dieser im Walde (Distrikt Ochsenbusch) erschlagen und daselbst begraben liege *). Der Traum leitete den Georg Friedrich Zepp zum Grabe seines Bruders. In Begleitung eines gewissen Martin Hoffmann fand er an jenem Ort eine Stelle, die mit Moos, Laub und Reisern frisch bedeckt war. Kaum hatte man die lockere Bedeckung hinweggeräumt, als sich ein mit einem Stiefel bekleideter Fuß zeigte.

---

*) Die Aussage des Zeugen G. Zepp aus der von einem königl. Untersuchungsrichter zu Protokoll gebrachten Vernehmung abgeschrieben, lautet getreulich also: „G. E. Zepp, 24 Jahre alt, Steinhauer in Eisenberg.“

„In der Nacht vorher, ehe wir meinen ermordeten Bruder auffanden, kam es mir im Traume vor, als wenn ich in den Walddistrikt Ochsenbusch ins Kiffelwäldchen gehen sollte, dort liege mein Bruder erschlagen. Dieß äußerte ich auch des andern Morgens, als L. Hoffmann zu mir kam, gegen diesen, und ich begab mich dann mit diesem und mit Martin Hoffmann in genannten Walddistrikt, wo wir das Grab meines Bruders fanden.“

Der herzugerufene königl. Friedensrichter ließ nun die Leiche des unglücklichen Philipp Zepp vollends ausgraben. Er lag auf dem Gesicht, der linke Arm ausgestreckt, der rechte mit geballter Faust nach oben gebogen; ein blutiges Sacktuch bedeckte sein Angesicht, Blut floß aus Mund und Ohren. In seiner rechten Hosentasche befand sich Pfeife und Feuerzeug, während die linke herausgerissen war.

Scheifling wurde zur Leiche geführt und hier, gegenüber dem stummen und doch so beredten Zeugen, befragt, ob dieß sein Werk sey, worauf er mit sichtlichem Schrecken erwiederte: „Ja, aber nicht mit Vorsatz.“

Diesem System gemäß machte er auch eine förmliche Erklärung, die zu unwahrscheinlich ist, um nur einigen Glauben zu verdienen. Er behauptete nämlich, er habe mit der Axt in einen Baum hauen wollen und zufälliger Weise den darunter liegenden Zepp in den Kopf getroffen, der lautlos zurückgesunken sey. Im ersten Schrecken und glaubend, daß Zepp doch verloren sey, habe er demselben noch einen Hieb gegeben, worauf jener sich nicht mehr gerührt habe. Er habe die Leiche liegen lassen, ohne sie zu berauben, und sey nach Hause gegangen, zu Nacht gegessen und sich zu Bette gelegt. In der Nacht habe ihn aber ein Grauen überfallen; aus Mitleid mit Zepp sey er in den Wald zurückgekehrt, um ihn, wenn er noch lebe, nach Hause zu tragen. Er habe aber nur eine Leiche gefunden, die er, nachdem er sich satt geweint, begraben. Bei diesem Geschäfte habe er zufällig das Geld gefühlt und dieses zu sich genommen, auch davon die oben erwähnten Zahlungen und Einkäufe gemacht.

Später, als er von dem königl. Untersuchungsrichter auf das Eindringlichste ermahnt worden war, die Wahrheit zu gestehen, erklärte er endlich, daß er den Zepp ermordet habe, um ihn seines Geldes zu berauben. Im Walde sey er nämlich im Begriff gewesen, eine Eiche zu fällen, da sey ihm der Gedanke gekommen, er könne sich mit Zepps

Geld aus der Noth helfen. In diesem Augenblicke habe er sich herumgedreht und demselben mit der Axt einen Hieb in den Kopf gegeben; als dieser lautlos zusammengesunken sey, habe er ihm noch einen weitern Streich versezt; dann sey er mit der Leiche so verfahren, wie er in seinem ersten Geständnisse angegeben.

Die Vertheidigung hatte hier kein anderes Mittel, als die Noth des Angeklagten, wenn nicht als Entschuldigungs-, doch als Milderungsgrund, geltend zu machen. Armuth ist ein Zustand, den leider Millionen Menschen theilen; doch zur Ehre der Menschheit gibt es unter Millionen nur Einzelne, die sich dadurch zu schweren Verbrechen hinreißen lassen. Bei kleinen Vergehen mögen Armuth und Noth Berücksichtigung verdienen, nie aber wenn von Mord und Raub die Rede ist.

Die Geschwornen erklärten den angeklagten Scheifling des Verbrechens, das er, so wie es die Anklage aufstellte, in öffentlicher Sitzung mit allen Umständen eingestand, schuldig, und das Assisengericht verurtheilte ihn, in Folge dieser Erklärung, zur Todesstrafe, zu vollziehen auf dem Marktplatze der Stadt Zweibrücken.

Kalt und empfindungslos, wie im Augenblicke der Missethat, zeigte sich der Verurtheilte auch bei Anhörung des Spruchs, wodurch ihn die menschliche Gesellschaft mit Abscheu ausstößt.

Allgemeines Mitleid flößte hingegen die unglückliche Mutter ein, deren Schicksal wohl ohne Beispiel ist. Im Jahr 1836 wurde einer ihrer Söhne wegen freiwilliger Tödtung zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt, und gleichsam, als sollte der Unschuldige mit seinem Leben die Schuld des Bruders sühnen, fiel im Jahr 1839 ihr zweiter Sohn unter Mördershand. In beiden Fällen ist die Strafe dem Verbrechen auf dem Fuße gefolgt. Angewendet ist das Gesetz, es harrt seiner Vollziehung.

Fernwirken im Sterben.

1.

Am vierzehnten März 1834 kam der erste Schulgehülfe Holzinger in Schnaith, im Remsthale, wo ich damals Pfarrer war, zu mir auf mein Studirzimmer, und bat um Reiseurlaub über die Feiertage, mit dem Beifügen: er habe Nachricht von einem plötzlichen gefährlichen Erkranken seines alten Vaters bekommen. Ich ertheilte die Erlaubniß, und rieth ihm zu schleuniger Abreise, um nicht in die Gefahr zu kommen, den Vater nicht mehr lebend zu treffen. Zu meiner Verwunderung reiste Holzinger nicht ab, und auf die Frage nach der Ursache erhielt ich die Antwort: er habe im Sinn, die Reise zu Fuß zu machen, und, da der Weg eilf Stunden lang sey, sey er genöthigt gewesen, seine zufällig etwas unzuverläßigen Stiefel vorher in brauchbaren Stand herstellen zu lassen, was ihn jezt gegen seinen Willen so lange aufhalte. Erst am Montag reiste er ab. — Doch ich lasse ihn jezt selbst sprechen, und gebe den Lesern die Erzählung des merkwürdigen Vorfalls, der ihm begegnet ist, mit seinen eigenen Worten, die er mir schriftlich zu beliebigem Gebrauche mitgetheilt hat.

„Am Samstag vor dem Palmfest 1834 erhielt ich, als damaliger Provisor in Schnaith im Remsthale, von den Meinigen in Merklingen (Oberamts Leonberg) die Nachricht, daß meinen vierundsiebzigjährigen Vater ein Schlaganfall getroffen habe, und ernstlich für sein Leben zu fürchten sey. Ich ward dringend aufgefordert, mich unverzüg-

lich auf den Weg zu machen, zumal, da der Vater nach mir besonders verlange. Sogleich sezte ich von dieser Benachrichtigung meinen Pfarrer in Kenntniß, der, obwohl kein Freund von vielen Vakanzen, mir nicht nur ohne Anstand die Erlaubniß zur Abreise gab, sondern mir auch Beschleunigung derselben empfahl. Allein obgleich meine Sehnsucht mich nach der Heimath zog, und ich sogleich alles zur Abreise zurüstete, so nöthigte mich doch ein scheinbar unbedeutender Umstand, dieselbe noch aufzuschieben. Die schrecklich stürmische Witterung hätte mich nicht abgehalten, eilf Stunden zu Fuß zurückzulegen, um meinen Vater noch am Leben zu treffen: aber unglücklicherweise waren meine Stiefel gerade in einem Zustande, der eine Reparation derselben unumgänglich erforderte, wenn ich bei solchem Wetter und Wege eine so angestrengte Fußtour sollte vollbringen können. Wider Willen mußte ich die Abreise bis Montag frühe verschieben.

Traurig und in steter Unruhe brachte ich das Palmfest hin, und gieng Abends frühe zu Bette, um am folgenden Tage recht frühe aufbrechen zu können. Ungefähr zwei Stunden mochte ich geschlafen haben, da erwachte ich an einem Geräusche. Es war mir, als ob meine Zimmerthüre geöffnet worden wäre, und ich hörte deutlich Tritte, die meinem Bette sich näherten. Der Mond schien helle, ich sah jedoch nichts. Plötzlich hörte ich die bekannte Stimme meines Vaters zu mir die Worte sprechen: „Stehe auf, Andreas, ich muß mit dir reden!“ Schnell erhob ich mich, und rief: wer ist da? Ich erhielt jedoch keine Antwort, sah und hörte auch nichts mehr. Bald darauf schlug es eilf. Ich legte mich wieder hin, dachte beunruhigt über das Vorgefallene nach, und konnte zu keinem rechten Schlafe kommen. Da hörte ich nach einer halben Stunde abermals meine Thüre öffnen, Tritte auf mein Bette zugehen, und die Stimme meines Vaters, welche nun dringender als das erstemal zu mir sprach: „Andreas schlafe doch nicht: ich

muß mit dir reden!" Ich sah schnell auf, und gewahrte nun eine weiße Gestalt, die an meinem Bette vorüber schwebte. Auf meine Frage: Was willst du von mir, Vater? erhielt ich keine Antwort. Die Gestalt war weg, und alles um mich her stille. Ich stand von meinem Lager auf, und untersuchte die Zimmerthüre; fand sie jedoch wie gewöhnlich gut verschlossen. — Nun legte ich mich hellwachend mit dem Gesichte absichtlich der Thüre zugewendet, und den Kopf in die Hand gestüzt, wieder zu Bette. Kaum war ich einige Zeit so gelegen, so wurde ich, ohne daß ich jedoch das Geringste gesehen hätte, zum drittenmal angeredet: „Schlafe doch nicht, ich muß, ich muß mit dir reden!" — Jezt sprang ich aus dem Bette, vollkommen überzeugt, daß mein Vater bei mir gewesen sey. Es bemächtigte sich meiner eine unbeschreibliche Angst; ich hielts im Schlafzimmer nimmer allein aus. Schnell kleidete ich mich an, und begab mich in das benachbarte Zimmer, wo meine Kostleute schliefen, die ich erweckte, und denen ich das Vorgefallene erzählte. Nach einiger Zeit ward ich ruhiger, und ich konnte mich wieder in mein Zimmer zurückbegeben, wo ich mich wieder niederlegte, jedoch nicht mehr schlafen konnte, sondern mit Sehnsucht den anbrechenden Morgen erwartete. Mit den ersten Strahlen der Sonne reiste ich ab, rastete selten unterwegs, und kam dennoch erst Nachts eilf Uhr in Merklingen an. Auf der Brücke vor dem Ort, von welcher aus ins Vaters Haus gesehen werden kann, sah ich Licht in demselben, und faßte daraus wieder einige Hoffnung. Bald stand ich im Zimmer des Vaters, wo ich zu meinem Schrecken nur fremde Gesichter traf, und vergeblich nach seinem Befinden fragte. Es waren dieß die bereits bestellten Träger der Leiche, die zugleich das Geschäft der Todtenwache versahen. — Bald kam mein Bruder, der mit mir in ein anderes Zimmer gieng, wo er mich hin zu der entseelten Hülle des guten Vaters führte. —

Als der erste erschütternde Schmerz vorüber war, hörte ich Folgendes vom Bruder.

Schon am Mittwoch hatte den Vater ein Schlaganfall getroffen, von welchem er sich nach wenigen Stunden so erholte, daß er wieder seinen Geschäften nachgehen konnte. Am Freitag wiederholte sich der Anfall zwar etwas stärker, aber doch so, daß bald abermalige Besserung eintrat, und der Vater auf den Vorschlag der Mutter, einen Boten nach Schnaith zu senden, erklärte, sein Zustand sey nicht gefährlich, und man solle die Sendung unterlassen. Dessenungeachtet schrieb die Mutter ohne Wissen des Vaters, und ich erhielt die Nachricht am Samstag, dem Tage, an welchem der Vater einen dritten heftigen Anfall bekam, in Folge dessen man ihn zu Bette bringen mußte, von welchem er sich nicht mehr erhob. Bald nach dem lezten Anfall, als er die Besinnung wieder erhalten hatte, fragte er nach mir, wünschte mich zu sprechen, sprach von seinem nahen Tode, und äußerte, er habe noch etwas mit mir zu reden, er könne nicht ruhig sterben, wenn er mich nicht noch spreche. Auf die Zusicherung, man habe mir Nachricht gegeben, beruhigte er sich mehrere Stunden. Endlich aber ward seine Sehnsucht nach mir wieder lebendiger, und er sah nach der Zimmerthüre, unbefriedigt sich abwendend, wann sie sich öffnete, und ich nicht eingetreten war. Oft nannte er meinen Namen und wiederholte: „ich muß mit ihm reden.“ — Am Abend des Palmtags erwartete er mich aufs Bestimmteste; er sprach wenig mehr; nur die Worte hörte man zuweilen: „Wenn nur Andreas da wäre.“ Um eilf Uhr Nachts fieng er an zu schlummern. Nach einiger Zeit erwachte er mit den Worten: „Ist er noch nicht da?“ Als man seine Frage verneinte, schlummerte er aufs Neue. Plötzlich erhob er sich, als die Thüre sich öffnete, rasch, und rief: „jezt ist er da!“ Es war mein Bruder, der hereingetreten war. Noch einmal schlummerte er ein, erwachte um drei Viertel auf zwölf, und sagte

mit fester Stimme: „Nun kommt er nicht mehr!" nahm mit vollem Bewußtseyn von den Seinigen Abschied, legte sich ruhig hin, schloß die Augen, und in wenigen Minuten war er, ohne daß man sein Sterben bemerkt hatte, verschieden. — So erzählten von seinem Hinscheiden Alle, die in den lezten Stunden an seinem Lager gestanden waren. — Die Ursache der außerordentlichen Sehnsucht nach mir in seinen lezten Stunden ist ohne Zweifel in dem Umstand zu suchen, daß er mir bei meinem lezten Abschied von ihm im October 1833 ein besonderes Versprechen gegeben hatte, an dessen Erfüllung sein überraschend schneller lezter Krankheitsanfall ihn hinderte. — Gottes Friede sey um sein Grab her! Ruhe seinen Gebeinen!"

In den „Blättern aus Prevorst" und in „Werners Schutzgeistern" sind mehrere ähnliche Beispiele von Fernwirken, unmittelbar vor dem Sterben enthalten. In lezterer Schrift, welche den Nervengeist als das Vehikel des Zusammenhangs zwischen Leib und Seele annimmt, ist die Möglichkeit dieser Erscheinung auch theoretisch nachgewiesen.

2.

B. A. B...g in W...n, ein verehrter Freund, mit dem ich seit Jahren in den vertrautesten Verhältnissen stehe, dessen Besonnenheit eine seiner ersten guten Eigenschaften, dessen Wahrheitsliebe anerkannt ist, dessen Namen ich jedoch verschweigen muß, hat mir folgende Thatsache, die er selbst erlebt hat, erzählt. — Im November des J. 1816 lag er Nachts 2 Uhr, durch ungewöhnliche Töne erweckt, hell wachend in seinem Bette. Es war ihm, als ob er Musik gehört hätte. Nach kurzer Zeit wiederholten sich dieselben Töne. Sie kamen vom benachbarten Wohnzimmer, dessen Thüre offen stand, und wo sich ein Instrument befand. Was B. gehört hatte, war ein regelmäßiger, rascher Lauf von Tönen durch die Tasten des

Instruments von unten nach oben, worauf zwei dem Laufe entsprechende volle Schlußakkorde schnell auf einander folgten. Bestürzt über den sonderbaren Vorfall, da kein Mensch im benachbarten Zimmer sich befand, wollte er eben aufstehen, und nachsehen: da rief seine neben ihm liegende Gattin ihm zu: „Hast du es auch gehört?“ Um sie von unnöthigen Befürchtungen abzubringen, erwiederte er ihr: „Ja, es wird jedoch nur eine Saite am Instrument gesprungen seyn.“ — Kaum hatte er das gesagt, so rief seine Schwester, welche im dritten, auch offen stehenden, und vom Wohnzimmer noch weiter entfernten Zimmer schlief: „Nein, Bruder, das war keine Saite; ich hörte den Lauf und die Akkorde wohl auch; es waren viele Töne und Harmonie darin.“ — Obgleich überstimmt und in seinem Innern ebenfalls beunruhigt, suchte B. doch seine ängstlichen Frauen so gut als möglich zu beruhigen. Es half jedoch wenig, die Nacht blieb für alle drei schlaflos. — Um 6 Uhr frühe ward stark an die Hausthüre gepocht. B. kleidete sich rasch an, gieng hinab und fand einen reitenden Boten mit einem Schreiben. Sogleich ahnte er, was vorgefallen seyn konnte, was folgende kurze Unterredung mit dem Boten beweist: „Woher?“ — Von Stuttgart. — „Lebt sie noch?“ — Nein, diese Nacht ist sie verschieden. — „Zu welcher Stunde? — Um zwei Uhr. — — Der Brief bestätigte seine Vermuthung, seine Mutter war unerwartet schnell, und ohne vorher krank gewesen zu seyn, in jener Nacht gerade um zwei Uhr, also zu der Zeit, wo jene Töne gehört worden waren, gestorben. — Mit der gleichen Befürchtung, die nun wahr geworden war, hatten sich die beiden Frauen seit dem Vernehmen jener Töne, der Widersprüche ungeachtet, welche B. dagegen erhoben hatte, abgeängstet. — Noch darf zu bemerken nicht vergessen werden, daß die Verstorbene 62 Jahre alt war, also in einem Alter stand, wo ein schnelles Sterben aus Alterschwäche nicht zu fürchten

war. Sodann beweist der Umstand, daß die Schwester, welche sonst immer bei der Mutter in St. sich aufhielt, gerade damals bei ihrem Bruder auf Besuch war, zur Genüge, daß man auch nicht einmal von einem Unwohlseyn der Mutter wußte, welche die Tochter in einem solchen Falle nie verlassen hätte, um eine Besuchsreise zu machen.

W.

Vorausbestimmung der Todesstunde von Seiten dem Sterben naher Menschen.

(Von Prof. Dr. Fr. Benj. Osiander. — S. dessen Schrift „Ueber die Entwicklungskrankheiten" 1827.)

Schon Cicero sagt uns, daß bei herannahendem Tode die Seele weit fähiger sey zu Weissagungen, als zu einer andern Zeit *). Und Zimmermann in seinem classischen Werke über die Erfahrung bestätigt solches: „Man bemerkt, schreibt er, daß zuweilen bei Annäherung der Todesstunde die Einbildungskraft auf eine ganz besondere Art sich erhöhet, und daß eben diese Erhöhung ein Zeichen des Todes ist. Ja es geschiehet oft, daß die Kranken selbst, wider die Hoffnung ihrer Aerzte, aus dieser innern Empfindung die Zeit des Todes zu bestimmen wissen **). Dieß gilt selbst von Kindern. Im Jahr 1812 enthielten die öffentlichen Blätter die Nachricht, daß vor dem Weihnachtsfeste die siebenjährige Tochter des Professor Woltmanns zu Berlin am Scharlachfieber erkrankte. An einem Abend saß die Mutter am Bette der Kranken, da fuhr

*) Appropinquante morte multo divinior est animus. Nam et id ipsum vident, qui sunt morbo gravi et mortifero affecti, instare mortem; itaque his occurrunt plerumque imagines mortuorum. — Divinare autem morientes etiam illo exemplo confirmat Posidonius, quo affert, Rhodium quendam morientem, sex aequales nominasse et dixisse, qui primus eorum, qui secundus, qui deinde, deinceps moriturus esset. Cic. de divin. L. 63.

**) Von der Erfahrung über die Arzneikunst. Zürich 1777. S. 322.

diese plötzlich empor und fragte: „Mutter, wie viel Uhr ist es?“ Acht Uhr, mein Kind, antwortete die Mutter, aber warum fragst du darnach? — „Weil ich“, war die Antwort, „nicht länger, als bis 4 Uhr bei dir bleibe.“ Und mit dem Schlag vier Uhr verschied sie *). Noch mehr aber, als Kinder haben Jünglinge und Jungfrauen, besonders aber junge unverehlichte und verehlichte Frauenzimmer solche Ahnungen von ihrem Tode, und Tag und Stunde öfters in ihrer lezten Krankheit geraume Zeit vorausverkündiget, oder auch erst in den lezten Tagen ihres Lebens genau angegeben. Die alte und neue Geschichte enthält solche Beispiele. Die junge, fromme Schwärmerin Elisabeth, die Heilige, Landgräfin von Thüringen, kasteiete sich, fastete und betete bis zur Auszehrung und Entzückung. Je hinfälliger ihr Körper wurde, desto mehr nahm ihre schwärmerische Einbildungskraft und die Empfindlichkeit ihrer Seele zu, so daß sie in den lezten Tagen ihres Lebens überirdische Erscheinungen sah und himmlische Stimmen hörte. Sie sagte ihrem Beichtvater, Magister Conrad, und einer Magd den Tag, wenn sie sterben würde, und daß ein schöner Vogel im süßen Gesang ihr das geoffenbaret habe, daß sie am dritten Tag sterben werde; und die Prophezeiung gieng in Erfüllung. Sie empfieng das heilige Abendmahl, vermachte ihre Habe den Armen, nahm rührenden Abschied von Allen, und schlummerte leicht und sanft hinüber in eine bessere Welt, den 19. November 1231, im 24sten Jahr ihres schönen, Gott geheiligten Lebens.

Ich habe als Arzt in früheren Zeiten oft den heroischen Muth junger Seelen bewundert, die mit einer solchen Zuversicht dem Tode entgegensahen, daß sie sich durchaus nicht davon abbringen ließen, sie würden sterben und die mit einer weit größern Heiterkeit sich dem Tode immer

*) Der Freimüthige. Berlin 1812. S. 84.

näher gerückt sahen, als mancher Greis, der, lebenssatt, dem Todesengel ungern die Hand bot. Es wird den Lesern nicht unangenehm seyn, wenn ich einige Beispiele, die ich selbst erlebte und schon vor Jahren aufzeichnete, hier anführe.

Eine Jungfrau von etlichen und zwanzig Jahren wurde durch die anhaltende Pflege zweier schwindsüchtigen Brüder und einer Schwägerin von derselben Lungenschwindsucht befallen, an welcher bereits diese drei Glieder derselben Familie in ein paar Jahren nacheinander gestorben waren, und reiste von der Gesundheit einer schönen Blondine unaufhaltsam schnell dem Tode entgegen. Als Arzt und Jugendfreund war ich oft um sie, und hörte gleich am Anfang ihrer Krankheit von ihr selbst, daß sie nichts anderes erwarte, als das Schicksal, was ihre beiden Brüder und ihre Schwägerin betroffen habe. Indessen brauchte sie pünktlich die verordneten Mittel und sah, was bei einem in jugendlicher Schönheit und Frohsinn sonst lebenslustigen Mädchen höchst zu bewundern war, mit Ruhe und Gleichmuth ihrem Tode entgegen. Der März nahete herbei, und ihr in der Winterwitterung ohnehin verschlimmerter Zustand wurde mit dem herannahenden Frühling immer bedenklicher. Ich konnte es ihr selbst nicht mehr verbergen, daß ich befürchte, der Frühling werde über ihr Leben entscheiden. Die Umstände waren indessen mit der Witterung abwechselnd, bald besser, bald schlimmer. Eines Abends, da ich sie, wie gewöhnlich, besuchte, bat sie mich, länger bei ihr zu bleiben, um noch manches mit ihr zu sprechen und an eine ihrer Freundinnen aufzutragen. Es wurde spät, ihre Eltern legten sich zu Bette, und niemand als die Krankenwärterin war mit mir noch um sie. Sie befahl dieser, was ohnehin in der Nacht ganz ungewöhnlich war, Kaffee zu bereiten, um, wie sie sagte, den lezten Kaffee mit mir zu trinken. Ich verbat es mir, aber sie bestand darauf, und ich erstaunte über die Ruhe und Ge-

lassenheit, mit der sie, wie zu einer vorhabenden Reise aufs Land ihre Bestellungen machte, und eben so sehr über die Kraft, mit der sie sich selbst aufrichtete und die Schale hielt, als ihr Kaffee gereicht wurde, sowie über den seit langer Zeit nicht mehr bei ihr wahrgenommenen Appetit, womit sie die Schale ausleerte, unter einem gleich ernsthaften und heiteren Gespräche und mit einer sorgfältigen Mäßigung der Stimme, damit ja ihre in der Nähe schlafenden Eltern nicht erwachen möchten. Alles, was sie mir sagte und auftrug, war mit eben der Art übertragen, wie man etwa einem Freunde Aufträge zu besorgen ertheilt, wenn man den folgenden Morgen einige Wochen verreisen will. Gerade aber diese Gemüthsruhe, diese Festigkeit des Geistes, diese stäte Haltung des Körpers und dieser Appetit machten mich glauben, daß ihr Ende so nahe nicht sey, und daß sie sich aus Gefühl eines Besserbefindens gerne täusche. Ich suchte daher ihre bestimmte Aussage von ihrem nahen Ende ihr auszureden, und ihr Hoffnung zur Genesung zu machen. Lächelnd antwortete sie: „Ganz gewiß, morgen früh sterbe ich.“ Morgen, versezte ich, sage ich Ihnen in aller Früh einen guten Morgen, ruhen Sie jezt wohl. „Morgen — sagte sie mit rührend sanfter Stimme — finden Sie mich nicht mehr lebendig!“ — drückte mir die Hand; und ich schied stumm und mit Thränen in den Augen von ihr. Diese Ruhe des Geistes bei der festen Ueberzeugung von der Gewißheit ihres nahen Todes sezte mich in ein wehmüthiges Staunen, und beschäftigte meinen Geist die ganze Nacht. Spät schlief ich ein, doch mit dem festen Vorsatz, in aller Frühe aufzustehen, um die Freundin zu besuchen. Sobald die Morgenröthe anbrach, stand ich auf, kleidete mich so schnell wie möglich an, und eilte zu ihr, in der gewissen Hoffnung, daß ich sie noch am Leben finde. Aber welch' Erstaunen und Wehmuth ergriff mich, als man mir vor ihrem Zimmer die Worte zurief: „So eben ist sie verschieden!“ Und dann erzählte: da sie die

Strahlen der Morgenröthe erblickt habe, habe sie verlangt, man solle sie im Bette aufrichten und das Fenster öffnen, das gegen Osten lag, damit sie da hinausblicken möge. Als endlich die Sonne am Horizont heraufgekommen sey, habe sie einen heiteren und freundlichen Blick auf die Sonne gerichtet, gesagt: „Du gehst auf, ich gehe unter!“ habe darauf die Hände gefaltet, sich niedergelegt und sanft ihren Geist aufgegeben. — Woher kam nun dieses Bewußtseyn ihres nahen Todes, dieser feste Glaube an denselben, bei der Geistes- und Körperkraft und dem scheinbaren Besserbefinden? Gewiß von dem Gefühl eines merklich veränderten Zustandes, von dem so oft beobachteten steigenden Muth bei der steigenden Gefahr, und von der bei Sterbenden sonst wahrgenommenen Geisteserhöhung *). Der Tod fiel auch in einen Zeitpunkt, in welchem das Sterben der Schwindsüchtigen nicht selten ist, nämlich in den Uebergang von nassem und stürmischem Frühlingswetter zu heiterer und mit trocknendem Ostwinde begleiteten Witterung und in den Zeitpunkt der Tag- und Nachtgleiche; und ihre bestimmte Voraussage geschah ganz nahe vor ihrem Ende.

---

*) Zimmermann fährt in der bereits angeführten Stelle fort, von den Sterbenden Folgendes aus Erfahrung zu schreiben: „Bei Leuten von mittlerem Alter ist diese Erhöhung der Seelenkräfte (vor dem Tode) größer, als bei mehreren Jahren. Sie äußert sich oft unter der schweren Last der Krankheit, durch eine Beredtsamkeit, die lebhaft rührend und natürlich, dem harmonischen Gesang der sterbenden Schwanen, und den lezten Wünschen eines sterbenden Patrioten gleicht. Ich habe eine Person gekannt, deren lezte Krankheit ein Wahnwitz gewesen, die aber einige Stunden vor ihrem Tode vollkommen vernünftig ihr Herz mit einem solchen Feuer, mit einer solchen entzückenden Beredtsamkeit im Gebet zu Gott erhob, daß vor der Größe ihrer Gedanken und der Stärke ihres Ausdrucks, der Erdball wie Sand zu verschwinden schien. Am Ende dieser Rede neigte sie ihr Haupt und verschied.“
A. a. O. S. 303.

Eine Jungfer von ungefähr 18 Jahren, von gutem natürlichen Verstande und guter Erziehung, obgleich aus niederem Bürgerstand, erkrankte an einer von der Mutter ererbten knotichten Schwindsucht. Anfangs wünschte sie recht sehnlich zu genesen, allein da ihre Krankheit sehr schnell überhand nahm, schien sie, lebensmüde, ihr Ende herbeizuwünschen, und äußerte daher oft vor mir und andern den frommen Wunsch, daß Gott ihrem Leiden doch bald ein Ende machen möge. Dieß veranlaßte mich, bei der sichtlichen Verschlimmerung ihres Zustands, ihr zu sagen, die Erlösung von ihren Leiden scheine heranzunahen. „Ach nein, antwortete sie, erst am Todestage meiner Mutter, Mittags um 12 Uhr werde ich sterben.“ — Bis dahin war es noch ungefähr sechs Wochen. Denn es war um Ostern, als sie dieses sagte, und am Pfingsttage war ihre Mutter einige Jahre zuvor gestorben. Ich fragte: woher sie denn dieses so gewiß wisse? — Sie gab einen Traum vor, in welchem es ihr, ich weiß nicht mehr, ihre Mutter oder eine andere abgeschiedene Seele verkündigt habe. Ich konnte nicht umhin, ihr zu sagen, wie sie, als eine so verständige Jungfer, an Träume glauben möge? Aber sie blieb bei ihrer Aussage und wiederholte diese Bestimmung ihrer Todesstunde sowohl gegen andere Personen, als gegen mich. Ich hatte bei ihren mißlichen Umständen kaum auf so viel Tage gerechnet, als sie noch Wochen leben wollte und sie erlebte sie doch. Pfingsten nahete heran, ihr Zustand verschlimmerte sich zusehends, das Leiden von ihrem beklommenen Athem, ihrem Eiterauswurf und krampfhaften Husten war zum Erbarmen, und doch war ihr Geist heiter und stark. Am Pfingstfest frühe gieng ich zu ihr und hörte von ihr und ihren Umgebenen, daß sie diesen Mittag um 12 Uhr ihr Ende erwarte. Ich hatte mir fest vorgenommen, über den Mittag bei ihr zu bleiben, um zu sehen, wie es mit ihrer Aussage werden würde, um so mehr, als der Erfolg der Aussage der vorerwähnten

Schwindsüchtigen mir noch in so frischem Andenken war. Die Kranke litt an erschrecklicher Beklemmung, sie konnte nicht liegen und kaum sprechen. Ich vermied daher alles unnütze Fragen und verbot es auch andern. Indem wir um ihr Bett standen, rief sie auf einmal, mit ernsterm Blick auf mich und eine nebenstehende Frau geheftet, und mit kräftiger, aber schauerlicher Stimme: „Böse, böse, sagt man, wenns da ist, und wenns vorüber ist, lobet man es. Um zwölf Uhr ists vorüber.“ — Meine Erwartung wurde dadurch noch gespannter auf die Mittagsstunde. Unglücklicherweise rief man mich zu einem Kranken, da 12 Uhr herannahete. Ich eilte wieder zu ihr zu kommen; bald nach 12 Uhr war ich wieder da, aber so eben war sie verschieden.

Christian Friedrich Müller aus Stuttgart, der würdige Sohn des großen Künstlers in der Kupferstecherkunst, der in seinem 33sten Jahre den 3. Mai 1816 in der Irrenanstalt auf dem Sonnenstein bei Pirna unter der Besorgung und Pflege des Dr. Bieniz starb, hatte, nach der Versicherung des Herrn Hofrath Böttigers zu Dresden, lange vorausgesagt, daß sich mit ihm am 4. Mai, dem Geburtstag seines geliebten Vaters, eine große Veränderung zutragen würde. Und er hielt Wort. Als dieser liebliche Frühlingsmorgen anbrach, war sein Geist der verhaßten Fessel entschwebt und in lichtern Regionen, zu welchen er sich schon lange berufen und angezogen fühlte, eingegangen. Denn die Geliebtesten ruft schneller die Gottheit zum Licht *).

Es sind Erscheinungen in unserer Seele, die wir als unerklärliche psychische Ereignisse nur bewundern können, und wobei wir uns nicht schämen dürfen, unsere Unwissenheit, sie zu erklären, frei zu bekennen. Wer in seinem

---

*) Kunstblatt No. 7. S. 26. zum Morgenblatt für gebildete Stände 1816. 4.

Leben auf sich selbst aufmerksam war, wird gewiß an sich solche Beobachtungen zu machen Gelegenheit gefunden haben und dadurch gegen andere in solchem Punkte tolerant geworden seyn. So gieng es wenigstens mir und ich schäme mich nicht, es zu bekennen und tröste mich damit, daß Männer von Ansehen, Geist und feiner Empfindung sich nicht scheueten, solche Thatsachen aus dem Leben der Träume zu erzählen und für die Nachwelt aufzubewahren. Wessen Geist öfters in sich selbst gekehrt, von körperlichen Dingen entrückt, aber nicht blos mit dem Einmal Eins, sondern mit geistigen Gegenständen beschäftigt ist, nimmt eher außerordentliche Geisteserscheinungen an sich wahr, als Menschen, die mit nichts, als sehr fanatischen Dingen zu thun haben. Daher beobachteten denn auch von jeher Anachoreten und Weise, welche die innere Anschauung liebten, mehr außerordentliche Phänomene des Geistes, als die Alltagsmenschen, welche sich in dem Strudel der Welt umhertreiben und keine andere, als thierische Bedürfnisse fühlen *).

---

*) Nec vero unquam animus hominis naturaliter divinat, nisi cum ita solutus est et vacuus, ut ei plane nihil sit cum corpore; quod aut vatibus contingit, aut dormientibus. — Et ii, quorum animi spretis corporibus evolant atque excurrunt foras, ardore aliquo inflammati atque incitati, cernunt illa profecto, quae vaticinantes pronuntiant; multisque rebus inflammantur tales animi, qui corporibus non inhaerent. Cicero de divin. Lib. I. 50.

Das Schauen Somnambüler mit der Herzgrube, in Hinsicht einer fehlgeschlagenen öffentlichen Probe zu Paris.

Ein französischer Gelehrter, Namens Burdin zu Paris, sezte einen Preis von 3000 Franken für denjenigen Somnambülen aus, welcher die Fähigkeit haben würde, ohne Hülfe der Augen zu lesen. Der Aufruf ward von Hrn. Pigeair, einem Arzte in Montpellier, angenommen, dessen 13jährige Tochter in Gegenwart der Professoren der berühmtesten Fakultät Südfrankreichs in allen Büchern gelesen hat. Hr. Pigeair ist seiner Sache so gewiß, daß er keinen Anstand nimmt, sich auf den Weg zu machen. Er kommt in Paris an, stellt sich der Commission des Preises Burdin vor und macht eine Menge Aerzte und Gelehrte zu Zeugen des Phänomens.

Darüber berichtet Hr. Dr. Al. Donné im **Journal des Débats** folgendermaßen:

1) Ich bin so glücklich gewesen, heute selbst zu einer jener ausserordentlichen Sitzungen zugelassen zu werden, welche ich sowohl für mich, als auch für die Leser, denen ich von allen Entdeckungen und Wundern der Wissenschaft Bericht zu erstatten habe, mit so großer Ungeduld erwartete.

Acht Personen waren gegen drei Uhr zu Hrn. Pigeair berufen, und eine jede stellte sich ein; es waren Aerzte, Naturforscher, Philosophen und Liebhaber. Mademoiselle Pigeair wird von ihrer Mutter herbeigeführt; es

ist ein 13jähriges Kind mit bleicher Gesichtsfarbe und zarter Miene. Frau Pigeair streicht einige Male über die Augen und die Stirne ihrer Tochter; das junge Kind wird aufgeregt, unruhig, sein Blick trübt sich; es schläft, aber nicht den Schlaf, den wir kennen, sondern es ist ein magnetischer Schlummer, welcher, nach diesem Beispiele zu urtheilen, nichts im Aeußern des Körpers verändert.

Die Augen stehen offen, die Stellung ist schwankend, aber der Körper wird nicht niedergebeugt, er behält seine Haltung, seine Bewegungen, er wird aufgeregt, der Geist scheint gegen die Materie zu kämpfen, nach und nach löst er sich ab; endlich ist das Geheimniß erfüllt und die Binde kann auf die Augen gelegt werden. Diese besteht aus einem mit schwarzem Sammet gefütterten und mit doppelter Leinwand von gleicher Farbe besetztem Bande von schwarzem Tuche und fällt wie eine halbe Dominolarve über das Antlitz. Zu noch größerer Vorsicht ist dieses Stück unter dem Kinn so um den Hals gebunden, daß es den ganzen vordern Theil des Kopfes umhüllt.

Nur um dem Athem freien Durchgang zu lassen, ist die Maske gespalten; aber vermittelst kleiner, gummirter Taffetbändchen und eines unter die Nase durchgezogenen und hinter dem Kopfe zusammengebundenen Bandes liegen die Ränder des Stoffes unmittelbar auf den Wangen an. Bei diesen kleinlichen Vorsichtsmaßregeln kann der geringste Lichtstrahl nicht zu den Augen gelangen und der Versuch wäre, wenn er auf diese Weise gelungen, bündig gewesen, so daß sich in keinem Gemüthe ein Zweifel vernünftiger Weise hätte erheben können.

Zum Unglück ist dem aber nicht also gewesen.

Nach dreiviertel Stunden der Aufregung und des Uebelbefindens von Seiten der jungen Somnambüle hat sie erklärt, eine unüberwindliche Ermüdung und unerträgliche Kopfschmerzen zu empfinden. Ihr Athem war durch diese maskenförmige Vorrichtung erschwert und alle ihre An-

strengungen haben das Hinderniß, welches dieser Schleier den magnetischen Operationen in Weg legte, nicht übersteigen können.

Auf sein Verlangen nahm man erst dem Kinde das Band, dann die Binde selbst ab, um einen Augenblick sich auszuruhen, hierauf legte man ihm die Binde allein wieder an. Die Ränder wurden mit den gummirten Taffetbindchen sorfältig auf die Wangen geklebt, und die Versammlung, in schweigender Erwartung, voll Unruhe und Neugier, schickte sich nun an, des wunderbaren Schauspiels der magnetischen Hellsichtigkeit zu genießen.

Mitten unter der Aufregung und künstlichen Spannung verstrich wieder eine kurze Zeit. Das Licht kam noch nicht, der Geist löste sich noch nicht von der Materie ab, kurz darauf aber kehrte die Ruhe zurück; das Kind ergriff die Brochüre, welche man ihm, mit einer Glasplatte bedeckt, reichte, legte den Finger darauf, folgte damit jeder Reihe und las nun einen ganzen Abschnittt. Man schnitt ein anderes Blatt heraus, gab ihm eine andere Brochüre, und stets war der Erfolg derselbe. Es wurde hierauf der Versuch mit Karten gemacht, in Bezug auf die Farben, und ohne Stocken nannte das Kind sowohl die von seinem Gegner aufgespielten Karten, als auch die, welche sie selbst auf den Tisch warf.

Dieß sind die mit der genauesten Gewissenhaftigkeit erzählten Thatsachen, deren Zeugen wir in der Sitzung jenes Tages waren. Es war unnütz, die Versuche weiter zu treiben, das Kind noch mehr zu ermüden und die Gefälligkeit der Aeltern zu mißbrauchen. Die Binde ward mit der größten Sorgfalt abgenommen, so daß wir uns versichern konnten, daß Alles richtig an seiner Stelle war, die Baumwollenpfropfen auf den Augen und die anheftenden Bindchen auf den Wangen.

Zu sagen, daß durchaus kein Lichtstrahl durch einige weniger anheftende Punkte der Bindchen habe durchdringen

können, dieß können wir uns für diesen ersten Versuch nicht erlauben. Ausgemacht bleibt es, daß, wenn auch die Unmöglichkeit nicht streng erwiesen ist, die Schwierigkeit doch nicht weniger groß bleibt, und mehrere der Gegenwärtigen waren nicht im Stande, das geringste Wort zu lesen, nachdem sie die Binde auf ihre Augen gelegt hatten. Ich für meine Person gestehe gern, daß ich, also vermummt, es nicht auf mich genommen haben würde, durch einen so wenig durchsichtigen Schleier einen Menschen von einem Hute zu unterscheiden."

In einem 2ten Artikel im gleichen Journale erklärte Herr Alex. Donné, durch Kritiken und Urtheile der entgegengesetzten Parthie allem Anscheine nach, eingeschüchtert: (denn er führt an, daß er solche durch seinen ersten Artikel sich zugezogen), daß er gerade nicht zugebe, daß diese Somnambüle ohne Hülfe der Augen gesehen habe, es hätten übrigens die gewichtigsten Männer von einer weit höhern Autorität als die seinige, fest erklärt, daß sie nicht für möglich hielten, daß hier Täuschung obwalten könne. Gott möge ihn davor bewahren, daß er die Unschuld eines armen, dreizehnjährigen Kindes in Zweifel setze, aber es sey ihm doch wahrscheinlich, daß nicht die magnetische Kraft es bewirkt, daß dasselbe durch eine dichte, völlig dunkle Binde sehe, oder mit andern Worten, daß dasselbe der Hülfe der Augen entbehren könne, um die Gegenstände zu unterscheiden und daß die Naturgesetze bei ihr in solchem Punkte umgekehrt seyen, daß es auf einem andern Wege, als durch das Organ des Gesichts, das Sehen ausübe; er meine, daß die junge Somnambüle, wie Jedermann, mit Hülfe der Augen sehe und daß das Licht durch irgend eine unter der Binde befindliche Spalte ihr zukomme.

Aber — sezt er hinzu — wer sollte das wagen, zu behaupten, wer möchte den Beweis davon abgeben? (!!!)

Die Commission des Preises Burdin aber lehnte nach mehreren Zusammenkünften und Unterredungen mit dem

Vater der jungen Somnambüle es entschieden ab, solchem Versuche beizuwohnen, wie sie Herr Pigeaire der Commission zeigen wollte; Herr Pigeaire aber wollte die Bedingungen nicht eingehen, welche die Commission, um nicht über die Grenzen des Burdinischen Programms zu gehen, ihm auflegen zu müssen geglaubt hatte. Die Commission erklärte daher: da Mademoiselle Pigeaire die Bedingungen nicht erfülle, so könne sie auch auf den Preis keinen Anspruch machen. Nach einer Discussion, in welchen die beiden Partheien — die der Ungläubigen bei weitem zahlreicher als die der Gläubigen — die Gründe ihrer Meinung angegeben, nahm auch die Akademie die Beschlüsse der Commission an.

Die Commission hatte nämlich eine Binde vorgeschlagen, die von dem Muster, das Herr Pigeaire vorzeigte, sehr abgieng; es war eine ganze Maske, von der Hr. Pigeaire die Behauptung stellte, sie würde ihrer Angewohnheit wegen störend einwirken. Auch verlangte die Commission einen dunklen, unter dem Halse angebrachten und auch vorne zwischen das Gesicht und das auf dem Tische liegende Buch gerichteten Zwischengegenstand.

Dagegen erklärte sich Herr Al. Donné nur Herrn Pigeaire bereit, die Versuche mit einer von ihm vorgeschlagenen Binde zu machen, die in keiner ganzen Maske, wie die der Commission, bestehe und sandte ihm auch ein Muster einer solchen zu, — erhielt aber von Hrn. Pigeaire keine Antwort mehr; es wurde ihm ohne eine solche die Binde wieder zurückgeschickt, worauf Hr. Al. Donné einen 3ten Artikel im Journal **des Débats** folgen ließ, nach welchen sein früherer Glaube, ohne weitere Versuche, sich in völligen Unglauben gekehrt hatte.

Herr Al. Donné fand natürlich bald viele Nachfolger, die in Rede und Schrift über Hrn. Pigeaire und seine Tochter herfielen, und nun alle magnetische Erscheinungen für Lug und Betrug erklärten. Ihr Geschrei hallte

auch nach Deutschland herüber und wurde von den dortigen Gegnern magnetischer Erscheinungen, und namentlich von denen der Seherin von Prevorst, mit Jubel aufgenommen und weiter fortgeschrien.

Ueber diese französische Begebenheit läßt sich aber unseres Erachtens nur Folgendes sagen.

Die Versetzung der Sinne des Sehens, Hörens, Fühlens auf die Herzgrube oder andere Nervenheerde, trifft bei in magnetischen Zuständen sich befindenden Menschen oft gar nicht, oft nur mit kurzer Dauer und auch nicht immer in gleicher Vollkommenheit ein.

Bei der „Seherin von Prevorst" war es nicht ein Sehen, nicht ein wörtliches Lesen, sondern ein Fühlen, aber das selbst des geschriebenen Wortes. Es fand aber nicht in jeder Krise statt und war nicht stereotyp zu machen, wie man es in jenem französischen Falle gemacht haben wollte.

Ich möchte behaupten, daß dieß in keinem Falle geschieht und daß das ein irriger Glaube, nicht nur des Hrn. Pigeaires, als besonders des Hrn. Burdin und seiner Commission, namentlich aber der französischen Akademie, war, in der doch Naturforscher sitzen, die mit dem magnetischen Leben jezt besser bekannt seyn sollten, als zur Zeit, wo sich diese Akademie durch ihre faden Urtheile in der Sache des Entdeckers des Magnetismus so sehr prostituirte. Es scheint aber leider, als hätte diese Akademie seit jener Zeit in diesem geistigen Gebiete noch keine größern Fortschritte gemacht. Ja! könnte man diesen Herren solch ein geistiges, wenn auch nur momentanes Schauen durch eine Daguerrische Vorrichtung auf ein paar Monate lang zu gefälligen Proben fix machen, dann wohl erst würden sie es glauben und begreifen können.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Tochter des Herrn Pigeaires in Momenten ihres somnambülen Lebens die Gabe dieses Schauens auch wirklich besaß, aber

gewiß war es in ihr nicht immer nach Belieben hervorzurufen, um es der Menge zur Schau und Prüfung zu stellen. Glaubte dieß Herr Pigeaire, so war er gewiß im Irrthume und brachte auch seine Tochter in solchen, indem sie sich dann oft wird bestrebt haben, das herbeizuführen, was ihr früher von selbst kam, was sie aber gerade jezt durch alle Anstrengung herbeizuführen nicht mehr im Stande war, wodurch sie dann gerade aus dem magnetischen Zustande heraus ins Gehirnleben geführt und leicht zu Betrug verleitet werden konnte, wie es in diesen Fällen aus gleichen Ursachen schon so oft geschah.

Denkt man sich dann eine Somnambüle in einer solchen Vermummung, in einer fremden Stadt, in Umgebung ihr ungewohnter Menschen, von einem ihr oft so sehr entgegengesezten Nervengeiste, unter Menschen in gespannter Erwartung und mit den verschiedensten Gedanken auf sie gerichtet, und kennt man das sensible Leben in solchen Zuständen, so muß man sagen: daß, wenn in solche Lage gebracht, ein Somnambüler eines magnetischen Schauens noch fähig zu seyn scheint, hier Täuschung stattfindet, indem ein magnetisches Leben in solchen Lagen und Kreisen, ist es wahrhaft und ächt, nach allen meinen Erfahrungen, erlöscht, — aber nicht auflebt.

Als mit der „Seherin von Prevorst“ einmal der Versuch des Wortfühlens auf der Herzgrube, in Gegenwart mehrerer Menschen, gemacht wurde, gelang er zwar, aber es bedurfte viel längerer Zeit und Anstrengung als sonst, und als die Menschen sich entfernt hatten, schrieb sie in halbwachem Zustande auf ein Papier:

„Gedankenspiel!
Du führst mich vom Ziel!
Mein Ahnungsvermögen ist fein,
Doch wirkt der Gedanke des andern ein.
Unter fremden Gedanken,
Vom ird'schen Gewühl,

Bleibt lange im Wanken
Das geist'ge Gefühl." —

Man fängt weder die Erscheinungen des magnetischen Lebens, noch die der Geisterwelt mit Stangen und Akademien, und weil man dieß nicht zu thun im Stande ist, — existiren sie auch für so Viele nicht.

Trotz jener Fehlgriffe aber, mögen sie sich in Frankreich oder Deutschland ereignen, wurde schon längst durch unumstößliche Thatsachen erwiesen, durch neue Beobachtung bestätigt, daß es noch ein anderes Schauen, Hören, Fühlen und Schmecken gibt, als das mittelst der gewöhnlichen mechanischen Sinne, und daß nach dem Verschwinden dieser mechanischen Sinne im Tode des Leibes, jene bis dahin nur in den Hintergrund getretene Gabe wieder in ihre alten Rechte tritt. —

Man beherzige auch die nachstehende, dem h. Augustin entlehnte Geschichte.

Der heilige Augustin schreibt (**De cura pro mortuis c. 10.**): daß Verstorbene öfters erschienen seyen und den Ort angezeigt haben, wo ihre Leiber liegen, und wo sie begraben zu werden verlangen. Ferner sagt er: Man habe öfters in Kirchen, wo Begräbnisse seyen, ein Getös oder Stimmen gehört, und die Seelen der Verstorbenen in die Häuser kommen gesehen, wo sie zuvor gewohnt haben.

In der Ungewißheit, wie die Seelen der Verstorbenen als Geister dem menschlichen Auge sichtbar erscheinen können, äußert er nun verschiedene Meinungen. Ob nicht die Seele etwa, wenn sie vom Leibe ausfährt, eine ihr zunächst verwandte körperliche Wesenheit (Lebensgeist) behält, durch welche sie erscheinen könne? Haben nicht vielleicht, fährt er fort, auch die Engel einen gewissen Leib? Denn, wenn sie ohne Leib sind, wie kann man sie zählen? Und wenn Samuel dem Saul erschienen ist, wie hat solches geschehen

können, wenn er keinen Leib hatte? Ich erinnere mich gar wohl, daß Profuturus, Privatus und Servitius, die ich im Kloster gekannt habe, mir erschienen sind, und nach ihrem Tode mit mir geredet haben. Was sie mir gesagt haben, ist auch wirklich erfolgt. War es ihre Seele, die mir erschienen ist, oder etwa ein Geist, der ihre Gestalt angenommen hat? Daß die Seelen nicht ganz ohne Leib seyn können, läßt sich, wie ich glaube, daraus schließen, weil Gott allein ohne Leib ist.

Ueber diese Zweifel verlangt Evodius von Augustin Aufschlüsse, dieser schrieb an ihn: Er glaube, die Seelen haben gar nichts Leibliches oder Materielles an sich; bekennt aber, es sey sehr schwer zu erklären, so wie viele Dinge, die uns sowohl im Schlafe, als wachend zu Sinn kommen, in dem wir vermeinen, wir sehen, hören, reden, thun und empfinden Dinge, die doch ohne körperliche Wesenheit (Lebensgeist oder Kraft) nicht sich ereignen können; und doch ist gewiß, daß sie nichts Körperliches sind. Augustin setzt hinzu: „Wie, sollten wir verborgene, unbekannte, und von unsern Begriffen so weit entfernte Dinge (als die Erscheinungen abgeleibter Seelen sind), die selten geschehen, und durch die Erfahrung nicht so bekannt sind, erklären können, da wir das, was wir aus der täglichen Erfahrung kennen, zu erklären nicht im Stande sind?"

Indessen bemerkt Augustin: Es gebe auch falsche Erscheinungen abgeleibter Seelen, die ein Blendwerk des Teufels sind, und setzte hinzu, er wünschte sichere und unfehlbare Unterscheidungszeichen. Dadurch veranlaßt, erzählt er eine hieher gehörige, besonders merkwürdige Geschichte in einem Schreiben an Evodius, das wir wörtlich anführen wollen.

„Ich will dir auch ein Beispiel erzählen, das dir Stoff genug zum Nachdenken geben wird. — Unser lieber Bruder Gennadius, einer der berühmtesten Aerzte, den wir vorzüglich lieb haben, der jetzt zu Karthago lebt, und sich vor-

her in Rom durch seine Arzneikunde ausgezeichnet hatte, den du selbst als einen gottesfürchtigen Mann und als einen mitleidsvollen Wohlthäter und großmüthigen Freund der Armen kennst, hatte, wie er uns unlängst erzählt, als Jüngling und bei all seiner Liebe gegen die Dürftigen, peinliche Zweifel, ob es wohl nach diesem noch ein anderes Leben gebe. Als nun Gott eine so edle Seele nicht verlassen und so schöne Werke der Barmherzigkeit nicht unbelohnt lassen konnte, erschien ihm im Traume ein Jüngling, hellglänzend und des Anblickes würdig und sprach zu ihm: „Geh mit mir!" Als er mit dem Jüngling gieng, kam er zu einer Stadt, von deren rechten Seite her sein Ohr die Töne des lieblichsten Gesanges, lieblicher als alle ihm bekannten Gesänge, vernahm. Da er nun gern gewußt hätte, was dieß wäre, sagte der Jüngling, dieß seyen die Lobgesänge der Seligen und Heiligen. Was er, nach seiner Erzählung, auf der linken Seite gesehen hatte, kann ich mich jezt nicht mehr erinnern. Er erwachte, und hielt, was er gesehen, für einen Traum, und legte so wenig Gewicht darauf, als auf einen gewöhnlichen Traum. In einer andern Nacht, sieh! da erschien ihm der nämliche Jüngling wieder, und fragte ihn, ob er ihn kenne. Er antwortete, daß er ihn genau kenne. Gennadius konnte genaue Antwort geben, konnte ihm den ganzen Traum, den er gehabt, und die Gesänge der Heiligen, die er unter seiner Anführung gehört hatte, ohne Anstoß erzählen, weil ihm alles noch in frischem Andenken war. Dann fragte ihn der Jüngling, ob er das, was er so eben erzählt habe, im Schlafe oder im Zustande des Wachens gesehen hätte. „Im Schlafe," antwortete er. „Du weißt es recht gut, und hast alles wohl in Gedanken behalten," sagte der Jüngling, „es ist so, du hast es im Schlafe gesehen, und auch das, was du jezt siehst, siehst du im Schlafe."

Gennadius glaubte es nun fest, daß er es im Schlafe gesehen hätte, und bestätigte es auch mit seinem Jaworte.

Jezt sprach der lehrende Jüngling: „Wo ist denn dein Leib?"

Gennadius: „In meiner Schlafkammer."

Der Jüngling: „Aber weißt du, daß deine Augen jezt an deinen Körper angebunden, zugeschlossen und ruhig sind?"

Gennadius: „Ich weiß es."

Der Jüngling: „Was sind denn also das für Augen, mit denen du mich siehst?"

Da wußte Gennadius nicht, was er antworten sollte, und schwieg. Da er hin und her sann, erklärte ihm der Jüngling das, was er mit diesen Fragen lehren wollte, und fuhr fort: „Wie die Augen deines Leibes jezt, da du im Bette liegst und schläfst, unthätig und unwirksam sind — und dessenungeachtet jene Augen, mit denen du mich siehst und dieß ganze Gesicht wahrnimmst, doch wahrhaft sind, und thätig und wirksam sind: so wirst du auch nach dem Tode, auch alsdann, wenn die Augen deines Leibes nicht mehr werden sehen können, doch noch eine Lebenskraft zum Leben und eine Empfindungskraft zum Empfinden haben. Laß dich also in keinen Zweifel mehr ein, ob nach dem Tode ein anderes Leben sey."

„So ward mir," bezeugte der glaubwürdige Mann, „aller Zweifel benommen."

Und wer war wohl sein Lehrmeister anders, als die Vorsicht und Erbarmung Gottes? —

K.

Magisch-magnetische Heilungen.

In dem ersten Hefte des „Magikons" S. 109. befanden sich vier Fälle magisch-magnetischer Heilungen. Die hier folgenden wurden durch die gleiche Hand vollbracht und stehen den frühern an Merkwürdigkeit nicht nach. Sie sind, wie die frühern, von dem Heilenden selbst erzählt und ich änderte geflissentlich auch an der Schreibart desselben nichts.

Philipp B., ein Mann von 60 Jahren, untersetztem Körperbau, sehr muskulös, kam, so wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, um den Verstand, er bekam 1000 verwirrte Ideen in den Kopf, sagte immer, dieser und jener Feldmarkstein stünde nicht recht, er prügelte seine Leute im Hause, Tag und Nacht hatte er keine Ruhe, gieng auf Feld und Flur und Häuser umher, und der Blick seiner Augen war, als wenn der Feind selbst heraussähe. Da aber alle ärztliche Hülfe nichts gefruchtet, kam dessen Frau zu mir, und bat mich flehentlich, ich möchte mich doch ihres Mannes annehmen; weil mir aber noch nie ein solcher Fall unter gleichen Umständen vorgekommen, konnte ich mich nicht sofort dazu entschließen. Durch wiederholte Bitten dieser Frau, und als ich darüber in meinem Innern Vorwürfe bekam, wie ich doch schon so handgreifliche Beweise von der Kraft des Worts Gottes erfahren, und dasselbe an keine Erscheinung gebunden sey, bekam ich die feste Ueberzeugung, es könne dem Manne mit Gottes Wort

geholfen werden, und ich bestimmte der Frau einen Tag, an welchem ich Abends zu ihrem Manne kommen wolle. Ich bereitete mich durch Fasten ꝛc. denselben Tag vor, nahm noch einen guten Freund mit zu dem Kranken. Ungeachtet derselbe mich und meinen Begleiter sehr gut kannte, war er doch durch keine Vorstellungen dazu zu bringen, daß er über sich hätte beten lassen, und ich mußte unverrichteter Sache wieder nach Hause gehen. Zwei Tage nachher kam dessen Frau wieder und bat mich mit Thränen, ich solle doch nochmals kommen, ihr Mann wolle sich nun dazu verstehen. Am Abend gieng ich zu ihm, und er ließ über sich beten. Er schlief nun diese Nacht (was aber während seiner Krankheit niemals der Fall war) ruhig und gut. Morgens fand ich ihn viel besser, und betete zum zweiten- und den nämlichen Tag Abends zum drittenmal über ihn; aber bei dem drittenmal sagte er: „ach! was ist die Hand so schwer wie ein Berg.“ Er sperrete den Mund auf, beugte von dem Stuhl, worauf er saß, gegen den Boden hin (so wie er mir später sagte, in Folge der schweren Last meiner Hand), und fieng an leise zu zittern. Von da an redete und handelte er vernünftig und ist bis heute gesund geblieben. Hier finde ich aber noch nöthig zu bemerken, daß der Kranke zwar gut war und wieder vernünftig denken konnte, den dritten Tag nachher aber noch besser, den 4., 5., 6., 7. u. s. f. immer besser wurde, bis nach Ablauf von 4—5 Wochen man auch nicht mehr das allergeringste verspürte.

Wendelinus Z., katholischer Religion, kam in mein Haus und sagte: „ach! meine Frau ist so krank, sie schlägt mit Händen und Füßen.“ Hier konnte aber der Mann vor Weinen nicht mehr weiter sprechen, und weil ich wußte, daß diese Frau erst in die 40 Jahre zählte und eilf Kinder hatte, bemitleidete ich den Mann so, daß ich ihn mit weitern Fragen nicht belästigen wollte, sondern

ihm sagte, er solle in Gottes Namen nach Hause gehen, ich würde ihm gleich nachkommen. Er sagte mir aber nicht, was er wohl hätte thun können, daß seine Frau an einem hitzigen Nervenfieber darnieder liege, daß sie schon vier Täge und Nächte nicht geschlafen, daß immer zwei Kinder auf dem Wege seyn mußten, um ganz frisch Wasser für die Kranke aus dem Brunnen zu holen, daß sie schon während drei Tage in immerwährendem Delirium gelegen, daß die hiesigen Aerzte die Kranke behandelten, und daß er in den vorhergehenden Minuten, ehe er zu mir kam, bei den Aerzten gewesen, und eben von denselben gekommen sey, daß er sie gebeten, sie sollten doch nochmals kommen, sie ihm aber gesagt, es wäre unnöthig, er solle sich in sein Schicksal fügen. Der liebe Gott hat gewacht, daß er nichts davon sagte, denn es fragt sich, ob ich alsdann hingegangen wäre. Da ich im Hause ankam, sahe ich wohl, daß die Kranke mit den Armen krampfhaft auf und nieder schlug, ich sahe aber auch, daß sie brannte wie eine Kohle und schwer hörte und niemand kannte. Ich sagte sogleich, die Kranke hat ein hitziges Nervenfieber. Ich stellte mich an das Fußende des Bettes und wollte leise über die Frau hinbeten, da fieng sie aber so entsetzlich mit den Füßen an zu treten, daß ich hinweggehen mußte, darauf und dadurch, wenn ich mich so ausdrücken darf, erfaßte mich ein Unwille gegen diese böse Erscheinung, und ich fühlte mich so ergriffen, daß ich dem Mann und dem Bruder der Kranken sagte, wenn ich auch alle Heilige anriefe, würde es nichts nützen, aber ich glaube, daß die Kranke durch das einzig wahre und lebendigmachende Wort Gottes wieder gesund werden könne. Ich ließ ihr die Haube abthun, gieng zu ihr hin an das Bette (es war Morgens 8 Uhr), legte ihr die Hand auf und betete. Bei dem laut gesprochenen Wort: „Es heilet sie weder Kraut noch Pflaster, sondern nur allein dein Wort, Herr, welches

alles heilet!" ließen die Krämpfe nach und die Kranke verhielt sich ruhig bis zu Ende, und schlief auch sogleich ein. Nachmittags um 2 Uhr kam ihr Mann sehr vergnügt zu mir, sagte: seine Frau hätte bis 12 Uhr Mittags geschlafen, und sey dann erwacht. Ach und Wehe, Hitze, Brand, Durst und alles sey hinweg, nur klage sie sehr über Mattigkeit. (Hiebei muß ich aber erwähnen, daß die Aerzte am Abend vorher noch eine starke Aderlaß verordneten, worauf es aber mit der Kranken schlimmer wurde). Gegen Abend war die Kranke schon eine halbe Stunde auf, ich betete nun zum zweitenmal, worauf die ganze Nacht ein ruhiger und süßer Schlaf erfolgte. Am Morgen war die Kranke wohl, wo ich dann zum drittenmal betete, auch war sie beinahe denselben ganzen Tag auf. Den dritten und vierten Tag klagte sie zwar noch über Mattigkeit, aber ohne im Bette zu liegen, und so gelangte diese Frau in kurzer Zeit wieder zu ihren Kräften, und wurde völlig gesund.

Die Frau des Maurermeisters Johanes J. von N. war schon seit einem Jahr in einem Zustand von einer Art von Tiefsinnigkeit, jedoch periodisch mehr oder weniger; da die Leute katholisch, so suchte die Frau Trost in den Legenden der Heiligen, und betete fortwährend. Die Krankheit wurde aber schlimmer und zu Zeiten fieng sie außerordentlich zu weinen an. Eines Morgens aber war die Frau verschwunden. Da dieselbe sich kurz vorher geäußert hatte, ihre Leute würden sie einmal suchen und nicht finden, so suchte man sie in dem kleinen Fluß, der hier vorbeifließt, aber ohne Erfolg. Erst spät am Abend wurde sie, zwei Stunden von hier, bei W. gefunden, wo sie angab, von einer Kapelle zu kommen, die noch drei Stunden weiter lag. Des andern Tages kam ihr sehr bekümmerter Mann zu mir, und bat mich, wenn ich etwas wüßte, so sollte ich mich seiner Frau annehmen. Ich be-

stimmte ihm drei Tage nachher. Am bezeichneten Tage bereitete ich mich durch Fasten rc. auf den Abend dazu vor. Im Hause angekommen sagte mir die Kranke, daß sie große Angst hätte, und daß es ihr immer sey, als wenn sie jemand mit Gewalt aus dem Hause treibe, sie könne und könne nicht bleiben, und zudem käme manchmal ein solcher Zorn in sie, daß sie alles im ganzen Hause schimpfen müsse, in diesem Zustand könnte sie ihre Leute umbringen rc. Ich verrichtete mein Vorhaben ungestört, verspürte aber inmitten des Gebets und bis ich fertig war, daß es mit Segen verbunden war. Die Kranke schlief nun seit langer Zeit diese Nacht hindurch ruhig und gut.

Den andern Tag Morgens betete ich zum zweitenmal, und Abends zum drittenmal, den Tag über befand sich die Kranke wohl und gut, bei diesem drittenmal aber ereignete sich etwas bei mir während des Gebets und Händeauflegens, ohngefähr 7 Minuten vor Beendigung desselben, das mir noch niemals und bei keinem Einzigen widerfahren ist. Ich hatte zwar während des Gebets, wie es gewöhnlich der Fall bei mir ist, das bewußte Gefühl stark, und wenn ich mich recht ausdrücke, ohngefähr so, wenn jemand an einem Feuer rüttelt, schlägt die Flamme in demselben Augenblick immer etwas höher auf, so ohngefähr war es mir, sowohl dem physischen Gefühl, als der geistigen Empfindung nach, und es steigerte sich in mir alles das, was ich betete, zu einer handgreiflichen Gewißheit. (Ich sehe, daß ich doch eigentlich das nicht so recht sagen kann, was ich will). Auf einmal aber war ich ohngefähr eine halbe, vielleicht auch eine ganze Minute, wie lange weiß ich eigentlich nicht, außer mir selbst. Fortbetend aber fühlte ich ganz genau, wie ein Strom von meinem ganzen Körper durch meinen Arm und Hand, verbunden mit der Kraft des Worts Gottes, auf die Kranke übergieng, und kam es mich so vor, als wenn man einer trockenen Pflanze Wasser gebe, und sie dasselbige, oder

eigentlich der sie umgebende Grund, mit Begierde einschluckt. Darauf fühlte ich mich aber, wie es noch jedesmal der Fall war, bei dem einen mehr, bei dem andern weniger, diesesmal sehr physisch geschwächt, aber am Geist fühlte ich mich um so stärker. Die Folgen waren und sind heute noch, daß sich die Frau wohl befindet, keine Angst und Beunruhigung mehr hat, und ihre häuslichen Geschäfte verrichten kann. Da ich gegenwärtig schon beinahe zur Hälfte geschrieben hatte, kam L. anderer Ursachen wegen zu mir, und sagte unter anderem, seine Frau hätte sich genirt, mir etwas davon zu sagen: es sey jedesmal meine Hand so schwer gewesen, aber doch das letztemal am allerschwersten, daß sie es bald nicht mehr hätte aushalten können. Einen ähnlichen Fall hatte ich noch dieser Tage, wo die Kranke behauptete, die Hand sey so entsetzlich schwer, schwerer, so wie sie sich ausdrückte, als wie ein Korb voll Grundbirn, und doch lege ich, wie schon erwähnt, die Hand leise auf.

Wie sehr gerne würde ich dieses alles thun, aber ich sehe doch, daß mir diese Anforderungen zu häufig kommen, indem ich dadurch zu sehr am Körper geschwächt werde. Ich bin zwar anzusehen groß und stark, sehe aber mehr einem halb kranken als ganz gesunden Manne ähnlich, und da ich schon zu Unverdaulichkeit geneigt bin, so fühle ich häufig, daß das Uebel schlimmer wird, wenn mir Heilungen dazwischen kommen, und verliere den Appetit darauf.

Bei der Frau des L. hatte ich 26 Stunden gefastet, ohne etwas zu essen, noch einen Tropfen zu trinken, und doch glaube ich, daß ich ohne Beschwerde noch ganz gut eben so lange ohne Speise und Trank hätte bestehen können. In Bezug auf meine Kost fehlet mir gar nichts, wenn ich nur wüßte, was ich zu thun hätte, damit ich diese Heilungen besser ertragen könnte!

W—l.

Wenn man sieht, welche große Hülfe Herr W—l. durch seine magisch-magnetische Kraft Leidenden verschafft, muß man bedauern, zu hören, daß es auch ihm, wie vielen andern, die diese Kraft längere Zeit wirksam ausübten, ergeht, — daß seine Gesundheit leidend und namentlich sein Unterleib (der Sitz des sympathetischen Nervensystems) sehr geschwächt wird.

Es ist hier kein anderer Rath zu ertheilen, als bei solchen Folgen diese Kraft nur sparsam auszuüben, auch würden wohl kalte Bäder, besonders Flußbäder, hier stärkender wirken, als Weingenuß, womit sich manche magnetische und sympathetische Aerzte unter dem Volke, bei Schwindung ihrer Kräfte schon zu helfen suchten, dadurch aber meistens leider in Unmäßigkeit verfielen und dieser göttlichen Kraft mehr oder weniger beraubt wurden.

K.

Magnetische Heilungen durch die Hand eines Kindes.

(Aus dem vorigen Jahrhundert.)

Im Jahr 1735 machten die magnetischen Kuren eines vierjährigen Kindes armer Leute zu Kehrberg in der Prägnitz (14 Meilen von Berlin) großes Aufsehen. Oeffentliche Blätter damaliger Zeit, namentlich die „geistliche Fama", eine Zeitschrift, berichten Folgendes von ihm.

„Das Kind ist ein Knabe, ohngefähr 4 Jahre alt, mit weißen Haaren und einem lieblichen, allezeit freundlichen Angesicht. Es mag turbirt werden wie es will, welches durch den Zudrang häufig geschieht, so verändert es sein freundliches Angesicht nicht, sondern es ist wohl recht ein unschuldiges Kind.

Dieses Kindes Kur besteht in einem sanften Streichen des Schadens, dabei bekommt der Leidende das Gefühl, als wenn eine besondere Wärme und Leben den kranken Gliedern eingepflanzt würde. Bei innerlicher Kur läßt es sich Wasser geben und wäscht seine Händchen. Die Patienten müssen dann solches Wasser trinken und darauf schlafen. Es erfolgt auch darauf bei ihnen gemeiniglich ein solcher Schlaf und Schweiß, auf dem das Leiden verschwindet und sie sich wie neugeboren fühlen. Oft auch bedient es sich des Anhauchens. Es wird kein Geld für die Kur genommen, wer was geben will, thut es in eine Büchse, deren Inhalt alle Wochen an die Armen ausgetheilt wird.

Das Kind nennt alle Menschen Du. Es kann mit besonderer Kraft beten und beschämt dadurch viele Alten.

Es hat sich prophezeit, daß es in seinem fünften Jahr sterben werde."

Ein neuerer Berichterstatter schreibt: „Der Wunderknabe hieß Johann Ludwig Hohenstein. Er war der siebente Sohn seiner armen Eltern. Sein Vater war Schmied zu Kehrberg. Die Mutter des Kindes hatte sich mit einem Beil in die Hand gehauen. Die zugeheilte Wunde geht nach einiger Zeit wieder auf und blutet stark. Die Mutter bestreicht mit des Kindes Hand den Schaden und er heilt früher als man dieß hätte vermuthen können. Diese Heilung wird bekannt und bald kommen Personen aus der Nachbarschaft und Ferne in Menge zu dem Kinde, um sich heilen zu lassen.

Es wurden auch wirklich viele Lähmungen, schmerzhafte Uebel, Geschwulsten u. s. w. durch die Einwirkung dieses Kindes gehoben.

Da die Sache immer mehr Aufsehen machte, legten sich Aerzte und die Geistlichkeit darein, die Regierung schickt Commissäre nach Kehrberg zur Verhörung des Kindes, der Eltern und Geheilten, und es wurde der Bericht erstattet: es seyen wohl viele dieser Heilungen der Einbildungskraft oder andern Umständen zuzuschreiben. Die Geistlichkeit in Berlin predigte gegen das Kind von den Kanzeln und brachte den Pöbel so auf, daß er sich nicht scheute, öffentlich zu sagen, man sollte das Kind mit den Eltern verbrennen, es seye des Teufels Werk.

Es wurden nun Vater und Mutter nebst dem Kinde nach Berlin gebracht und daselbst in dem Hausvogteigebäude eingesperrt, um weiter verhört zu werden. Die Akten über diese Verhöre wurden jedoch nie bekannt und sind jezt nicht mehr vorhanden, sondern nebst vielen andern vernichtet. Das Kind that man in das hiesige große Friedrichhospital (Waisenhaus), wo es bald darauf starb.

Merkwürdig ist hienach die Erfüllung seiner Prophezeiung, daß es im fünften Lebensjahr sterben werde. Die Akten des hiesigen Waisenhauses reichen nicht bis zu diesem Zeitpunkt hinauf, weswegen ich ein mehreres über die lezten Lebenstage dieses Kindes nicht mittheilen kann."

In die Kraft dieses Kindes legte die Natur eine Erscheinung, eine Wahrheit zur Erforschung, die, wenn sie mit unbefangenem Sinne erforscht und weiter verfolgt worden wäre, der Wissenschaft Gewinn gebracht hätte, so aber wurde sie, wie es jezt oft noch in gleichen Fällen zu geschehen pflegt, durch die Ueberhirnigkeit und Ueberbildung sogenannter Kritiker und Gelehrten, der Natur zum Troz, unterdrückt.

Heilung einer Epilepsie durch den Lebens-Magnetismus.

Magdalene, die Tochter des Schmids Jakob Friedrich Heller von Schwaikheim, ward im Jahre 1826, in ihrem vierten Lebensjahre, nach übel geheilten Masern, epileptisch. Anfangs waren es nur Schwindelanfälle, die das Kind wöchentlich einige Male befielen; bald jedoch verlor sie dabei das Bewußtseyn völlig, und im Laufe ihres fünften Jahres bildete sich die Fallsucht in ihrem ganzen schrecklichen Charakter aus. Mit dem siebenten Jahre wurden die Anfälle heftiger, aber seltener, so daß sie meistens innerhalb vierzehn Tagen nur ein bis zwei Mal eintraten. Vom zehnten Jahre an war der Einfluß des Mondes und der Witterung sehr fühlbar. War jener voll, oder die Atmosphäre sehr trocken, namentlich aber, wenn heftige Winde wehten, so kamen die Anfälle häufiger und traten intensiver auf. — Der Anfall kündigte sich immer nur wenige Momente vor seinem Ausbruch durch die sogenannte aura epileptica an, welche vom After den Rückgrat hinauf ins Gehirn stieg, und von einem warmen, brickelnden Gefühl begleitet war, das sich über den ganzen Rücken hinauf bis in den Nacken verbreitete, worauf die Kranke die Besinnung verlor und umfiel. So fiel sie einige Mal, von ihrem Anfall schnell überrascht, so unglücklich, daß sie sich verwundete; niemals jedoch so, daß ein bleibender Schaden aus der Verwundung oder dem Fall entstanden wäre. War sie gefallen, so zuckten die Arme und Beine einige Minuten convulsivisch, worauf ein ge-

waltiges Dehnen derselben mit Stöhnen und Auftreibung des Halses, Bäumen des ganzen Körpers, Athemverhaltung, Einschlagen der Daumen, Trismus und Schäumen aus dem Munde folgte.

Nach etwa sechs Minuten endete der Anfall mit einem schnarchenden Schlafen, der eine halbe Stunde etwa dauerte, worauf die Kranke mit Kopfweh, Unbesinnlichkeit und heftigem Durste erwachte. —

Bereits hatten diese häufigen und heftigen Anfälle im Laufe der Jahre auf ihre Seelenkräfte nachtheilig eingewirkt, indem sie in ihrem vierzehnten Jahre, nach dem Urtheile ihrer Lehrer, nicht die geistige Entwickelung zeigte, welche nach den früher an ihr bemerkten Gaben von ihr zu erwarten gewesen wären. Ihr Gedächtniß war sehr schwach, ihre Urtheilskraft stumpf. So blieb es bis ins Jahr 1837, wo Magdalene im fünfzehnten Jahre stand. Im Frühling dieses Jahres hörte ich von den Zufällen des Mädchens, und beschloß, einen Heilversuch durch Lebens-Magnetismus mit demselben zu machen. Im April begann ich die Behandlung, die ich täglich eine Stunde lang fortsezte. Stets erhielt sie neun und vierzig Striche, wobei ich ihr noch die Hände auf die Stirne und Herzgrube legte. In den ersten acht Tagen zeigte sich, außer einem Beißen in den Augen, keine Einwirkung. Nach weiteren acht Tagen wurden die Augenlider schwer, und nachdem ich sie vier Wochen so behandelt hatte, trat zuweilen, aber nur auf Minuten, natürlicher Schlaf ein. Dagegen wurden die Fallsuchtanfälle heftiger und häufiger, beinahe an jedem zweiten Tage stellten sie sich ein, zuweilen sogar an einem Tage zweimal. — Am Schlusse des April wurde ich selbst so krank, daß ich unfähig war, die Kranke fort zu behandeln, weshalb ich, um die Kur nicht ganz aufzuheben, meinen Bruder, der mein Vikar war, bat, dieselbe ganz in meiner bisherigen Weise und unter meiner Leitung fortzusetzen. Dieser war hiezu bereit und sezte die Behandlung

fort. Der Einfluß, den er auf die Kranke hatte, schien ganz dem meinigen gleich zu seyn. Beißen der Augen, Schläfrigkeit, momentanes Einschlafen zeigten sich auch bei ihm, und die Anfälle dauerten nach etwa sechs Wochen in gleicher Stärke fort. Gegen die Mitte des Juni aber wurden sie, obgleich nie wirklicher magnetischer Schlaf eintrat, minder heftig und seltener. Im Juli zeigten sie sich noch bedeutend schwächer, und im Laufe desselben nur viermal. Im August ebenso, nur mit dem bedeutenden und viel versprechenden Unterschiede, daß einer der Augustanfälle blos in heftigem Schwindel sich kund gab, ohne daß das Bewußtseyn verloren gieng. Der September brachte, bei fortgesezter gleicher Behandlung, bei welcher die Kranke stets wachte und blos über Beißen der Augen klagte, nur zwei leichte Anfälle. Im Oktober stellte sich gar keiner ein, im November ein ganz leichter Schwindel, ebenso im Dezember. Im Januar 1838 zeigten sich nur noch einige kaum bemerkbare Zeichen vom Schwindel, und im Februar ward die Behandlung beendigt. — Von dieser Zeit an, bis jezt im Oktober 1839, also seit beinahe zwei Jahren, ist das Mädchen ganz frei von ihren früheren Anfällen geblieben und als vollkommen hergestellt zu betrachten.

Ich hatte, da sie in der Nähe des Pfarrhauses wohnt, bisher beinahe täglich Gelegenheit, sie zu beobachten, und ich kann versichern, daß sie ein ganz kräftiges und gesundes Mädchen ist.

— Zu bemerken ist noch, daß erst im November des Jahres 1838, also drei Vierteljahre nach ihrer Genesung, ihre Periode zum ersten Mal eingetreten ist, deren Entwickelung ihr nicht die geringste Unbequemlichkeit verursacht hat.

Diese vollkommen gelungene Heilung einer Epilepsie, welche von Jugend an häufig und in ihrem ganzen schrecklichen Charakter aufgetreten war und bis ins sechszehnte Jahr fortgedauert hatte, möge die Magnetiseurs darauf

aufmerksam machen, daß der Lebensmagnetismus, bei dessen gewissenhafter Anwendung freilich dem gewöhnlichen Arzt seine Mühe nicht bezahlt werden kann, weshalb er wohl so selten gebraucht wird, ein Heilmittel ist, das, wenn gleich an dem behandelten Individuum alle gewöhnlichen äußern Zeichen der magnetischen Einwirkung, nämlich Schlaf, Krämpfe, Somnambulismus u. s. f. fehlen, bei fortgesezter eifriger Behandlnng ganz stille in dem Organismus wirken und die schrecklichsten Leiden desselben allmählich völlig heilen kann. — Meinem Bruder aber, der jezt Pfarrer in Spiegelberg ist, und dem das geheilte Mädchen gewiß lebenslänglich dankbar bleiben wird, gebührt für seine uneigennützige, aufopfernde Menschenliebe, die er zehn volle Monate alltäglich an dem unglücklichen Mädchen ausgeübt hat, auch hier von mir öffentliche dankbare Anerkennung.

W.

Kritiken.

„Mesmerismus und Belletristik in ihren schädlichen Einflüssen auf Psychiatrie, von Fr. Bird, Med. Dr.“
Stuttgart, Hallberger. 1839. 96 S.

Unter diesem Titel ist unlängst eine Brochüre erschienen, welche zwar wegen ihrer völligen Unwissenschaftlichkeit keiner öffentlichen Erwähnung werth wäre, aber um des Uebermuths wegen, womit ihr Verfasser in ein ihm völlig fremdes Gebiet hineinfaselt, wodurch er auch öfters belustigend wird, soll sie hier doch eine Erwähnung und wohlverdiente Castigation erhalten.

Wenn Männer von Geist und wahrer Bildung die Erscheinungen des Magnetismus zum Gegenstande ihrer Forschungen machen, so kommt aus diesen, mögen die Resultate derselben für oder gegen bestimmte Ansichten lauten, immer ein Gewinn für die Wissenschaft hervor, den alle Partien mit Dank anzuerkennen haben. Wenn dagegen ein Unwissender sich zwischen die Partien hineindringt, in dem nicht die mindeste Kraft ist, ein achtbares Wort mitsprechen zu können, und dennoch ein Poltern und Lärmen beginnt, als ob er allein gehört zu werden verdiene, während er, statt die Führung der Waffen der Wissenschaft erlernt zu haben, nichts zu Markte bringt, als gehaltlose, unlogisch verbundene, leidenschaftliche Expektorationen, für welche er nicht mit Gründen und Beweisen, sondern mit Schimpfreden, Exklamationen und abgenuzten, schlechten Witzen streitet: so hat der Ehrenmann es sich selbst allein zuzu-

schreiben, wenn er von allen Partien zurückgewiesen wird, und übel zugerichtet vom Kampfplatze abtritt. Unter diese unberufenen Lärmschläger gehört auch Hr. Dr. med. Bird, was aus einer Würdigung seiner Brochüre, die wir vor uns haben, zur Genüge erhellen wird.

Schon in der Vorrede, die er von Wort zu Wort aus „Hennings Geschichte von den Seelen der Menschen und Thiere" abgeschrieben hat, weist sich Hr. B. seinen wissenschaftlichen Standpunkt sehr passend an. Er fällt ins Jahr 1774, aus welchem er die Worte Hennings repetirt: „daß man über das Wesen der Seele nie zur demonstrativen Einsicht kammen könne; daß der menschliche Verstand in psychologischen Untersuchungen immer noch dunkle Flecken behalten werde, und daß die Seelenlehre die Residenz der Hypothesen sey." Diesen Paar Sätzen fügt Hr. B. die kurze Frage bei: „Ob es heute viel besser sey?" und gibt die Antwort: „Nein, weil man sich immer noch in den Wüsten der alten und ewig wieder erneuten theoretischen (?) Phantasie herumtummle, was die neueste Literatur beweise. Daraus folgt, daß Hr. B. der Meinung ist, für Psychologie sey in den lezten fünf und sechszig Jahren rein nichts geschehen, was wir ihm Gottlob nicht gelten lassen, aber als einen Beweis dafür gegen ihn anführen dürfen, daß er wenigstens bei seinem Studium der Psychologie wenig profitirt hat. — Hennings angeführte Sätze wird kein Mensch bestreiten, und auch die Freunde des Lebensmagnetismus glauben nicht, in ihm über das Wesen und die Natur der menschlichen Seele „demonstrative Gewißheit" gefunden zu haben; Dunkelheiheiten und Hypothesen werden immer seyn; aber folgt daraus, daß wir bei den Resultaten, welche Henning im Jahre 1774 gab, stehen bleiben, das Gebiet der Psychologie mit einer chinesischen Mauer umgeben, und die Studien unserer Großväter als das non plus ultra in der Psychologie betrachten sollen? — Das sey ferne! Gibt

es irgend ein interessantes Gebiet, in welchem der forschende menschliche Geist die herrlichsten Entdeckungen machen kann, und — Dank sey dafür den Spekulationen vieler erleuchteten Männer unserer Zeit und den glänzenden Resultaten des Lebensmagnetismus — seit sechzig Jahren wirklich gemacht hat, so ist es das der Psychologie. — Doch darüber streiten wir uns nicht mit Hrn. B., und wenden uns zu seinem ersten Kapitel, in welchem er die Nachtheile des Magnetismus auf Psychiatrie darstellen will.

Dem Titel zu Folge, den das Büchlein führt, hätte man mit Recht erwarten können, daß Hr. B. die Nachtheile dargethan hätte, welche aus dem Mesmerismus und der Belletristik der Psychiatrie zuwachsen. Hiezu wäre vor allen Dingen erforderlich gewesen, daß er im ersten Kapitel gezeigt hätte, was unter Mesmerismus zu verstehen sey, worin seine Erscheinungen bestehen, und wie sie vernünftiger Weise zu erklären seyen. Auf dieser soliden Basis hätte er dann wohl mögen von Nachtheilen sprechen, welche bei seiner Anwendung auch für die Psychiatrie erwachsen können. Wir wollen nun sehen, wie er es gemacht hat.

Der erste, das ganze Machwerk durchwirkende Mißgriff, den Hr. B. sich erlaubt, ist, daß er, statt wie er auf dem Titel versprochen, die Einflüsse des Magnetismus überhaupt auf Psychiatrie darzustellen, die Krankengeschichte der „Seherin von Prevorst“ nach seiner plumpen Weise durchzieht. Obgleich dieses Buch Kerners die Geschichte einer Normal-Somnambüle enthält, so war es doch bei einer Zusage, wie sie Hr. B. gibt, nicht seine Sache, diese spezielle Geschichte zu persifliren, sondern den Magnetismus überhaupt zu würdigen, und dessen Behandlung in unserer Zeit mit besonderer Berücksichtigung des Einflusses der letzteren auf Psychiatrie — zu beurtheilen. Das war aber für Hrn. B. freilich eine viel zu schwere

Aufgabe. — Lieber fängt er, was allerdings leichter ist, gleich in der ersten Periode mit Schimpfen an und sagt: „Der Unfug, welcher in neuester Zeit mit dem sogenannten Mesmerismus getrieben ist, diese Gesicht- und Geisterseherei ist eine Thorheit, welche durch materielle Hirnreizung möglich wird; — er ist Verderben bringend, sofern er solche Extravaganzen unterstützt oder ins Leben ruft.“ Nun kommt die Geschichte der Seherin, woraus er das Gesagte beweisen will; macht Kernern, ehe er ihn recht unverschämt anfällt, das fade Kompliment: „er ehre seine Persönlichkeit, und halte ihn für einen Mann von Auszeichnung.“ (S. 2.) Uebrigens sagt er von ihm auf der gleichen Seite: „er sey der Wissenschaft nachtheilig geworden,“ und von dessen Buch: „Reinige man es von dem Bombast über Siderismus, Magnetismus, Elektricismus, Mysticismus, Mährchen, Spinnstubengeschichten, so bleibe wenig mehr übrig; von wirklichen Geistern sey keine Spur da, aber an Aberglauben und Narrenspossen fehle es nicht.“ — Was Hr. B. für einen Begriff von Männern von Auszeichnung und von ehrenwerthen Persönlichkeiten hat, ist aus dem Gesagten klar.

Nun geht es an die Lebens- und Krankheitsgeschichte der Frau Hauffe. Die erzählt Hr. B., als ob er ihr Vater und Arzt gewesen wäre, so gewiß weiß er alles, während Kerner gar nichts davon weiß. — „Frau Hauffe,“ so lesen wir, „war in einem Ort geboren, wo nervöse Zustände, Veitstanz und Disposition zum Wahnsinn (das ist eine Lüge!) zu Hause sind. Auch der Großvater war nervös reizbar. (Nicht im mindesten!) Von Jugend an war ihr Hirn krankhaft vorherrschend (völlige Lüge!), weßhalb sie stets nach jeder Aufregung in der folgenden Nacht nicht schlief, sondern halb wach blieb (man kann schlaflose Nächte haben, ohne hirnkrank zu seyn), d. h. träumte. Das ist Traum — ich habe das in „Friedrichs Magazin“ geschildert —; da fällt also alles Wunder-

bare fort." (?) (Warum hat Kerner nicht, ehe er „die Seherin" schrieb, in „Friedrichs Magazin" nachgeschlagen, was es mit Frau Hauffe nach Hrn. Bs. Ansicht für eine Bewandtniß habe? Natürlich wäre dann „die Seherin" nicht geschrieben worden!) — „So blieb das Ding dauernd in der jugendlichen Prävalenz (Unsinn!) und gieng ins spätere Leben über, wo ihr Hirn auch bei Tag weder schlief, noch wachte, d. h. träumte. Ohne Bildung und voll Spinnstubenmährchen, sieht nun die Kranke auch bald Gespenster, wie zu erwarten war. Die Phantasie verkörperte sich (wie macht sie das?) im Gebiete der Sehnerven, weßhalb sie Visionen hat, wie ihr Großvater." —

S. 4 bezüchtigt Hr. B. Kernern einer Untreue, weil er ein wichtiges Ereigniß, das psychisch störend auf die Hauffe eingewirkt, nicht genannt habe, und geht in der Unverschämtheit so weit, zu behaupten, es sey das nichts anderes gewesen, als daß das Mädchen Onanie getrieben habe. — Wenn Hr. B. Teutsch verstände, so hätte er auf eine solche impertinente Verdächtigung nicht gerathen können. Jeder Quartaner könnte ihm sagen, daß „Onanie treiben" nie ein „Ereigniß im Leben eines Menschen" genannt werden kann. Eine böse, der Gesundheit schädliche Gewohnheit, ein Laster wird kein Mensch, außer Hr. B., ein „Ereigniß" nennen. Die Stelle im Kerner, S. 29, heißt: „In dieselbe Zeit fällt ein Ereigniß im Leben dieses Mädchens, das für sein ganzes übriges Leben vom tiefsten Eindruck war, das manches spätere Unerklärliche in ihm erklärt, zu Hebung manches albernen Geschwätzes über sie, als Frau, dienen würde, aber verschwiegen werden muß." Wer wird hiebei, außer Hrn. B., an Onanie denken? — Zur Rettung der Ehre der unglücklichen Seherin gegen so frevelhafte Angriffe muß gesagt werden, daß, was hier verschwiegen werden muß, der Seherin nie zur Unehre

gereichen kann. — Schäme sich Hr. B., über ehrenwerthe Verstorbene so Schmähliches ohne allen Grund öffentlich zu sagen, und frequentire lieber bei Zeiten die nächste teutsche Schule, damit in der nächsten Schrift, womit er etwa das Publikum wieder heimsucht, nicht so viele Sprachfehler und armselige Perioden vorkommen, als in der vorliegenden. Vor allem aber lasse er sich von einem Schulmeister erklären, was das Wort „Ereigniß" ausweisen wolle.

S. 5 weiß Hr. B. wieder Vieles, das ihr Arzt, Kerner, der Wahrheit gemäß ganz anders gewußt hat. Es geht nämlich in der Geschichte weiter: „In dem Alter von siebenzehn bis neunzehn Jahren wurde ihr Innneres mehr verschlossen, d. h. auf deutsch: Patientin zeigte sich, weil die Menses eintraten, melancholisch schüchtern, was nichts Seltenes (gut teutsch!) ist." — Wenn aber das Mädchen vorher schon menstruirt war, wie dann Hr. Bird? Und das war der Fall, was Referent gewiß weiß. — Das heißt also auf teutsch: auf Gerathewohl dreinschwatzen!

So verzerrt Hr. B. fortan die Geschichte, welche Kerner gibt, und sezt bald etwas zu, das nicht hineingehört, bald läßt er Wesentliches weg, — bis er herausgebracht hat: Kerner habe sagen wollen, oder hätte sagen sollen: „Bald schlug das Gehirn — bald das Ganglienleben vor, Patientin war daher bald heiter, bald melancholisch." — „So ist steter Wechsel da, wie gleichmäßiges Verhalten kein Wohlseyn — (ob das nicht Unsinn ist!), und als sie endlich ruhig am Grabe ihres Predigers wurde, da war sie für das Leben eine indifferente Person, d. h. sie ist gleichgültig in melancholischer Erstarrung (wer versteht diesen Gallimathias?) weil ihr Gehirn kränker ist, und unpassende Lebensverhältnisse und unrichtige ärztliche Behandlung den Zustand verzweifelt machten." — Das

ist freilich eine tiefsinnige Erklärung, die Hr. B. vor Kerner verantworten mag, der die Sache ganz anders erzählt, und NB. aus ihrem und ihrer Verwandten Munde gehört hat.

S. 6 weiß Hr. B., wie es mit Frau Hauffe gegangen wäre, wenns anders gegangen wäre. — Er meint nämlich, wenn man von nun an die **Vis medicatrix naturae** hätte wirken lassen, und der Frau einen geliebten Mann gegeben, mit dem sie jedoch (S. 7) nicht ehelich hätte zusammen leben dürfen, und ihren Wohnplatz auf eine Hochebene verpflanzt, so wäre sie eine glückliche Gattin und Mutter geworden, statt daß sie jezt ihren Namen mit dem Narrentitel einer Seherin auf die Nachwelt übergehen lassen müsse. — (Hr. B. faselt sichtbar. Wie konnte Frau Hauffe eine glückliche Mutter werden, wenn er ihr verbietet, mit einem Manne ehelich zu leben? — Das ist selbst Narrheit, und dennoch theilt dieser Herr Narrentitel aus!) — „Neben dem nachtheiligeu klimatischen Einfluß mußte sie sich auch physisch Gewalt anthun, d. h. als Hausfrau ihre Melancholie beherrschen; das, und noch dazu die Nachtheile des **Coitus** brachten die „Hirnkrankheit" zum Ausbruch. Sie träumte, und zwar lebhaft, — hatte Fieber, delerirte und war unbedingt (!! obgleich Kerner nichts davon sagt, und kein Mensch davon weiß) in einem akuten Anfall von Wahnsinn." — (Bei Hrn. B. hilft alles nichts. Bei ihm heißt alles gleich toll. Auf jeder Seite findet sich Wahnsinn und Tollheit und Narrheit und Verrücktheit und dergleichen. — Das muß Liebhaberei bei ihm seyn. *) — „Nun traten achtzehnwöchige Brustkrämpfe ein, man stimmte sie zu sehr durch Aderläße herab. So wurde das Uebel immer ärger. — Dazu kam

---

*) Herrn Bird's allwärtiges Narrensehen kommt daher, daß Hr. Bird, was der Verfasser dieser Kritik nicht weiß, Gehülfe an einem Narrenspital ist. K.

eine schwere Geburt, in deren Folge sie immer reizbarer wurde, phantasirte, Unsinn faselte und dabei blos aus Hirn, Nerv und Knochen bestand." (Und dennoch lebte die gute Frau Hauffe? — Wie hat sie das gemacht, wenn das Blutgefäß- und Reproduktionssystem ihr abhanden gekommen waren? — „Das ist also nicht wahr," sagt Hr. B. gar oft, videantur hinten die vier wahnsinnigen Brüder.) „Die Faseleien der Kranken steckten selbst die Umgebung an (S. 9): denn diese sah ihr schädliche Dinge fortfliegen, z. B. silberne Löffel, — und das noch 1824, wie Besenstiele um den Blocksberg, doch ohne Reiter auf den Löffeln (schlechter Witz!) und das alles ließ Hr. Dr. Kerner Anno 1829 drucken. Was ist das? — Verfinsterungssucht!" — (Heißt das mit Gründen das Gegentheil beweisen, Hr. B.? — Nein, das ist nur albern raisonnirt!) — „Von nun an sah die Hauffe Geister und die Narrheit wurde eminenter, wenn nicht Kerners poetische Phantasie Zugaben poetisirt hat." — (Kerner lacht dazu und denkt, nicht Hrn. Bs. Phantasie, wohl aber sein Verstand, seine Kenntnisse und seine Bescheidenheit seyen einer Zugabe sehr bedürftig.) — „Frau Hauffe gebar zum zweiten Male ein — verrücktes (!) Kind (es ist jezt ein ganz gesunder, liebenswürdiger Jüngling): denn es sah auch Geister, wie die Mutter, die man endlich für besessen hielt, weshalb man einen Teufelsbanner holte, der mit Cicuta Hyosciamus, einen Veitstanz fabrizirte." (Wenn das Kerner geschrieben hätte, was Hr. B. das Publikum glauben machen will, so wäre es nicht wahr, da es aber Hr. B. aus Kerner abgeschrieben zu haben vorgibt, so verdient Hr. B. den Titel eines Verfälschers.) „Nun ist die Kranke total verrückt. Ist das Magnetismus, so ist er ein garstiges, tolles Unding; es rennt ja ein Amulet über das Bette fort und wird als Deserteur gefangen." (Sieht denn Hr. B. nicht, daß daran der Magnetismus unschuldig ist? Doch, was weiß er vom Magnetismus!) —

„Nun erscheint Hr. Dr. Kerner. — Der gibt ihr Arzneien „„in seiner Manier““ (die Manier benennt Hr. B. nicht). Was Wunder, wenn's ärger mit der Frau wird? (Das ist blos — grob!) Man hätte sie gar nicht behandeln und nicht verheirathen sollen, so wäre sie so gesund gewesen, wie ihr Großvater. (Den Hr. B. aber doch als krankhaft, nervös reizbar, bezeichnet!) — So aber kam sie nach Weinsberg, wo es den Weibern allen eigentlich gut gehen sollte; da wird sie durch Experimente und Possen noch verschrobener und verrückter; körperlich ist sie bereits vorher durch Roborantien, Amulete, Pulver und Aderlässe so herabgekommen, daß das Leben nur noch am Hirn gebunden war. Sie war dem Tode nahe. Hier hätte Kerner alles sollen bleiben lassen. Was konnte er den krankhaft entwickelten Organismus umgestalten! Thörichtes Unternehmen!" (Es ist sehr lächerlich, daß Hr. B. sich stets einbildet, Frau Hauffe müsse absolut so gewesen seyn, wie seine fixe Idee sie ihm vormalt.) — „Endlich verlangte die Kranke sieben Striche — da sieht man den Aberglauben an den sieben — und jezt fängt das Magnetisiren an."

Es wäre undankbare Mühe, von der heillosen Manier, mit welcher Hr. B. die Geschichte der Seherin vollends verzerrt und verfälscht hat, weitere Proben zu geben. Es ist das Gegebene genug, den übermüthigen Verdreher der Kernerischen Geschichte zu bezeichnen.

Ueberhaupt ist es unmöglich, ohne den Wirrwarr von Anekdoten, Ausrufungen, Schimpfereien, ärztlichen Correktionen und unzusammenhängendem Geschwätze abzuschreiben, dem Verfasser zu folgen. Nirgends findet sich ein einziger wissenschaftlicher Satz, den er aufstellte und bewiese. Ueberall ist nichts als verworrenes Gerede von hundert Dingen unter einander. — Es bleibt uns daher auch nichts übrig, als Hrn. B. gerade so zu behandeln, wie er Kerner behandelt, d. h. von Seite zu Seite ihm zu folgen und ihm die Meinung zu sagen.

S. 18 heißt es: „Wenn Kerner sagt: selbst das geschriebene Menschenwort war für sie fühlbar, so glaube ich an die meisten Anekdoten dieser Art gar nicht. Hier war Täuschung leicht; solche Kranke sehen durch dünnes Papier.“ — Man muß bekennen, Hr. B. ist ein tapferer Kritiker: das heißt ja recht wacker drein gehauen! Nur möge er vernehmen, daß die Sache nicht anders wird, wenn er sie auch nicht glaubt; daß sein Geschwätz von Täuschung ein Beweis seiner Verlegenheit ist, und daß bei Kerner nirgends etwas von dünnem Papier steht, durch das auch kein Adlerauge schaut, wenn man es nicht gegen das Licht hält, was nicht geschehen ist.

S. 19. Wenn Kerner sagt: „Sie war mehr Geist, als Mensch“ — so ist das eine wunderliche (!) Rede. Es gibt noch mehr solche nervöse Personen. Da ist nichts Wunderbares? — Was will Hr. B. hier? Kerner spricht von keinem Wunder; er glaubt, daß es noch andere Kranke solcher Art gibt; dennoch kann er von Frau Hauffe sagen: Sie war mehr Geist, als Mensch. Was ist hier Wunderliches? So wenig, als an dem Satz, wenn man ihn aufstellen will: „Hr. Bird ist mehr Fleisch, als Geist.“

S. 20. „Patientin sah sich doppelt. Was ist das nun? Delirium, Verrücktheit, tolle Phantasie! Das kommt in Krankheit oft vor!“ — Lezteres leugnet kein Mensch; nur soll Hr. B. nicht glauben, daß er durch sein hochmüthiges Absprechen schon bewiesen habe, daß es keine Fälle gebe, in welchen das Sichselbstsehen keine Phantasietäuschung ist. Will er das, so muß er mit andern Waffen kommen, als die er braucht. Man höre, wie er seine Beweise führt:

S. 21 beweist er, daß Frau Hauffe sehr bildungsfähig gewesen: „denn (!) die Wirthschaft (?), die mit ihr getrieben wurde, ist complet toll, und dabei soll sie nichts gelernt haben? Allerdings hörte sie nur unsinniges, dum-

mes Zeug vom Anfang bis zum Schluß, wovon Kerners Buch den vollständigen Beweis liefert, der noch vollständiger wäre, wenn Kerner die poetischen und prosaischen Werke der Seherin aus der Zeit, da sie verrückt war, nicht corrigirt hätte. All ihr Unsinn ist ihr angelernt." (Zwischen lernen und lehren weiß Hr. B. nicht zu unterscheiden.) — Wer solche Beweise für Bildungsfähigkeit führt, dem fehlt es selbst daran, und wer über Männer von Geist und Wissenschaft, wie Kerner es unstreitig ist, so frech und grob hereinjodelt, der verdient, daß man ihn öffentlich bezeichnet.

In demselben Ton begegnet er Kerner S. 22, wo er ihn als einen Mann darstellt, der es darauf absehe, „das Reich des Aberglaubens nicht untergehen zu lassen, und in honorem des Mesmerismus eine Menge von Versuchen mit Mineralien und dergl. gemacht habe, welche alle mit Hülfe der Patientin ausgeführt worden seyen, die aus Eitelkeit zu den Täuschereien mitgeholfen habe." — Erbärmliche Verleumdung!

S. 24. „Der Diamant zwang die Hauffe, die Augen weit zu öffnen u. s. w." Warum haben Frauen auf Thronen nicht die Diamantkrankheit? So ruft Hr. B. aus. Wie schalkhaft witzig das ist! — Uebrigens beweist der Witz nichts, da nur auf Somnambüle Diamanten einwirken. Das weiß freilich Hr. B. nicht, der wohl noch keine Somnambüle gesehen hat, aber dennoch viel — freilich viel Einfältiges, über sie schreibt. — Die ferneren Witze über Spinat und Entensteiß, S. 25, übergehen wir als Wachstubenwitze, mit vollem Recht. —

Wollen die Leser ein Muster der Widerlegungskunst des gelehrten Hrn. B. vernehmen, so folgt hier eine. S. 25: „Der Mond hatte den gleichen Einfluß, wie ein Mammuthzahn." Schön! — „Ein Hahnenkamm erregte lästiges Gefühl da, wo er beim Hahne gesessen hatte." Auch schön! — „Wer bewundert nicht die Schärfe und

Kürze, womit hier Hr. B. die Möglichkeit der Behauptungen Kerners widerlegt hat?

S. 26 geräth Hr. B. an die innere Sprache der Seherin, und sagt darüber, „er habe einmal einen wahn- und nachher blödsinnigen Schneider behandelt, bei dem sey es gerade so gewesen. Der „narrige" Kerl habe latein und französisch gesprochen, weil er ersteres als Meßknabe gehört und letzteres als Soldat unter Franzosen gelernt habe. Später habe er alles vergessen; nun aber sey es ihm auf einmal wieder gekommen. — Das sey nun gerade so, wie bei der Seherin." — Hr. B. hat Recht, „gerade so," nur ganz anders. — Wo hat die Seherin ihre innere Sprache je vorher gehört? Wo war da Reminiscenz? — Daß übrigens Hr. B. selbst nicht lateinisch versteht, geht daraus hervor, daß er zweimal nach einander Jakoby (!) -Sprache schreibt.

S. 28 tritt der Nervengeist auf. „Der ist andressirt! Das thut der Magnetismus! Kerner spricht aus ihr, und dieser Bonnet und Lavater nach. Hauffe ist nur der Papagei Kerners. Wie konnte sein Buch die dritte Auflage erleben! Das ist Wischi Waschi; tolles Zeug, alter Plunder! Wunder à la Hauffe." — Es wäre wahrlich verschwendete Mühe, mit diesem oben herabkommandirenden Schwäzer, der alles besser weiß, als andere Leute, und alles kann, nur nicht bescheiden seyn, ein Wort über den „Nervengeist" zu sprechen, der die Seele des Magnetismus ist und von dem er freilich nichts versteht.

S. 30 kommt ein arger Anstoß für Hrn. B. — Da ist eine Stelle aus Kerner, S. 282, (denn so weit ist bereits Hr. B. in seiner Kritik, obgleich alles Wesentliche, was er über das Buch bis dahin gesagt hat, treulich hier referirt ist) — „adcitirt" (das ist ein Bird'sches Wort) — da heißt es in „der Seherin": „das magnetische Leben, das im Fühlen und Anschauen das wieder vereinigt, was wir im Denken und Wissen getrennt haben, ist ein

Versuch, wenigstens auf Momente sich in den Stand der Integrität zu versetzen, von dem wir abgewichen sind. — Wer dieses Leben in seiner wahren Fülle begreift, und sich durch Erfahrung überzeugt, daß die moralische und religiöse Seite ein constantes Phänomen der höheren Grade desselben ist und nicht durch Theorien sich hindern läßt, in das Innere dieses Seelenlebens einzudringen, der findet hier keine Wunder, sondern nur das Integrat des Geistes in seinem freien Schaffen u. s. f." Darüber sagt Hr. B.: „Was sind das für „Redensarten?" Da ist gar keine Theorie —! Patientin ist ein Nervenpräparat. Ihr Zustand ist Ueberspannung und Wahnsinn und der Magnetismus ein purer Unsinn! Kerner ist zu bedauern, wenn er glaubt, daß Religion und Moral im kranken Zustande des Menschen vollendet erscheinen. Es scheint, Kerner habe die Ansicht, Tugend beruhe auf Schwäche." —

Das war freilich zu hoch für Hrn. Bs. Horizont. Solche „Redensarten" kann er nicht verstehen. Was weiß er von innerem Leben und Geistesintegrat! Darum wirft er lieber mit Unsinn und Tollheit um sich, und geht seiner Wege quasi re bene gesta. Es kommt doch gar zu jämmerliches Zeug heraus, wenn man absolut über Dinge mitreden will, die man nicht versteht!

Zum Schluß, S. 33, beschwert sich Hr. B., „daß Kerner, als Frau Hauffe auf die Nachricht vom Tode ihres Vaters sehr schwach, delirirend und zulezt kataleptisch geworden, ihr hier zum „erstenmal" den Puls gefühlt habe, was er früher schon hätte thun sollen, und schimpft noch gewaltig über die ärztliche Behandlung, die die Seherin von ihm erfahren habe." — Wer sagte Hrn. B., daß Kerner bei dieser Gelegenheit den Puls der Frau Hauffe zum erstenmal untersucht habe? War Kerner schuldig, es drucken zu lassen, wie oft er das gethan hat? Folgt daraus, daß er es einmal anführt, daß dieß das erstemal gewesen ist? —

Hiemit beschließt Hr. B. seine Kritik des ersten Theils der Kerner'schen Schrift. —

Was den zweiten Theil betreffe, sagt Hr. B., so abstrahire er davon: „denn da seyen so viele Hereinragungen aus der Geisterwelt. Da seyen blos Ideen! und mit denen möge er sich nicht befassen." — Das ist einmal wahr — von Ideen ist Hr. B. kein Freund. — „Ueber Fortdauer nach dem Tode kann man nichts beweisen, damit soll sich Niemand befassen (das wäre doch entsetzlich!); alles, was je darüber gesalbadert ist, ist Unsinn." (Das ist eine sogenannte Binsenwahrheit.) „Ueber die Grenzen der organischen Welt kommt keiner hinaus. Vernunft ist Religion und Religion ist Vernunft; der Vernünftige glaubt an Religion, weil das vernünftig ist, und Thorheit ist jeder Versuch einer delirirenden Gelehrsamkeit." (Abermals eine Binsenwahrheit!) — Hier haben wir Hrn. Bs. Religionsphilosophie in nuce.

Von S. 35 bis 40 lesen wir die Beurtheilung der lezten Krankheitsgeschichte der Seherin und des Sektionsberichts. — Ueber erstere sagt Hr B. „es sey arg, wie ärmlich sie geliefert sey. Kerner habe z. B. nicht einmal erwähnt, daß Patientin an „gereizte Zustände" (sic!) der Mucosa im Magen gelitten habe. Lezteren von Dr. Off, nennt er armselig und mangelhaft, und geht mit diesem Arzt ebenso grob um, wie mit Kerner, was nicht anders zu erwarten war.

Nun ist Hr. B. fertig und fragt: „Nun, was fehlte der Hauffe? War sie klug oder verrückt? Was ist der Magnetismus? Was hat er geholfen?"

Da steht nun der Hahn auf seiner Düngerstätte und kräht triumphirend: Victoria!

Von S. 40 bis 43 gibt Hr. B. ein Resumé seiner Weisheit, sagt noch einmal, wie man hätte mit Frau Hauffe verfahren sollen, und schließt dann mit dem Satz: „Der Magnetismus ist ein Unfug, der durch Reizung von

Hirn und Nerven schadet, also, wie in Oestreich, verboten werden sollte.

Nun schreibt Hr. B. aus „Osianders von Göttingen die Entwicklungskrankheiten" u. s. f. von Seite 43 bis 58 allerlei ab, weil er selbst nichts mehr weiß. Zwischen hinein schimpft er auf Kerner und erzählt Anekdoten aus seiner eigenen Praxis. Von Seite 58 bis 75 soll man die Exaltationsgeschichte eines Sonderlings lesen, die einen großen Theil seiner Brochüre wegnimmt, ohne für seinen Zweck zu beweisen, und somit schließt das erste Kapitel, und der Magnetismus in seinen schädlichen Einflüssen auf Psychiatrie ist absolvirt. — Wer sollte es für möglich halten, daß vor einem solchen Machwerk ein solcher Titel stehen könnte!

Nun zum zweiten Kapitel, das die Belletristik abhandelt. — Es ist eine schwere Aufgabe für den Referenten, auch hier noch sich durchzuarbeiten: aber Gott sey Dank, wir stehen schon S. 76 der 96 Seiten starken Brochüre. Also nur noch zwanzig Seiten! — Nach dem Titel konnte man erwarten, daß Hr. B. den Zustand unserer jetzigen Belletristik geschildert, und gezeigt hätte, wie sie nachtheilig auf Psychiatrie einwirke. Aber so weit versteigt er sich nicht. — Er kennt von der ganzen Belletristik, wie es scheint, nichts, als „ein Gereimtes, eine Art Gedicht", das ihm zufällig in die Hände gekommen, nämlich „die vier wahnsinnigen Brüder" von Kerner, den er, wie er es beim Magnetismus gethan, nun auch zum Repräsentanten der ganzen Belletristik macht. Weit entfernt aber, daß er die poetischen Produkte dieses Dichters und ihren Geist zu würdigen verstanden hätte, bleibt er bei gedachtem „sogenanntem" Gedicht, bei dem „Gereimten" stehen, das Kerner schon im Jahr 1824 veröffentlicht hat. — Das ist also Hrn. Bs. Belletristik, die er auf den lezten zwanzig Seiten seines armen Büchleins in seiner Weise vollends durchnimmt.

Von diesem Gedicht Kerners, das er abschreibt, damit wieder ein Blatt ausgefüllt ist, sagt Hr. B., „es sey eine Art Ballade, eine Reimerei, ein Geklingel, ein Ding ohne alle Applikatur (Hr. B. scheint auch musikalisch zu seyn!), ohne Sinn und Verstand, purer Unsinn und eine ungeziemende Verspottung der Medicin.“ — Seinen poetischen Werth kennt natürlich Hr. B. nicht, und sagt auch kein Wort darüber, als, es sey — eben keine Poesie. Dagegen kritisirt er es in „medizinischer“ Hinsicht (Hört!) weist — wer sollte es für möglich halten! — mühsam nach, daß Kerner (der Dichter!) obgleich er Arzt sey, den Zustand der vier wahnsinnigen Brüder physiologisch und nosologisch ganz falsch gezeichnet habe, und sagt, er (Hr. B.) habe den Beruf, die vier Brüder „medicinisch!!“ abzuhandeln. — Diese Abhandlung fängt S. 81 mit dem gewohnten zusammenhanglosen, und unlogischen Gewäsche an, das Hrn. B. zur andern Natur geworden zu seyn scheint: denn es geht fort bis S. 96, wo Gottlob das Büchlein ein Ende hat. Da heißt es: „Kerner ist Mitstifter der perversen Verrücktheitsromantik. Aerzte lesen solche Sachen, die die Afterpoeten über Psychiatrie schreiben, und sollen sie nun einen Verrückten behandeln, so sind sie in Noth, wie die Niederlande bei einer Sturmfluth.“ Sollte man nicht meinen, unser Hr. Lärmschläger sey selbst der Psychiatrie höchst bedürftig, daß er im Ernst glaubt, wegen der „medicinischen Romantik“ (was ist das für eine Redensart?) können die Aerzte keinen Verrückten mehr heilen? Er klagt sogar die höchsten Behörden deßhalb an, weil sie sich auch dort wunderliche Ideen über Geisteskrankheiten holen, darum das Studium derselben nicht begünstigen, und bei Anstellung von Irrenärzten nicht Praktiker, sondern Gelehrte placiren, welche wohl den Shakspeare und Kants Anthropologie, aber den Pinel nicht kennen. — „— Gut, da sieht man, wo es fehlt. Unser guter Hr. B. ist, als solider Praktiker, einmal bei der Bewer=

bung um die Stelle als Vorsteher in einer Irrenanstalt durchgefallen, und hat einem Besseren, der vielleicht auch Gedichte macht, Platz machen müssen; — das ist die Quelle seines Zorns!

S. 82 ereifert sich Hr. B. darüber, daß Dichter ein Tollhaus poetisch beschreiben, den Wahnsinn poetisch schildern. — „Ist das nicht abgeschmackt?“ ruft er aus. — „Ein italienischer Componist sezte den Wahnsinn auf Noten. Die Dichter und Künstler sollen das Gebiet der Medicin nicht betreten; das ist der Wissenschaft schädlich. — Auch Shakspeare hätte es können bleiben lassen, Narren zu zeichnen.“

Es ist in der That kaum glaublich, daß ein Arzt solches Zeug im Ernst schreiben kann. Wie sollen denn die Dichter ihre Gegenstände schildern, wenn nicht poetisch? — Und sollte es denn wirklich Aerzte geben, welche aus Gedichten ihre Kranke kuriren lernen? welche poetische Bilder des Wahnsinns für Wahrheiten nehmen, und darnach ihren Heilplan einrichten? das halten wir für rein unmöglich und Hrn. Bs. Besorgniß daher für sehr einfältig. — Wenn es nach Hrn. Bs. Forderung gehen sollte, so wüßten die Dichter wahrlich zulezt nicht, in welchem Gebiete sie ihre Sujets wählen dürften. Alle wissenschaftlichen Vereine, alle Zünfte und Gewerbe würden remonstriren, weil sie allesammt fürchten müßten, durch die Poesie zu Grunde zu gehen, wie es nach Hrn. B. leider der Medicin begegnet. — Wenn wir durch den Einfluß der Poesie nach Hrn. B. in ernstliche Gefahr kommen, demnächst poetische Rezepte von den Aerzten zu bekommen; so ist es natürlich, daß die Apotheker nicht dahinten bleiben, und uns mit lyrischen Larieren und epischen Mixturen überfallen werden. Und reißt der Unfug weiter ein, so wird wenig fehlen, daß wir nicht von den Bäckern noch idyllische oder Phantasiewecken, von den Metzgern verrückt-romantische Würste zu essen bekommen. — Doch nun kommen wir zu

der höchst komischen medizinischen Behandlung der vier poetischen wahnsinnigen Brüder.

S. 84. „Die sitzen im Wahnsinnshaus", sagt Kerner. — „Das darf nicht seyn, sagt Hr. B. Er hätte sagen sollen: „Geisteskrankenhaus" — sonst müßte man ja auch, weil Wahnsinn nur eine Spezies ist, Melancholie-, Blödsinns-, Tobsuchthäuser u. s. w. bauen." — Da hat der Mediziner Recht — aber auch der Dichter: denn es geht dem Mediziner von Profession rein nichts an, wie es dem Dichter beliebt, ein Narrenhaus zu tituliren. Während er Dichter seyn will, will er nicht Mediziner seyn.

„Da sitzen die vier Subjekte, die nicht gescheid sind: aber in welcher Art sie es nicht sind, erfährt man nicht." — Hier ist guter Rath nicht theuer. Da Kerner Arzt ist, so schreibe Hr. B. an ihn; gewiß er sagt ihm, ob es Melancholie, Mania, Stupor oder was es sonst war.

„Die vier Subjekte sind Brüder, aber gewiß keine leiblichen. Die Gleichheit ihres Zustandes, die gleichzeitige Entstehung desselben sind so unwahrscheinlich, wunderlich, legendenartig, unwahr, beispiellos in der Nosologie, so „poetisch", daß wir die wirkliche Brüderschaft als — unwahr und „poetisch" ablehnen müssen!" — Ja wohl, Hr. B. — das ist alles wahr, — die vier Subjekte sind nichts mehr und nichts weniger als — vier poetische Brüder, welche allerdings in der Nosologie keine Studien gemacht haben.

„Und nun waren die Menschen ausgetrocknet zu Gerippen." Das ist auch nicht wahr. In Irrenhäusern gibt man ja doch zu essen. Die magern Viere blicken immer hohler und trüber. Das ist nicht möglich, sonst müßten die Augen zulezt verschwunden seyn sammt der mucosen Membran." — Das hilft alles nichts, Hr. B. — Sie waren eben doch ausgetrocknet, und haben eben doch immer hohler und trüber geblickt, die Medicin mag sagen, was sie will. Und das kommt alles daher, weil die vier Sub-

jecte nicht in Hrn. Bs. Behandlung, sondern vier poetische Brüder waren.

S. 85. „Die vier kachektischen Patientes sitzen bis spät in die Nacht auf, wie einst im Wirthshaus. Das ist wieder nicht wahr!“ — Ey, warum denn nicht? Glaubt denn Hr. B., es sey in den Irrenhäusern überall wie im Tollhause à la Kaulbach und Görres, von dem er sagt, daß die Narren mit der Peitsche um vier Uhr nach (!) Bette gejagt werden? Im „Wahnsinnshause“, wo die vier poetischen Brüder logirten, wars halt anders: die durften bis in die Nacht „aufsitzen.“

S. 86. „Wer hat je gesehen, daß die Haare der Kranken sich sträuben? und wer würde ihnen erlaubt haben, bis Mitternacht aufzubleiben, um einen lateinischen Vers zu singen bei Licht? Licht müßte gebrannt haben, wenn man das Haarsträuben hätte sehen wollen. Woher da die Fonds nehmen? Nein, das thut man in keiner Irrenanstalt. Also ists wieder nicht wahr!“

Hr. B. werden verzeihen, daß doch alles wahr ist. Die fraglichen Brüder haben nämlich von ihrem Vater die Fähigkeit geerbt, ihre Haare sich sträuben zu lassen. Die Familie der poetischen Brüder, in welcher diesen Eigenthümlichkeit allgemein ist, ist übrigens so verbreitet, daß es uns wundert, wie Hrn. B. dieses Faktum so ganz fremde seyn kann. Kurz und gut, es ist so, und Kerner hats selbst gesehen, und zwar ohne Licht, weil er als Dichter ein paar besondere, mit der Kraft ausgerüstete andere Augen, auch ohne Talglicht zu sehen, sich einsetzen kann, während welcher Zeit er seine gemeinen medizinischen, welche Hr. B. allein kennt, auf die Seite legt. Hr. B. hätte darüber sich erkundigen sollen, ehe er so ins Blaue hinein raisonnirt hätte.

Weiter fragt nun Hr. B.: „Welcher Confession waren die vier Tollen à la Kerner (eine eigene Species insaniae?)“ — Zu dieser Frage glaubt sich Hr. B. berechtigt, weil

Kerner in seinem Gedicht die Religion „adcitirt" habe. Er hält sie für Katholiken, weil sie lateinisch singen, in eine Kirche um Mitternacht gehen, wo lateinisch gesungen wird, und weil bei den lüderlichen Kerlen bei Anhörung des **dies irae, dies illa** Jugendreminiscenzen erwachten, welche sie plötzlich nüchtern machten." — Wir lassen Hrn. B. die Freude, die vier Brüder für Katholiken zu nehmen, und die Ehre, ihre Confession richtig herausgebracht zu haben. Uebrigens ist er ein schlechter Psycholog, wenn er glaubt, daß ein Protestant im gleichen Falle mit den Brüdern, nicht durch den Gesang **dies irae** — eben so tief, als ein Katholik hätte erschüttert werden können. Diese Entdeckung macht seiner psychiatrischen Einsicht schlechte Ehre.

Die S. 88 aus dem kaum Gesagten gezogene Folgerung ist die Krone des Birdischen Scharfsinns und seiner würdig. Er folgert nämlich aus dem Gesagten, „daß der Katholizismus die Leute in Würtemberg toll mache und in Baden klug erhalte. In lezterem Lande dagegen, fügt er bei, mache, nach Hofrath Gros in Heidelberg und Professor Fuchs in Würzburg die evangelische Religion verrückt."

Gottlob, daß Referent ein würtembergischer Protestant und also vor der Hand nicht toll ist. Uebrigens versichert er, daß, wenn er dazu verdammt wäre, noch eine Broschüre, wie die Bird'sche, durchzulesen, er nicht dafür stehen könnte, auch eine Einbuße am Verstande zu machen: denn da ist alles toll; auf jeder Seite findet man Tollheit und Unsinn und Wahnsinn, daß man zulezt selbst toll werden möchte. — Meine katholischen Landsleute und protestantischen guten Nachbarn in Baden lasse ich ihre Sache mit Hrn. B. selbst ausfechten. Wählen sie den tollsten unter sich aus; ich wette, mit Hrn. B. bricht er eine glückliche Lanze.

S. 88. „Die vier „Kerle" soffen und buhlten fort, mit eiserner Gesundheit, ohne haargrau zu werden. Debauchen waren ihr Element. So stürzten sie sich einmal

besoffen in der Christnacht in die Kirche um Mitternacht, und hören da jenen Gesang, der ergreift sie alle vier und sie werden kataleptisch; und weil sie im Augenblick des Anfalls gebrüllt hatten, bleibt ihnen der Mund offen stehen. Das ist in der Ordnung: es kam vom Schrecken." — Aber nun heißts: „alle vier seyen plötzlich grau und bleich geworden", das, sagt Hr. B., könne nicht seyn, „weil er drei Fälle von Katalepsie gesehen habe, wo die Haare nicht grau, die Wangen nicht bleich geworden seyen. Auch könne es darum nicht seyn, weil die vier Säufer viele Jahre Rothweine getrunken, also Kupferhandel im Gesicht und Brillanten auf der Nase gehabt haben, was höchstens beim Schrecken blau, aber nie bleich im Gesicht zulasse. Alles also sey nicht richtig; sondern Verrücktheitsromantik."

Hierauf müssen wir Hrn. B. erwiedern, daß, seit man sich denken kann, alle wahnsinnigen poetischen Brüder, welche bei Nacht jenes Lied in der Kirche gehört, und sich aufgeführt haben, wie die besagten, allemal grau und bleich geworden sind, mögen sie rothen oder weißen gewohnt gewesen seyn. Hat Hr. B. drei andere Fälle gesehen, so waren sie nicht aus der Familie der Brüder: also beweisen sie nichts. — Hier hat also Hr. B. abermals nichts gewußt.

S. 90. Kerner singt: „Wahnsinn hat ihr Haupt befangen." — „Das ist nicht wahr" — sagt Hr. B. „Auf Katalepsie sah ich Blödsinn oder Verrücktheit folgen, nie aber Wahnsinn. Eher wäre Melancholie möglich. — Was wars nun, was den vier Leuten fehlte? Wahnsinn nicht — Blödsinn nicht; so rasch sah ich ihn nie bei Vieren auf einmal eintreten; kataleptisch waren sie nur zu Zeiten, weil sie sangen — — sondern — — doch halt! Jezt ist die Kritik aus. Wie unrichtig das gedacht ist, ist hinreichend gezeigt."

So — also mit dem Wort „sondern" schließt Hr. B. die Kritik des Gedichts und seine gelehrte Abhandlung

über den Einfluß der Belletristik auf Psychiatrie. — Hätte er den Titel also gestellt: „Aufreizender Einfluß der Seherin von Prevorst und der vier wahnsinnigen Brüder, auf Dr. Bird" — so hätte man gegen das Büchlein keine Sylbe sagen können.

Schließlich gibt Hr. B. den Dichtern den ernstlichen Rath, wenn sie je ein Sujet in der Nosologie suchen wollen, so sey es offenbar passend, das Gedicht „mit Pathologie, Anatomie, Diagnostik, Diätetik, **Materia medica**, Physiologie u. s. w. in Einklang zu halten, und namentlich die Anstaltshausordnungen kennen zu lernen, um so grobe Verstöße zu meiden."

Ich hoffe, daß alle Dichter, welche vorstehende Admonition lesen, ja nicht darüber lachen: denn es ist fast zu traurig zum Lachen, wenn man mit ansehen muß, wie ein graduirter Arzt so einfältiges Zeug im Ernst schreiben und drucken lassen mag.

Die lezten fünf Seiten widmet Hr. B. Shakspeares Narren, und erklärt hier dem großen Dichter, daß auch er seine Narren sammt und sonders verzeichnet habe, und also keine Autorität für Psychiatrie sey.

Das hat wohl Shakspeare nie seyn wollen, so wenig, als der Dichter Kerner, ja so wenig — und das ist gewiß genug gesagt — so wenig Hr. B. in irgend einem Zweige des Wissens je eine Autorität werden wird. **X. Z.**

Das Reich der Geister nach den Ansichten, Beobachtungen und Erfahrungen aller Zeiten und Völker. Zur Annäherung der Menschheit an die Geisterwelt. Bearbeitet und herausgegeben vom Grafen ***. I. Thl. Leipzig, bei Kollmann. 1839.

Diese Schrift sezt sich zum Zweck, unsere Verbindung mit einer höhern Welt darzuthun, das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere nicht nur als möglich, sondern

auch durch Thatsachen der verschiedensten Art als hinlänglich erwiesen darzustellen.

Auf eine zugleich sehr unterhaltende Weise kleidet der Verfasser meistens bewährte Thatsachen ein und führt sie dem Leser in Mitternachtsstunden eingetheilt vor's Gemüthe, indem er sagt:

Zur Nachtseite des Lebens gehört der Verkehr mit der Geisterwelt; nicht irdische Geschäfte hat dieser Verkehr zum Zweck, und schon aus diesem Grunde gehört er nicht in den Tag. Nicht der Verstand, sondern das Gemüth ist bei diesem Verkehre thätig, und ganz richtig prädominirt in der Nacht das Gemüth. Die Gegenstände, welche hier erörtert werden, gehören der Nachtseite an und sprechen uns von der Nachtseite zum Gemüth. In der Mittagsstunde und beim hellen Sonnenschein gibt es starke Geister die Menge. Es scheint uns lächerlich, daß Personen aus dem Schattenreiche uns im Gedränge des Lebens begegnen sollen. Sie hätten ja nicht einmal die Macht, sich sichtbar zu machen; denn wo die Sonne strahlt, da muß jeder Schatten verschwinden. Anders ist es um die Mitternachtsstunde. Der Mensch ist einsam und steht Gott näher. Die Zahl der starken Geister vermindert sich und wir gestehen: es kann uns etwas Menschliches begegnen. Darum, weil die Saat des Glaubens, der Liebe, der Religion und der höhern Erkenntniß am besten in der schweigenden Mitternacht gedeihet, wurden die einzelnen Kapitel dieses Werkes in Mitternachtsstunden getheilt.

Dieses Buch ist auch als lehrreiche Unterhaltungsschrift zu empfehlen; lehrreicher, als eine Reihe von Romanen neuester Zeit.

Irrigerweise wird in ihm die „Seherin von Prevorst" — immer die „Seherin Hoffmann" — statt die „Seherin Hauffe" benannt. K.

Inhalt.

Druckfehler im ersten Hefte.

S. VIII Z. 15 statt Firmian Lactanz l. nach Firmian Lactanz.
„ 4 Z. 7 v. u. statt Substrakt lies Substrat.
„ 13 „ 13 v. o. st. Monkens l. Menkens.
„ 15 „ 16 v. u. nach christliche fehlt Kirche.
„ 17 „ 17 v. o. st. obsolut l. absolut.
„ 21 „ 9 st. begaben l. begeben.
„ „ „ 14 nach dritte fehlt Art.
„ „ „ 18 st. Lusthimmel l. Lufthimmel.
„ 27 lezte Z. st. blaß l. bloß.
„ 30 Z. 9 v. unt. st. Magnetismus l. Magnetiseurs.
„ 56 „ 5 „ „ st. Ideosomnambüle l. Idiosomnambüle.
„ 57 „ 14 „ „ st. Schreibsitz l. Schreibfilz.
„ 60 „ 12 „ „ st. dem l. den.
„ 65 lezte Z. st. bei l. zur.
„ 66 Z. 6 st. kamen l. kommen.
„ 80 „ 3 v. unt. im Text st. fliehen l. fliegen.
„ 87 „ 3 st. v. unt. in der Verh. nach der Sichtb. l. nach den Verhältn. in der Sichtb.
„ 92 unter 2 st. Abercrombin l. Abercrombie.
„ 93 Z. 5 st. im Schauen l. ein Schauen.
„ „ „ 6 st. das l. was.
„ 125 „ 13 v. unt. st. Schuppensterne l. Schutzgeistern.
„ 128 „ 2 „ „ st. und l. über.
„ 129 „ 6 st. allgemein l. aber ein.
„ 130 „ 16 st. Sinnenbild l. Sinnbild.
„ 131 „ 17 st. Professor l. Pfarrer.
„ 132 „ 6 v. unt. st. sommatische l. somatische.
„ „ „ 12 „ „ lösche nach „aber“ das Komma aus.
„ 133 „ 16 st. haben l. habe.
„ 134 „ 13 v. unt. st. Rechte l. Recht.
„ „ „ 16 „ „ l. unerschöpflichen Barmherzigkeit.
„ 140 „ 17 st. erläuternden l. läuternden.
„ „ „ 21 st. worden l. werden.
„ 141 „ 14 st. des l. das.
„ 142 „ 6 lösche die Klammer) aus.
„ „ „ 2 v. unt. st. Kajim l. Chajim.
„ 144 „ 3 st. Wahren l. Wachen.

Druckfehler im zweiten Hefte.

S. 158 Z. 26 statt unser Herz dankt l. unser Herr dankt.
„ 190 im Aufsatz „Ein zweites Gesicht“, ist zu berichten, daß jener ungarische Edelmann nicht durch andere Hand gewaltsam den Tod erlitt, sondern zufällig durch sich selbst vermittelst eines ihm in der Hand losgegangenen Gewehres, worauf auch das über seinem Sarge im Traume gesehene Wort „Ipse“ zu beziehen ist.
„ 246 Z. 10 v. o. st. es l. er.

Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geisterkunde

und des

magnetischen und magischen Lebens

nebst andern Zugaben

für Freunde des Innern

als Fortsetzung der

Blätter aus Prevorst.

Herausgegeben von

Dr. Justinus Kerner.

Erster Jahrgang. Drittes Heft.

Stuttgart,
Ebner und Seubert.
1840.

Inhalt.

Seite

Druckfehler im zweiten Hefte.

S. 150 Z. 3 statt andern lies andere.
„ 154 „ 2 v. unten l. die in seinem Geist, noch umgeben mit Schwachheit.
„ 157 „ 1 st. Geistersprachen l. Geistersprache.
„ „ „ 8 v. u. nach physiologischen fehlt psychologischen.
„ „ „ 4 v. u. l. magnetistischen Fach.
„ 159 „ 18 st. gesunden Verstande l. gesunden Urstande.
„ 160 „ 3 u. 7 statt Phänomen l. Phänomene.
„ „ „ 7 st. den l. denn.
„ 193 „ 16 v. u. nach und fehlt sie.
„ 195 „ 15 st. Engel l. Engeln.
„ „ „ 11 v. u. lösche war aus.
„ 196 „ 2 v. u. st. ermannen l. ermahnen.
„ 232 st. 209 l. 109.

Druckfehler im dritten Hefte.

S. 315 Z. 5 st. am 32. August l. am 30. August.

Eine Weimarische Tradition.

Eine der geistreichsten unter den reisenden Brittinnen neuester Zeit, Mrs. Jameson, berichtet uns in ihren unlängst erschienenen „Winterstudien und Sommerstreifereien in Canada" unter Anderem von einer kleinen angenehmen Abendgesellschaft, die ihr, während ihres Aufenthalts in Weimar, Frau v. Ahlefeldt daselbst gegeben, und der auch der Großherzog und Herr v. Sternberg beigewohnt habe. Zuletzt sey man darauf verfallen, Geistergeschichten zu erzählen, und die Verfasserin erwähnt unter mehrern auch einer unter dem Herzog Ernst August von Weimar (gest. 1748) vorgekommenen mit folgenden Worten:

„Es scheint als ob in diesen kleinen Staaten immer irgend ein Ahnherr oder Prinz mit einem blaubartigen Rufe gelebt hätte, um den Helden aller grauenhaften Geschichten abzugeben, und den furchtsamen Kindern als Schreckniß zu dienen. Der Herzog Ernst August spielt in der Geschichte von Sachsen-Weimar den Tyrannen. Er war nicht allein ein Tyrann, sondern auch Atheist, Alchemist und Gott weiß was Alles noch. Nun gab es auch einen wüsten Abenteurer, Namens Caumartin, der sich in die Gunst des Herzogs eingeschlichen, und sein Kammerherr wurde, und ihm bei seinen chemischen Versuchen behülflich war. Es existirt eine Sage, daß einer

der Ahnen dieses fürstlichen Hauses vor Jahren den Stein der Weisen entdeckt habe, und das Recept zu demselben mit sich habe begraben lassen, indem er einen schrecklichen Fluch über denjenigen ausgesprochen, welcher aus Geiz seine lezte Ruhe stören würde. Der Herzog Ernst überredete Caumartin, in die Familiengruft hinabzusteigen, und das wichtige Geheimniß aus dem Sarge seines Ahnherrn zu holen. Caumartin unternahm das Geschäft mit heiterer Verwegenheit und blieb zwei Stunden in der Gruft. Als er wieder heraufstieg, war er ganz bleich und sehr verändert; er nahm feierlichen Abschied von seinen Freunden, wie ein Mann der zum Tode verdammt ist. Man lachte ihn natürlicherweise aus: doch am dritten Tage nachher fand man ihn in seinem Zimmer auf der Erde liegend, sein Rappier in der Hand, seine Kleider zerrissen, seine Züge verzerrt, wie nach einem fürchterlichen Kampfe."

So weit Mrs. Jameson.

Wir hoffen, es werde den Lesern des „Magikons" nicht unangenehm seyn, dieselbe Geschichte hier umständlicher, hin und wieder berichtigt und mit manchem interessanten Nebenzug bereichert, aus dem Nachlasse eines Mannes zu vernehmen, der sie vor nun fast vierzig Jahren, in seinem sechzigsten Lebensjahre, niederschrieb, wie er sich ihrer aus vielfältigen Erzählungen seiner Eltern, die, wie auch seine Großeltern, zu jener Zeit, als diese Geschichte sich ereignete, zu Weimar und sämmtlich in den angesehensten Verhältnissen lebten, erinnerte.

„Der Herzog Ernst August von Weimar war, wie bekannt genug aus der Geschichte seines Lebens ist, ein Mann, der sehr neugierig, habsüchtig und eben so abergläubig war. Dieß beweiset sein Hang zur Goldmacherei, der mehr als einem ehrlichen Mann (worunter ich nur

den, noch jezt in Weimar genug bekannten Baron Blach nenne) Freiheit, ja sogar einigen das Leben kostete.

Nach einer im Fürstenthum Weimar von Vätern auf Söhne überlieferten Sage sollte der Erbauer des dasigen Schlosses, Herzog Wilhelm, in seinem für sich und seiner Gemahlin unter dem Altare der Schloßkirche erbauten besondern Grabgewölbe einen großen Schatz niedergelegt haben, mit der ausdrücklichen Anweisung, den Schlüssel zu diesem Gewölbe nach seinem Ableben in jenes mit hinein zu werfen, und es eher nicht zu öffnen, bis einst etwa das Schloß abbrennen werde, wo man dann den Fonds zum Wiederaufbau in besagtem Gewölbe finden solle.

Die Allgemeinheit dieser Sage erhielt sich sogar bis in das Jahr 1774, wo das Schloß wirklich abbrannte. Das Gewölbe ward — freilich spät, und wer weiß, ob nicht der öffentlichen Eröffnung zuvor, heimlich! — geöffnet, nicht weil man das Ansehen haben wollte, als erwarte man, den Schatz darin zu finden, sondern, wie man aus Respect für die neuere Philosophie zugleich erklärte: um jener Tradition einmal ein Ende zu machen! Man würde aber doch, glaube ich, wenn man noch jezt so ehrlich seyn wollte, es zu gestehen, einen tüchtigen Schatz aller Aufklärung über seine Nichtexistenz von ganzem Herzen vorgezogen haben, weil man ihn sehr nöthig hatte! Das Grab ward von einer besonders dazu ausgesuchten Commission eröffnet, und man fand, zum Lohn des philosophischen Unglaubens, keinen Schatz, aber dafür die große Wahrheit, die Tradition sey falsch. Mit diesem Triumph über Aberglauben tröstete man sich, und machte gute Miene zum bösen Spiel. Indessen hat mir doch selbst einer der unglaubigen Philosophen, unter dem Geständniß, er könne es sich aus seiner Physik nicht erklären, erzählt, er habe mit seinen eigenen Augen mehr als einmal gesehen, daß, einige Tage nach gelöschtem Brande des Schlosses, aus den in den Schloßgraben gehenden Luftlöchern besagten

Gewölbes mehrere Tage lang — wie auch viele andere Zuschauer gesehen — ein blutrothes Fluidum die Mauer langsam und zähe herabgeflossen, an welches sich die Bienen gehangen hätten. Auf meine Frage: ob man darüber nicht nähere Untersuchung angestellt habe? antwortete er mir ganz sorglos: Nein! — Auf meine weitere Frage: wie er sagen könne, seine Physik vermöge nicht, jenes Factum zu erklären, da er es nicht näher untersucht habe? lächelte er und schwieg. Und dieser Physiker war der sehr — auch in der gelehrten Welt als ein starker Chemiker — bekannte Doctor, Bergrath und Hofmedicus B.... in Weimar!

Freilich war wohl dieses Fluidum kein gemünztes Gold, also in so fern kein Schatz; aber warum fand man denn die Ursache seines Daseyns nicht bei der Untersuchung des Gewölbes? Sollte sich hievon nicht wenigstens auf die Sorglosigkeit derselben schließen lassen?

Andere glaubten, die Commission sey freilich zu spät und erst dann abgeordnet worden, als das Grab schon offen und die Arbeiter, den Schutt abzuräumen, schon längst beschäftigt gewesen seyen; es lasse sich also allenfalls erklären, warum die Commission keinen Schatz gefunden habe, wenn auch wirklich einer vorhanden gewesen sey. Diese und mehrere Sagen lasse ich, so wie alle geäußerte, oder hierüber etwa noch zu äußernde Vermuthungen, seitwärts liegen. Genug, die Commission erklärte, ihre Absicht, das Publikum von der Unwahrheit der Tradition eines vorhandenen Schatzes zu überführen, sey durch ihre eigene Ueberzeugung, daß sie keinen gefunden habe, erreicht. Hieran muß man sich denn vor der Hand allein halten. Ich habe dieses absichtlich vorausgehen lassen, um nun zu erzählen, wie der Herzog Ernst August sich — nicht um philosophisch darzuthun, es könne kein Schatz da weggenommen werden, wo zuvor keiner hingelegt, oder von Andern, auch allenfalls früher, gehoben worden, sondern

— um den Schatz zu heben, dabei benahm, und was das Resultat seiner Untersuchung war.

Auch ihm lag viel an dem Besitze dieses Schatzes, an dessen wirklichem Daseyn in Herzog Wilhelms Grabgewölbe damals kein Mensch zweifelte. Man stellte ihm vor, die Zeit zur Besitznahme dieser Reichthümer sey noch nicht vorhanden; das Heben des Schatzes sey also, aus mehr als einer Ursache, weder jezt schon erlaubt, noch der Ausgang sicher. Allein obschon man sogar des Herzogs Abergläubigkeit und seine Furcht vor der Gefahr, die er laufe, mit ins Spiel brachte, so siegte doch seine Habsucht über alle Bedenklichkeiten, um so mehr, als er dafür sorgte, die Untersuchung des Gewölbes nicht in eigener Person zu unternehmen. Hätte sein Mitregent, Herzog Wilhelm Ernst, noch gelebt, so würde der ganze Handel haben unterbleiben müssen.

Bei den zu jener Zeit herrschenden Grundsätzen wurde es nun dem Herzog außerordentlich schwer, einen Mann zu finden, der Muth genug gehabt hätte, das Abenteuer zu bestehen. Es dauerte lange, ehe sich dieser Mann fand. Endlich verstand sich dazu einer, der alle Erfordernisse und Begabnisse dazu hatte. Dieß war einer der Lieblinge des Herzogs, ein Herr von Commartin*). Der Beschreibung nach, die mir mein Vater — ein Mann ohne Furcht — und mehrere ihm gleiche, höchst wackere Männer von diesem Commartin gemacht haben, war er, was Ritter Bayard war, l'homme sans peur et sans reproche; sogar — was zum Beweise seiner Trefflichkeit dienen kann — als Liebling eines der wunderlichsten Fürsten von allen rechtschaffenen Leuten geschäzt und geliebt.

Diesem Manne wurden die erforderlichen, zum Gehorchen und ewigen Schweigen vereideten Handwerksleute

*) So, und nicht Caumartin, wie Mrs. Jameson schreibt, findet sich der Name im Manuscript angegeben. A. d. Eins.

mit Instrumenten zur Eröffnung des Grabgewölbes gegeben, zu dem kein Schlüssel vorhanden war, und zu welchem ein Paar schwere eiserne Thüren führten. Die erste äußere ward eröffnet. Als man zur zweiten schritt, ließ Herr v. Commartin plötzlich einhalten. Er entfärbte sich; dem Schlosser fiel das Instrument aus der Hand; v. C. ließ die Arbeiter zurückgehen, die sich auch nicht säumten, blieb aber noch einen Augenblick zurück, folgte ihnen dann, ließ die erste Thüre wieder zumachen, Alles wieder herstellen, und verfügte sich zum Herzog. Was er diesem gesagt, erfuhr nie ein Mensch; es blieb unter ihnen beiden. Allein man sah dem Herzog an, daß es nichts Angenehmes gewesen seyn müsse. Die Handwerksleute schwiegen ebenfalls, und nahmen, was sie gehört und gesehen haben mochten, mit ins Grab; denn damals hatte man noch Achtung für die Heiligkeit und Unverbrüchlichkeit des Eides! Man sprach allerlei über die Sache, und behielt sie in — seinem guten Herzen. Damals lebte noch kein Sterblicher, der gewähnt hätte, a priori erklären zu können, warum ein Mann wie Commartin, der jedem Einwohner Weimars so vortheilhaft bekannt war, bei dieser Gelegenheit so und nicht anders gehandelt habe oder habe handeln müssen. Commartin blieb sich gleich, sprach mit keiner Seele davon; der Herzog schwieg auch wohlweislich stille.

Nicht lange darauf aber entdeckte Commartin selbst einen Theil der Geschichte, in so weit sie ihn selbst betraf. Er fuhr in der Stadt herum, zu allen seinen zahlreichen Freunden und guten Bekannten, wozu auch meines Großvaters Haus gehörte, nahm Abschied, und sagte dabei seinen nahen Sterbetag voraus. Natürlich konnte kein Mensch das begreifen; allein er äußerte gegen Jeden ganz offen und ohne Rückhalt noch Grimasse, mit dem vollkommensten, alle seine Handlungen bezeichnenden Verstande und bei völliger Gesundheit, „sein Tod sey Folge einer ihm,

bei der Eröffnung des Grabgewölbes geschehenen, bestimmten Aeußerung durch eine deutliche Stimme. Er habe da auch gewisse Aufträge durch gedachte Stimme an den Herzog erhalten, und sie demselben, als bloß für ihn gehörig, auch redlich überbracht. Ihm aber habe diese Stimme dafür, daß er sich zu dieser Unternehmung habe brauchen lassen, Tag und Stunde seines Todes vorher verkündigt." Dieß sagte er Jedem heiter und gesezt.

Man staunte — schwieg — und Commartin starb zu der angegebenen Stunde und am angegebenen Tage, so ruhig, als er seinen Tod verkündigt hatte.

Wenn das nicht Factum ist, so lügen mehr als 200 der respectabelsten Menschen. Wer dieß für wahrscheinlicher halten kann, als die Realität eines Zweifelgrundes gegen dieses so sehr bestätigte Factum, mit dem gedenke ich nicht zu streiten. Ich erzähle es aus dem Munde meiner erst vor wenigen Jahren verstorbenen Eltern, als Augen- und Ohrenzeugen. Sie lebten damals, kannten Commartin, hörten seinen Abschied von ihren Eltern, und mir ist ihr Zeugniß über etwas, das ihre gesunden Sinne als Wahrheit beglaubigten, heilig!*)

Nachwort des Einsenders.

Von dem bei dieser Geschichte betheiligten Herzog Ernst August mag hier noch als eine Sonderbarkeit angeführt werden, daß er auch Verfasser eines, ganz im Sinne Jakob Böhm'scher und Th. Paracelsischer Mystik sich aussprechenden Andachtsbuchs ist, das er mit Beihülfe eines

---

*) „Wer dieser damals in Weimar allgemein bekannten Sache jezt dort erwähnen wollte, würde als ein Visionnair behandelt werden, und gleichwohl sind kaum 70 Jahre seitdem verflossen, und noch leben dort Menschen, die wenigstens so genau darum wissen als ich."

Anmerk. des Verf.

Adj. Cedwig zu Osmannstedt, der die Feder dabei führte, fertigte *), und — jedoch anonym — im Jahre 1742 unter dem weitläufigen, reich verzierten Titel herausgab:

„Zu dem höchsten alleinigen **Jehovah** gerichtete theosophische **Herzensandachten**, oder Fürstliche selbst abgefaßte **Gedanken**, wie wir durch Gottes Gnade uns von dem Fluch des Irdischen befreyen und im Gebet zum wahren Lichte und himmlischen Ruhe in Gott eingehen sollen; nebst einigen aus dem Buche der Natur und Schrift hergeleiteten philosophischen Betrachtungen von denen dreyen Haushaltungen Gottes im Feuer, Licht und Geist zur Wiederbringung der Creatur.“

Der Eingang enthält folgendes — als Inbegriff „aller göttlichen und natürlichen Weisheit“ und dieser „theosophischen Herzensandachten“ bezeichnet —

Symbolum

Serenissimi:

„Im Feuer wird erkannt des Vaters starcke Kraft,
Im Sohn wird offenbar des Lichtes Eigenschaft,
Aus beyden stralt der Geist, der alles ganz durchdringet,
Und es dem Golde gleich zum reinen Blicke bringet.
So wird das Finstre licht, das Alte neu gemacht,
Und Feuer, Licht und Geist hat alles wiederbracht.“

Unmittelbar folgt:

„**Das kurze Glaubens-Bekänntniß**
des
Hochfürstlichen Auctoris:

Gott erkennen; Sich erkennen.
Gott getreu; Sich getreu.
Den Nächsten zu lieben; den Armen zu dienen;
Christlich zu leben, geduldig zu leiden;
selig zu sterben.

Das wünsche ich mir, meinem ganzen fürstlichen Hause, meinen gesammten Landen, meinen treuen Dienern, Vasallen und Unterthanen, dieser und folgender Zeiten, Amen!“

---

*) Vielleicht in Folge der oben erzählten Begebenheit? Das wäre gut gewesen.

Einige Prophezeihungen aus älterer Zeit.

Es ist ein, den meisten Prophezeihungen anhängendes Unglück, daß nur die wenigsten Menschen von ihnen Notiz nehmen, bevor sie erfüllt worden; was besonders dann der Fall ist, wenn sie lange Zeit vor dem Eintritte der Begebenheiten erfolgen. Andere verhallen schnell in einem kleinen unscheinbaren Kreise, und es bedarf sonderbarer Zufälle, um nur überhaupt darzuthun, daß sie jemals existirt haben. Für beides mag das Nachfolgende als neuer Beleg gelten.

Ueber die französische Revolution von 1789 findet sich eine Prophezeihung bereits aus dem fünfzehnten Jahrhundert in einem Werke des Kardinals d'Ailly, welches den Titel führt: „**Tractatus de concordia astronomicae veritatis cum narratione historica,**" wo dieselbe in Bezug auf jenes Jahr so lautet: **Si mundus usque ad illa tempora duraverit, quod solus Deus novit, multae tunc et magnae et mirabiles alterationes mundi et mutationes futurae sunt, et maxime circa leges.** (Wenn die Welt bis dahin besteht, was nur Gott weiß, so werden große und zahlreiche Ereignisse und erstaunliche Revolutionen, namentlich in Hinsicht der Gesetze eintreten.)

Diese Stelle befindet sich **S. 118 B.** der Werke jenes Kardinals (**Petrus Alliacus**), gedruckt in Löwen im fünfzehnten Jahrhundert, zusammen mit denen von Gerson; eine Ausgabe ohne Angabe des Datums, von der aber bekannt ist, daß sie 1490 erschienen, und in welcher Prof.

Ideler jene Stelle fand, deren auch Humboldt in seiner Geschichte der Geographie des neuen Festlandes mit den Worten erwähnt: ob diese Voraussagung einer Revolution, die eine so wichtige Stelle in der Geschichte des Menschengeschlechts einnimmt, bereits von denen signalisirt sey, die heut zu Tage Vergnügen an Allem fänden, was geheimnißvoll und in Dunkel gehüllt sey? (conf. Miscellen a. d. neuesten ausl. Literatur. 1840. I. Heft, und das Journal des Débats vom Januar 1840.)

Auffallender noch in ihrer Art sind die Prophezeihungen über die französische Revolution und Anderes von einem gewissen Kunz, der vor und in den 1740ger Jahren, und damals schon hoch betagt, als ein geringer Krämer in dem badischen Dorfe Eichstetten lebte. Hinsichtlich ihrer Glaubwürdigkeit müssen wir uns auf das beziehen, was für dieselbe am Schlusse dieses Aufsatzes angeführt, und bei, in dortiger Gegend, zu haltender Nachfrage leicht genauer zu ermitteln seyn wird.

Nach den vor uns liegenden Mittheilungen über Kunz hatte derselbe die Gabe, vorher zu wissen, wenn Jemand starb, wovon er viele Proben gab, nicht nur bei Personen aus seiner nächsten Umgebung, sondern auch bei entfernten; wie er denn z. B. den Tod des Markgrafen Karl Wilhelm von Baden-Durlach (gest. 1738), und des Kaisers Karl VI. (gest. 1740), so wie seinen eigenen Tod, längere Zeit voraussagte; leztern mit einem, damals ganz außer aller Berechnung liegenden, und doch richtig eingetroffenen Nebenumstand.

Beim Ausbruche des ersten schlesischen Kriegs sagte er, drei Kriege werde der König (Friedrich II.) führen, meist glücklich, daß ihn alle Welt für einen großen Helden und für ein Muster halten werde; wobei viel Blut vergossen werden müsse, meist deutsches. Die Kriegskunst werde auf den höchsten Gipfel steigen, und der Soldaten so viele seyn, daß man glauben sollte, alle Pflugschaaren

müßten sich in Schwerter verwandeln. Aber für die Eichstettner (oder auch Badener) habe es keine Gefahr mit diesem Kriege, denn sein (des Königs) Markstein stehe in Nürnberg.

Vom römischen Kaiserthume verkündigte er, es würden von nun an Kaiser seyn, aber ihre Gewalt und ihr Einfluß auf das römische Reich werde sich zusehends vermindern. Es werde ein Glied des deutschen Reichs nach dem andern sich losreißen, um von einem fremden, stärkeren Arme sich desto empfindlicher züchtigen zu lassen. Auf den deutschen Kaiser werde einmal ein kriegerischer Tyrann treten. Der Kaiser des römischen Reichs werde sich in einen Kaiser seiner Erblande verwandeln; aber von diesem kaiserlichen Mantel werde das Schwert einen Lappen nach dem andern loshauen, bis nichts mehr übrig bleibe als ein spanischer Kragen, aus dem endlich ein junger Adler aus seinem Neste ausfliegen und mit einer Taube sich vermählen, und den Oelzweig, den sie ihm bringe, zum Friedensbaume pflanzen werde. — Hiebei machte er die weitausgedehnte Beschreibung: er hätte die Erlaubniß erhalten, zuzuschauen, wie alle christlichen Monarchen vor Gottes Thron die Musterung passirt hätten, um zu sehen, welcher eigentlich das Volk erlösen und Ordnung wieder herstellen solle. Schon seyen die meisten passirt gewesen, und man habe gezweifelt, ob noch Einer zu dem würdigen Geschäfte werde erfunden werden. So sey einer aufgetreten, der schlechtweg Friedrich heiße; da hätte der Zepter genickt und wäre der Befehl ergangen: Der ist's, der mein Volk erlösen und bessere Ordnung einführen soll; ziehet ihm den goldnen Harnisch an. Hierauf hätten ihm alle Uebrigen gehuldigt. „Wer der ist, sagte Kunz nicht näher; nur so drückte er sich einmal aus: es werde zuvor viel Menschen- und Bruderblut von einem zweiten Tarquinius vergossen werden, ehe die bessern Zeiten kämen. Als er gefragt wurde, wer der Tarquinius

gewesen wäre, erwiederte er: ein ehrgeiziger blutdürstiger König zu Rom, aus einer fremden Familie."

Die französische Revolution aber betreffend, verkündigte er zuvörderst im allgemeinen großen Verfall der Sitten. Treue, Glaube und Rechtschaffenheit würden immer mehr abnehmen. — Jedes werde das Andere übersehen und hofmeistern wollen, — bis kein Mensch wisse, wer Koch oder Kellner sey u. s. w. Die Schuldenlast werde wie eine austrocknende Sonne für Frankreich seyn, in der die Lilie verderben müsse. Darüber würden sie sich selbst in die Haare kommen, und werde mehr Blut vergossen werden, als in manchem Kriege. Eine neue Einrichtung nach der andern würden sie ersinnen, um sich zu helfen, alle bei Todesstrafe; aber keine werde helfen oder bestehen. Endlich werde das Volk wieder unter ein Oberhaupt kommen, das sich selbst eine Krone aufsetze und mit lauter Krieg festbinde. Das werde lange dauern, bis endlich Friedrich Schlechtweg erscheine. Da werde auf dem Ochsenfelde im Elsaß der Proceß gemacht werden. Drei Tage würden die Krieger fechten und im Blute bis an die Lenden sich baden. Friedrich Schlechtweg mit dem kleinen Haufen seiner Getreuen werde sich an „ä klis Bergle" (ein kleines Berglein, Hügel) stützen. Dann werde er sich so durchhauen, daß sich Niemand mehr gegen ihn getrauen werde, ihm noch Widerstand zu thun. Alsdann werde er wieder Recht und Ordnung einführen. „Und wer das erlebt, der erlebt glückliche Zeiten!"

Wir entnehmen alles dieses auszugsweise aus einem, Friedrich Giehne unterzeichneten und Gesichte eines Dorfpropheten überschriebenen, Aufsatze in Nr. 21. 22. und 23. der dießjährigen „Blätter für literarische Unterhaltung," wo das Uebrige über Kunzens anderweite, oft sehr naiv ausgedrückte, Prophezeihungen nachgelesen werden mag. Herr Giehne hat für nöthig

gefunden, sich dabei zu verwahren, „daß die Sache weder auf eine Mystification, noch einen Mittelweg zwischen Wahrheit und Dichtung hinauslaufe, sondern lediglich und gewissenhaft auf die Wahrheit selbst, nichts als die Wahrheit, und die ganze Wahrheit, soweit sie aufzutreiben gewesen."

Den Hauptbestandtheil seines Aufsatzes macht ein Manuscript aus, datirt vom 21. März 1783 und verfaßt von dem kurfürstlichen Geh. Hofrath Enderlin zu Karlsruhe, aus welchem wir das Vorstehende entnommen haben. Herr Giehne sagt: „theils aus eigenen Erinnerungen*), theils aus Aufzeichnungen seiner Mutter schrieb dieser Historiograph (Kunzens) die nachfolgenden Blätter zusammen, die mit dem Datum ihrer Entstehung versehen und durch seine Namensunterschrift bekräftigt sind. Er ist längst gestorben. Daß die Aufzeichnung wirklich von 1783 datirt, beglaubigt sich theils durch die noch fortlebende Familienüberlieferung, theils durch die Zeugnisse solcher, welche schon um jene Zeit Abschriften davon genommen. Und auf dieser Gewähr ruht die eigenthümliche Bedeutung des Ganzen. Man wird finden, daß fast keine Prophezeihung von allen so markirt, so bezeichnend, so physiognomisch treffend heraustritt, als die inhaltschweren Worte, welche die französische Revolution und ihren Schlußheros weissagen: es ist eine unschätzbare Folie für das Uebrige, daß diese Worte nicht post eventum aufgezeichnet sind. Der Aufzeichner selbst verstand sie nicht, während er sie niederschrieb."

Ueber Kunz selbst mag aus jenem Manuscript hier nur noch folgendes angeführt werden. „Nie hat man von ihm gehört, daß er Jemanden betrogen hätte, oder je zu-

*) E. lebte zu Kunzens Zeit als Knabe im Hause seiner Mutter zu Bötzingen, bei der Kunz oft und gern einsprach und vorzugsweise mit seinem Vertrauen freigebig war.



viel getrunken. Ja, er ging fort, sobald man ihm seine Geheimnisse mit Wein ablocken wollte. Nur Personen, zu denen er ein besonderes Zutrauen hatte, vertraute er seine Geheimnisse an. Auslachen und Spott ertrug er geduldig. Sobald man aber sagte: Das müsse ihm der Teufel gesagt haben, ging er mit nassen Augen hinweg. Dagegen war seine gewöhnliche Bekräftigung: Ich sags und der Mann sait's (sagt es)!"

Etwas näher Andeutendes über diesen Mann haben wir nicht gefunden, und bemerken zum Schluß nur noch, daß Kunz besonders in der Heraldik sehr stark war, oft ganze Stunden mit Wappen rechnete und dann immer eine Prophezeihung herausbrachte.

Einiges über den „Friedrich Schlechtweg" und die dreitägige Schlacht auf dem Ochsenfelde zu sagen, behalten wir uns vor, und erinnern hier nur vorläufig noch an Adam Müllers letzte Prophezeihung.

Hermas.

Napoleon und die Prophezeihungen.

. . . Als Napoleon noch jung war, soll man ihm, wie Sixtus V., vorausgesagt haben, daß er einst die Welt beherrschen werde. Dieß ist jedoch nicht wahr. In Aegypten wurde ihm dieß prophezeit. — Eines Tages, als Bonaparte heiterer als gewöhnlich war, begab er sich nach Malmaison, wo sich Josephine befand, und beide plauderten mit einander, Josephine, die sehr abergläubisch war, brachte das Gespräch bald auf das Wunderbare. Bonaparte lächelte, Josephine aber verlangte, daß er ihr einige Minuten zuhöre. „Es ist schon lange her," sagte sie, „ich war noch auf Martinique; als ich mich einst unter einer Schaar Sclaven befand, bemerkte ich plötzlich ein großes, altes, hageres, runzeliges Weib, das auf mich zu kam. Sie ergriff meine Hand, betrachtete sie und schien überrascht zu seyn. Was gibt es Außerordentliches? fragte ich. — Sie werden mir nicht glauben; antwortete sie, wenn ich es Ihnen sage. — Ich beruhigte sie. Da hob sie die Augen gen Himmel mit einem ganz seltsamen Ausdrucke und sagte mit ernster Stimme zu mir, Sie werden sich bald verheirathen, aber Ihre Ehe wird nicht glücklich seyn: Sie werden Wittwe werden (ich schauderte wider Willen); dann folgen schöne Jahre für Sie..." Bonaparte lächelte. — „Und ohne Königin zu seyn, werden Sie mehr seyn, als Königin. Die Alte entfernte sich alsbald und ich habe sie nicht wieder gesehen." — Bonaparte stand auf, ging

einige Male, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, in dem Zimmer auf und ab und sagte endlich heiter zu Josephinen: „Mir ist etwas ziemlich Aehnliches in Aegypten begegnet.' Ich gieng mit einigen Offizieren auf und ab, als eine Frau mit schwarzem Gesichte und schmutziger Kleidung auf uns zu kam. Sie sah uns lange an, dann prophezeite sie mir, ohne mich zu kennen, ich würde eines Tages so groß werden als Cäsar und Mahomed."

Während des Krieges in Aegypten hatte Bonaparte von einer berühmten Prophetin gehört; er ließ sie kommen und empfing sie als gewöhnlicher Offizier. Die Sibylle legte verschiedene symbolische Muscheln auf den Tisch und sagte ihm: „Du wirst zwei Frauen haben; die eine wirst du sehr mit Unrecht verstoßen, die erste. Die zweite wird dir einen Sohn geben. Bald nachher werden gegen dich Intriguen beginnen. Du wirst aufhören, glücklich und mächtig zu seyn. Du wirst von allen deinen Hoffnungen herabgestürzt werden. Man wird dich mit Gewalt vertreiben und auf vulkanisches Land im Meere verweisen. Hüte dich, mein Sohn, und rechne nicht auf die Treue deiner Freunde."

Sprechen wir nun von dem berühmten „Buche der Prophezeihungen" von Noel Olivarius, das dem Kaiser einige Zeit nach seiner Krönung überreicht wurde. Eines Abends begab sich Napoleon nach Malmaison; er plauderte hier gern mit Josephinen, die, wie er wußte, sehr abergläubisch war. Nach einiger Zeit überreichte er der Kaiserin ein altes Manuscript, das 1642 geschrieben war. „Lies einmal darin. Man sagt, es sey von mir die Rede darin." Josephine blätterte eine Zeit lang herum, dann las sie: „Das italienische Gallien wird nicht weit von seinem Schooße ein übernatürliches Wesen geboren sehen; dieser Mann wird sehr jung das Meer verlassen, die Sprache und Sitten der Franzosen erlernen, sich noch jung durch tausend Hindernisse bei den Soldaten einen Weg bahnen und ihr erster Führer werden. Jenseits des

Meeres wird er kämpfen mit großem Ruhme und großer Tapferkeit, und dann von Neuem in der römischen Welt. Er wird den Deutschen Gesetze geben, Unruhen und Schrecken bei den Franzosen enden, und wird durch die gewaltige Begeisterung des Volkes nicht König genannt werden, sondern **Imperator.** Krieg führt er überall im Reiche, vertreibt Fürsten, Herren und Könige, zwei Lustra hindurch und mehr. Dann wird er neue Fürsten und Herren erheben. Man wird ihn sehen mit einem Heere von neunundvierzigmal zwanzigtausend Mann. In der rechten Hand wird er halten einen Adler, als Zeichen des Sieges im Kriege. Er wird in die große Stadt kommen und viele große Dinge anordnen: Gebäude, Brücken, Meerhäfen, Wasserleitungen, Canäle; er wird ganz allein durch große Reichthümer so viel thun, als ganz Rom, und Alles in dem Reiche der Franzosen. Er wird zwei Frauen haben..." — Josephine hielt inne. — „Fahre nur fort!" sagte der Kaiser, der die Unterbrechungen nicht liebte. — „Und von einer einen Sohn. Er wird weit hinziehen zum Kriege, und dort werden seine Feinde eine große Stadt verbrennen, aus welcher er mit den Seinigen herausziehen muß, die nicht Brod, nicht Wasser haben, bei gewaltiger Kälte, und so unglücklich wird er seyn, daß zwei Drittheile seines Heeres umkommen. Der große Mann, verlassen, verrathen von seinen Freunden, wird mit großem Verluste von vielem europäischen Volke in seine eigene Stadt gejagt werden, und an seine Stelle wird man setzen den alten König. Er wird im Meere in der Verbannung bleiben eilf Monde mit einigen der Seinigen, wahren Freunden und Soldaten. Nach den eilf Monden werden sie Schiffe nehmen und wieder landen in Frankreich. Er wird ziehen nach der großen Stadt, wo der alte König sizt, der sich erhebt, flieht und den königlichen Schmuck mit sich nimmt. Er wird von Neuem vertrieben durch drei europäische Völker nach drei Monden und einem Drittheile eines Mondes,

und an seine Stelle kommt wiederum der alte König. Die Völker und die Franzosen werden sich unter einander zerreißen wie Tiger. Das Blut des alten Königs wird seyn das Ziel schwarzen Verrathes. Aber die Unseligen werden sich täuschen und mit Feuer und Schwert gestraft werden. Die Lilien werden bleiben, aber die lezten Zweige des alten Stammes werden noch einmal bedroht. Da wird ein junger Krieger ziehen gegen die große Stadt; in seinem Wappen wird er führen den Löwen und den Hahn. Die Lanze wird ihm reichen ein großer Fürst im Osten. Ihm werden beistehen die Völker in Belgien, die sich vereinigen mit den Parisern, um den Unruhen ein Ende zu machen. Er wird noch kämpfen mit Ruhm siebenmal sieben Monde, und die drei europäischen Völker werden ihm aus großer Furcht ihre Söhne und Gattinnen geben als Geißeln, und er wird ihnen geben gerechte Gesetze. Der Friede währt fünfundzwanzig Monde. In Lutetia wird die Seine von Blut geröthet; es folgen erbitterte Kämpfe und neue Aufstände. Der Tapfere wird noch einmal Frieden stiften, das Geschick der Welt ordnen und sterben."

Diese Prophezeihung erschien, wie sie hier gegeben ist, in mehreren Blättern als Thatsache, ihre Aechtheit aber ist zu bezweifeln, weil ihre Ausführlichkeit und ihr wörtliches Eintreffen ihr gerade nicht das Gepräge der Wahrheit geben. Nur jenes Buch der Prophezeihungen von Noel Olivarius könnte hierüber entscheiden, und wir fragen, wo dieses zu finden ist?

Weiteres von Demoiselle Lenormand.

In der eilften Sammlung der „Blätter aus Prevorst“ gaben wir, was Herr Präsident von Malchus mit dieser Seherin erlebte.

Nachstehendes nun sind mündliche Original-Mittheilungen des Obersten Favier in Paris, von Hr. Weißkampf. Sie betreffen hauptsächlich die Glückszahlen in der Lotterie, welche diese Seherin oft mit einer erschreckenden Gewißheit vorausbestimmte.

Als ich im Jahre 1815 mit den alliirten Truppen nach Paris kam, hörte ich viel von Demois. Lenormand sprechen; von der berühmten Wahrsagerin, welche durch ihre Vorherverkündigung menschlicher Schicksale unter Napoleons Regierung und auch später eine ungeheure Sensation erregte. Viel haben französische und englische Blätter darüber geschrieben, zahlreich sind die Anekdoten aus dem Leben dieser bewunderten Zauberin neuester Zeit; man kennt die Horoscope, welche sie Bonaparten, dem Minister Malchus, dem Schauspieler Talma, der berühmten Demoiselle George, der Mad. Staël und andern stellte; erst in letzter Zeit verwirklichte sich wieder eine Prophezeihung, welche sie einst dem genialen Schlachtenmaler Horace Vernet machte, als er im Jahre 1807 noch ein Kind war. Ohne zu wissen, daß Frankreich je beabsichtigte, Algier zu erobern, las sie mit Bestimmtheit aus einem Spiele Tarrok-Karten, er werde nach ungefähr 30 Jahren als berühmter Künstler so hoch stehen, daß ihn der König, nach einem Siege der

Franzosen in Afrika, dahin senden werde, um dort die Bestürmung einer Festung aufzunehmen; welche Prophezeihung im vorigen Jahre buchstäblich in Erfüllung gieng. Auch ist bekannt, daß sie dem Ex-König Murat die Stunde und den Ort seines Todes zwanzig Jahre voraussagte. Doch alles dieses erscheint als eine Kleinigkeit gegen die Verläßlichkeit, mit welcher sie die Glückszahlen in der Lotterie, manchmal viele Jahre, manchmal aber nur einige Ziehungen vorher, und dann meistens die Quart-Ternen in Paris, Lyon, Marseille und Straßburg verkündigte, und oft statt Almosen zu geben, Bettelleuten aus der Hand ein Ambo anzeigte, auf welches sie in der Regel immer gewannen. Wie sicher sie ihrer Sache gewesen, geht unter andern auch aus dem Umstande hervor, daß sie einst dem berühmten Komiker Potier gegenüber behauptete, jedem Menschen seyen in der Regel ein oder zwei, manchmal auch drei Ternen bestimmt, aber den Tag, wann sie und wo sie gezogen würden, dieses könne sie nur aus den Linien der Hand des Spielers bestimmen. Sie versicherte auch, wenn sie alle Menschen, welchen Fortuna wohl will, um sich zu versammeln wüßte, würden die Lotto-Spiele von ganz Europa nicht genug Geld besitzen, um die enormen Gewinne auszubezahlen, welche zu machen seyen. Potier wollte, was sehr begreiflich ist, vor allem seine eigenen Nummern wissen; Demois. Lenormand betrachtete seine linke Hand und sagte: „Notiren Sie sich 9, 11, 37, 85, setzen Sie diese, aber ja nicht früher, als in sechszehn Jahren bei der kais. Lotterie in Lyon, und Sie müssen eine Quart-Terne machen. Diese Voraussagung fand im Jahre 1810 Statt. Im Jahre 1826 erinnerte sich Potier der Prophezeihung. Es war im Mai, er spielte die verkündigten Nummern, wählte aber noch eine fünfte dazu, die Zahl seines Geburtstages 27, und Paris weiß noch heute von dem Aufsehen zu sprechen, welches damals die Lyoner Quint-Terne Potiers erregte, denn auch die Nummer 27 wurde gezogen.

Potier gewann 250,000 Franken, eine Summe, die ihn zum reichen Manne erhob, und durch welche er dem Glücke gleichsam in die Arme flog. Von Tag zu Tag wuchs nun sein Reichthum, und seine Erben haben nach seinem, im Mai dieses Jahres erfolgten Tode, wohl anderthalb Millionen Franken unter sich getheilt. Diesen Glücksfall von der Quint-Terne erfuhr ein anderer Pariser Schauspieler, Namens Tribet, Mitglied einer kleinen Pariser Bühne, ein Mensch mit geringem Talent, aber desto mehr mit Kindern gesegnet. Er beschwor die Zauberin kniefällig, auch ihm seine Nummern vorauszusagen. Doch Demoiselle Lenormand wollte ihm durchaus nicht Gehör geben. Er bat, er flehte; sie besah zwar des Ungestümen Hand, schüttelte das Haupt, seufzte und gieng. Nun kam Tribet ganz außer sich, er stellte ihr vor, daß sein Glück allein in ihrer Macht liege, daß er arm, hilflos und Vater von zehn Kindern, die er nicht einmal unterrichten lassen könne, also für ihre Zukunft in Verzweiflung sey; da sah ihn die Lenormand bedeutungsvoll an, und sprach: „Begehren Sie nicht Ihre Nummern zu wissen, sie werden zwar schon in der nächsten Pariser Ziehung gehoben, aber diese Nummern bringen Ihnen auch das größte Unheil und den schmählichsten Tod. Sie werden nämlich durch das Glück, das Ihnen zu Theil wird, ein Erzspieler werden. Ihre Kunst und ihren Beruf aus Uebermuth' vernachläßigen, Weib und Kinder verläugnen, wieder spielen, und immer spielen, und sich endlich, völlig im Wahnsinn, tödten. Tribet gelobte, daß er ein ordentlicher Mensch werden, und den Gewinn blos zum Heile seiner Familie anwenden wolle, und leistete hierauf einen Eid. „Wohlan," erwiederte die Lenormand, „ich will Ihnen die Nummern sagen, ich will Ihnen sogar mittheilen, daß eine davon den Jahrestag Ihres Todes enthält: es ist die 28, hiezu setzen Sie noch 13, den Tag Ihres Namens, und 66, die Zahl Ihres Glückssterns — noch haben Sie eine Schicksalszahl, die

Ihnen besonders günstig ist; Sie haben sie jedoch einmal an der linken Hand und zwar, als Sie auf dem Theater einen Räuber vorzustellen hatten, aus Ungeschicklichkeit mit einer Pistole verwundet."

„Ganz recht, es sind jezt 12 Jahre."

„Jene Zahl ist seit dem aus Ihrem Handzeichen nicht mehr zu erkennen." —

„Aber ich weiß sie, es ist die Zahl 7," rief Tribet. „Sie machte mein ganzes Leben merkwürdig. Als ich nämlich 7 Jahr alt war, kam ich nach Paris; als ich mich 7 Wochen in Paris befand, ward ich in das königliche Erziehungsinstitut aufgenommen, als ich 7 Jahre daselbst gewesen, wurde Ricci auf mich aufmerksam und entdeckte, daß ich ein vortreffliches musikalisches Gehör besäße, er nahm mich als seinen Schüler an. Als ich 3 Mal 7 Jahre alt war, verliebte ich mich und heirathete und erhielt sogleich eine Anstellung durch Ricci bei der königl. Oper mit 700 Livres, endlich ist es der Hauswirth von Nr. 7 auf dem Boulevard, der mich zu Ihnen gewiesen; gewiß die 7 ist meine Schickungszahl."

„Gut, wählen Sie die 7 zu Ihrer Quart-Terne. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese vierte Nummer ebenfalls gewinnt."

Tibet taumelte freudetrunken fort vor Entzücken. Aber er hatte nicht so viel Geld, um eine bedeutende Summe wagen zu können, auch sagte die Vorhersagerin jedem, dem sie Zahlen prophezeite: mit anvertrautem, erborgtem, fremdem oder unredlich erworbenem Gelde nie zu spielen; Tribet besaß nur 20 Franken, er wendete sie jedoch ganz an das Spiel. Am bestimmten Tage kamen die Nummern. Nicht ein Auge fehlte. Der Glückliche gewann 96,000 Franken. Ach, wer beschreibt seine Freude! Er jauchzte wie ein Wahnsinniger, er lief durch die Straßen ohne Hut; er war ein Capitalist geworden, er umarmte Freunde und Feinde; er war so toll, daß er sich eine Loge im Theater

nahm, um sich einmal selbst spielen zu sehen; kurz der Kopf ward ihm wirblich und was Mademoiselle Lenormand prophezeite, traf buchstäblich ein — das Geld hatte ihn verrückt gemacht; seine Familie, seine gute Frau, seine armen Kinder erschienen ihm lästig; Paris ward ihm zu enge; er packte sein Geld ein und gieng heimlich nach London; nicht einmal seiner Wohlthäterin machte er mehr einen Besuch. In London angelangt, verschwendete er in Kurzem die Hälfte seines Vermögens, dann suchte er die Hazardspieler auf. Anfänglich gewann er, dann erlitt er die beträchtlichsten Verluste. Im Jahre 1828 zog man ihn aus der Themse, nachdem er so herabgekommen, daß er durch acht Tage keinen Löffel warme Suppe genossen. Elend und Gewissensbisse jagten ihn in die Fluthen.

Demoiselle Lenormand erschütterte diese Begebenheit auf das Heftigste. Sie nannte sich indirect Tribets Mörderin. Sie verwünschte ihre Kunst und länger als ein Jahr wies sie alle Bitten, Nummern für die Lotterie vorherzusagen, standhaft zurück.

Im Jahre 1830 kam Pierre Arthur, ein Buchdrucker von Paris zu ihr. Er erzählte ihr seine Geschichte. Er wünschte jedoch nichts über seine Zukunft zu wissen, weder sein etwaiges Schicksal, noch Ziffern aus der Lotterie. Er begehrte nur Rath und Verwendung bei einem wucherischen Gläubiger, der große Stücke auf Demoiselle Lenormand hielt. Während er so sprach, drang der böse Mann mit Gerichtsdienern in die Wohnung der Wahrsagerin. Er hatte entdeckt, daß sein Schuldner in dieses Haus sich flüchtete. Er polterte auf Arthur los und befahl den Schergen mit zornflammenden Blicken, den armen Mann augenblicklich zu verhaften. Demoiselle Lenormand zeigte sich hierüber sehr entrüstet. Sie berief sich auf ihr Hausrecht, sie brachte gute Worte vor, sie verlegte sich auf Bitten und Beschönigungen, allein der Wucherer gab keiner Vorstellung Gehör. Der arme Buchdrucker hatte seit vier

Jahren dem gewissenlosen Manne 24 Prozent bezahlen müssen. Er hatte kaum Kartoffel genug für seine Kinder, indeß der Gläubiger alle Leckerbissen Indiens auf seiner Tafel sah. Der Lenormand fiel es ein, dem Wucherer anzügliche Bemerkungen an den Hals zu werfen, doch das machte den maskirten Korsaren nur immer heftiger. „Arthur hätte sich noch mehr einschränken sollen," sprach er. „Wenn er alles, was er besaß, längst verkauft, und dann zwei Drittel von dem, was er verdient, ihm, dem Wucherer, durch mehrere Jahre abgetreten hätte, wäre er keinen Heller mehr schuldig. Nun müsse er, seiner Sicherheit wegen, auf die Verhaftung dringen. Ueberhaupt erlaube er nicht, daß sich Jemand gegen sein „gutes Recht" auflehne. Wenn Mademoiselle Lenormand so viel Mitleid habe, so möge sie die schuldigen 2000 Franken selbst bezahlen." „Ich besitze sie nicht," erwiederte die Pariser Hexe, „sonst würde ich es. Doch," rief sie, indem sie nach der Hand des Seelenverkäufers blickte: „Hier ist ein Rettungsmittel! Ihre eigene Hand, Herr Steinherz, soll Arthurs Glück gründen. Arthur, besitzen Sie noch fünf Franken, welche Sie auf gewissenhafte Weise erworben, so legen Sie sie auf 37, 87 und 88 in der königlichen Lotterie. Heute noch ist die Ziehung, morgen gewinnen Sie 24,000 Franken, Ihre Noth hat ein Ende oder ich will nicht Lenormand heißen."

Arthur blickte thränenvoll zum Himmel. Der Wucherer hatte ihn kurz vorher gepfändet und ihm den lezten Sou geraubt. Meister Steinherz schlägt hierüber eine höllische Lache an, und commandirt: „Ins Gefängniß mit dem Bettelkerl; und was die drei Nummern betrifft, meine drei Nummern, die Nummern aus meiner Hand gelesen, so will ich sie mir wohl zu Nutzen machen. Ich werde sie mit 10 Franken im Lotto belegen. Man führe ihn fort." Die Gerichtsdiener thaten, wie ihnen befohlen, und Arthur wanderte nach St. Pelagie. Als der Wuche-

rer mit Demoiselle Lenormand allein war, zeigte er sich von der liebenswürdigsten Seite. Er legte das Hyänengesicht in die niedlichsten Falten, dankte für die angewiesenen Glückszahlen und legte zehn Franken auf den Tisch, als Zeichen der Erkenntlichkeit. „Längst," sprach er, „wollte ich meine Zahlen von Ihnen wissen. Dem Himmel sey gedankt, der Zufall hat mir hiezu verholfen."

„Spiele sie," antwortete die Gekränkte, „aber meiner Rache wirst du nicht entgehen." Sie wandte dem Unmenschen den Rücken, der sich gebückt zur Thüre hinausschlich, und schnurstraks in das Lottoamt eilte.

Als die Lenormand allein war, sprach sie, wie sie nachher erzählt haben soll: „Immer habe ich gemurrt, daß ich wohl fremden Menschen Glück verkündigen könne, die Zahlen aber, welche ich andern bestimme, niemals für mich selbst wählen dürfe, weil ich sodann offenbar Glück in Unglück verwandelte; wohlan denn, bei diesem Wucherer will ich den Zauber vernichten. Eile immer hin, Wucherer, Schandsäule der Menschheit, Blutsauger, Geldvampyr, dein Glück zu versuchen — ich will diese zehn Franken auf dieselben Zahlen werfen, und mein Leben zum Pfande! wenn ich sie spiele, so werden *sie nicht* gezogen.

So geschah es auch. Die Nummern kamen nicht zum Vorschein. Der Wucherer fiel durch. Leider aber blieb der arme Buchdrucker so lange im Gefängnisse, bis ihn die Wahrsagerin auf eine andere Weise rettete, indem sie edelsinnige Menschen zu einer Collekte für ihn aufrief.

Was an all diesen Geschichten wahr oder erdichtet, in wie ferne die Erzählungen, die ich im Jahre 1815 und später im Jahre 1831 in Paris von mehreren Personen vernommen, Glauben verdienen, wage ich nicht zu entscheiden. Aber so viel ist gewiß, daß Demoiselle Lenormand acht Tage vor dem Tode Ludwigs XVIII., die fünf Zahlen 68, 36, 14, 26 und 18, das Alter, die Regierungsjahre, den Tag des Einzugs der Alliirten in Paris,

den Tag des Regierungsantritts des Königs und die Zahl des 18. Ludwigs enthaltend, prophezeite, daß sie alle fünf gehoben und in dieser Hauptstadt ungeheure Summen darauf gewonnen wurden.

Es wäre sehr zu wünschen, über diese in jedem Falle höchst merkwürdige Seherin und wo möglich auch über das System und Wesen, aus welchem ihre auffallende Vorhersagungen hervorgiengen, ganz authentische Nachrichten zu erhalten. Sollte nicht jemand in Paris, der ihrem Kreise näher stund, diese zu geben fähig seyn?

Der Spuck auf dem Mönchhof bei Grätz im Jahre 1818.

(S. Görres christliche Mystik 3. Thl.)

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern haben sich in der Nähe der Menschen Wirkungen mancherlei Art begeben, die sie, weil keine physische Ursache zu ihrer Erklärung ausfindig zu machen war, der Wirkung von Geistern zuzuschreiben sich gedrungen fanden. Da die Aeußerungen dieser Geister überhaupt etwas Unbestimmtes, Seltsames, Eigensinniges, bisweilen Neckischspielendes und Lärmendes an sich hatten; so hat man dieß ihr Thun mit dem Namen des Spuckes, sie selbst aber mit dem Namen der Spuck- und Poltergeister bezeichnet. Die vertrauliche Weise, in der die Unschädlichern unter diesen Wesen sich oft hilfreich in den Haushalt der Menschen eingedrängt, örtlich an diese oder jene Stelle, an Haus und Hof sich knüpfend, hat diese Art dann bald in der Meinung des Volkes mit den altberufenen Zwergen identificirt, die wie sie unaufgehalten durch alle Materie schreitend, sich überall freien Zugang öffnen, so auch sich unsichtbar zu machen wissen. Wie sie daher unter dem Namen der καβαλλοι schon bei den Griechen mit den zwerghaften Cabiren in naher Berührung gestanden; so haben sie im Norden in ihrer kunstreichen Behendigkeit, und in ihrem zugreifenden behilflichen Wesen unter dem Namen Kobolde, plattdeutsch Kobuntermannekens und Gülterkens, schwedisch Trullen, Gobelins und Latins bei den Franzosen, Trazgos bei den Spaniern, Farfarellis in Ita-

lien, Coltren bei den Russen, überall im Volke bekannt, und im Ganzen keines üblen Leumunds sich erfreuend, als eine Art von Hauszwergen ihm gegolten; mit denen es besonders in der vorchristlichen Zeit, in einem vertraulichen Verhältnisse gestanden, die Dienste dieser Laren mit kleinen Opfern lohnend. Wollen sie in einem Hause sich ansiedeln, dann tragen sie, also erzählt das nordische Volk, zur Nachtzeit Holzscheiter auf einen Haufen, und bringen in die Milchkübel Koth von mancherlei Thieren. Trinkt dann der Hausvater am Morgen mit seiner Familie von der Milch, und wirft er die Holzhaufen nicht auseinander; dann bleiben sie bei ihm, wohnen in dem Holzstoße, und empfehlen sich den Hausbewohnern dadurch, daß sie Getreide aus fremden Scheunen zutragen, Holz in die Küche führen, und mehr dergleichen Geschäfte übernehmen. Dieß heimlich vertraute Thun, besonders in der christlichen Zeit durch mancherlei nicht ungegründete Bedenklichkeiten, wie es scheint, gestört, ist seither durchgängig aus der Ordnung einer freiwilligen Dienstbarkeit herausgetreten; und in ein seltsames befremdendes und störendes Treiben umgeschlagen, dem die Zeugen verwundert zusehen, ohne es sich erklären und deuten zu können. Da inzwischen gerade hier eine Menge der auffallendsten, am hellen, lichten Tage sich begebenden, von zahlreichen Augenzeugen bewährten, und mit allen Sinnen wahrnehmbaren physischen Wirkungen uns begegnen; so ist es schon der Mühe werth, bei ihnen eine Zeitlang zu verweilen, und der hinter diesen sichtbaren Wirkungen verborgenen Ursache nachzuforschen.

Man darf nicht glauben, daß man in frühern Zeiten solche Vorgänge ohne weitere Untersuchung nur auf Hörensagen hingenommen. Man hat bei solcher Gelegenheit überall scharf zugesehen, selbst in Spanien, das man mit dem Aberglauben so sehr in Verruf gebracht. Als ich, erzählt Antonio de Torquemada, vor etwa 10 Jahren noch auf der hohen Schule von Salamanca mich befunden, lebte

dort eine angesehene Frau, Wittwe schon bei Jahren, die in ihrem Hause vier oder fünf Mägde hielt, wovon zwei jung und hübscher Gestalt waren. Es verbreitete sich damals von ihrem Hause ein Gerücht im Volke: in ihm halte sich ein Kobold (Trazgos) auf, der allerlei Streiche übe, und unter andern von den Dächern Steine in solcher Menge und so anhaltend herabwerfe, daß, obgleich die Würfe keinen Schaden anrichteten, sie den Hausgenossen doch viel Verdruß und Ungemach verursachten. Der Unfug kam so weit, daß der damalige Corregidor Kenntniß davon nahm, und sich vorsezte, was an der Sache wahr sey, zu erforschen. Er gieng also in Begleitung von mehr als 20 Menschen, die gerade zugegen waren, in das verrufene Haus; und ordnete, als er an Ort und Stelle angekommen, eine Alguazil mit vier Mann ab; daß sie mit brennender Fackel Alles aufs genaueste untersuchten, und nicht einen Winkel unerforscht ließen, wo sich irgend ein Mensch verbergen könne. Sie thaten, wie ihnen befohlen worden, in solcher Weise, daß nichts fehlte, als noch die Böden aufzuheben, und kehrten dann zurück mit dem Bescheide: es sey Alles sicher, und niemand könne im Haus verborgen seyn. Der Corregidor wendete sich nun zur Hausfrau, und suchte ihr begreiflich zu machen, daß man sie zum Besten gehabt, indem ihre jungen Mägde wahrscheinlich Liebhaber unterhielten; wie daher das beste Mittel seye, den Spuck los zu werden, wenn sie ein aufmerksames Auge auf ihr Thun und Treiben gerichtet halte. Die gute Frau wurde über dieß Zureden sehr bestürzt, und wußte nicht, was sie darauf erwiedern sollte; doch blieb sie dabei: es habe mit den Steinen seine Richtigkeit, und sie würden wohl auch noch ferner geworfen werden. Der Corregidor und die, welche mit ihm waren, verließen nun, noch weiter ihren Scherz mit ihr treibend, die Stube; wie sie aber an das Ende der Treppe gelangt, kam mit großem Gepolter eine solche Masse von Steinen die Stufen derselben

herabgerollt, daß es schien, es seyen drei bis vier Körbe voll derselben ausgeschüttet worden. Die herabkommenden fuhren ihnen zwischen den Beinen und Füßen hindurch, ohne jedoch einen irgend schmerzhaft zu verletzen. Der Corregidor befahl nun denen, die er zuvor ausgesendet, ohne Verzug mit größter Schnelligkeit hinaufzueilen, und nachzusehen, ob sie den nicht ertappen könnten, der sie herabzuwerfen sich erkühnt. Sie thaten nach seinem Geheiße, aber nicht mit besserem Erfolge als das erstemal. Wie sie noch damit beschäftigt waren, fing es am Portal des Eingangs Steine in Menge zu regnen an; so daß sie oben an dasselbe anschlugen, und dann abspringend an seinem Fuße niederstürzten. Wie nun alle betreten und verwundert angafften, was sich vor ihnen begab, nahm der Alguazil einen der größten Steine, die niedergefallen, und ihn über das Dach eines gegenüberstehenden Hauses werfend, rief er: sey's der Teufel oder ein Kobold, sende mir jezt diesen Stein zurück! In demselben Augenblicke sahen Alle, wie der Stein über das Dach zurückkehrend, ihm gegen die Kappe über den Augen fuhr, und sie mußten erkennen, daß es Wahrheit sey, was man ihnen hinterbracht. Nach einiger Zeit kam ein Geistlicher, von denen, die sie Torres menudas nennen, nach Salamanca, und sprach einige Exorzismen in dem Hause; worauf dann das Werfen und die andern Erscheinungen sofort aufhörten.

Eine Erscheinung der Art, die sich vor nicht langer Zeit ereignete, und die glücklicherweise einen unbefangenen, aufmerksamen, hinreichend unterrichteten Beobachter fand, dessen Zeugniß als durchaus glaubwürdig und unverwerflich erscheinen muß, ist folgende. Der Schauplatz dieser Ereignisse war der sogenannte Mönchhof, eine Stunde von Voitsberg, drei Stunden von Grätz. Der Beobachter war H. J. von Aschauer, damals Verweser in Kamach, ein in der Physik und Mathematik vorzüglich erfahrener Mann, und daher auch seither als Lehrer der technischen Mathe-

matik am Johanneum in Grätz angestellt. Ich folge buchstäblich dem Berichte, den er über seine Erfahrungen, unter dem 21. Jan. 1821, an einen ihm Befreundeten abgestattet; ihn nur da und dort, jedoch nur in unwesentlichen Dingen, aus einem späteren ergänzend, den er mir selbst vor etwa neun Jahren mitzutheilen die Gefälligkeit gehabt. Er betheuert, daß er die Wahrheit des Erzählten in jedem Augenblicke beschwören könne, und daß er vor der ganzen Welt als ehrlos gebrandmarkt werden wolle, wenn in seiner Beschreibung ein auch nur übertriebenes Wort zu finden seye. Er eröffnet aber seinen Bericht zuerst mit dem, was sein Schwager, der Hausherr auf dem Hofe, Obergemeiner, ihm mündlich mitgetheilt, dahin lautend: Beiläufig im October 1818 wurden Nachmittags und Abends verschiedene Male Würfe an die Zimmerfenster des Hofes zu ebener Erde, wie mit kleinen Steinen verspürt, wobei auch wohl mitunter einige Scheiben zerbrachen; was jedoch immer aufhörte, so wie die Leute Feierabend machten, und zur Ruhe giengen. Obergemeiner glaubte anfangs, es seyen Schulkinder, die sich im Vorübergehen den Spaß machten; da er aber ohngeachtet alles Aufpassens niemand entdecken konnte, und es nun auch an der vordern und hinteren Hausthüre, die beide versperrt waren, stark zu pochen anfing, ohne daß der Kettenhund anschlug; so gerieth er auf die Vermuthung, es sey Raubgesindel, das ihn herauslocken wolle, und schloß deßwegen die Thüre nicht auf. Da ihm aber das Gesinde furchtsam, und er selbst der Unruhe überdrüssig zu werden anfing, so beschloß er die Sache ernsthafter zu behandeln. Er gieng deßwegen gegen Ende des Monats, ohne seinen Hausgenossen etwas zu sagen, zu den umliegenden Bauern, und nahm sie alle, 24—36 Mann sämmtlich bewaffnet, mit zu seinem Hause; umstellte alle seine Gebäude in ziemlich weitem Kreise mit ihnen, und nachdem er angeordnet, daß die Wachen keinen

Menschen weder ein noch auszulassen hätten, gieng er nun selbst mit Koppbauer und noch einigen andern in das Haus; versammelte dort alle seine Leute, um sich zu überzeugen, daß keiner abgehe, und durchsuchte dann alle seine Gebäude vom Dachfirst bis in den Keller. Das geschah gegen halb 5 Uhr Abends, die Wachen hatten unterdessen ihren Kreis immer enger geschlossen; niemand war gefunden worden, aber niemand weder Mensch noch Thier konnte auch durch den Kreis gedrungen seyn. Während dessen hatte es aber schon angefangen auf die Küchenfenster verschiedene starke Steinwürfe zu machen, und da nun die Würfe immer stärker wurden, stellte sich Koppbauer ganz anlehnend nach Aussen in ein solches Fenster, um die Richtung der Würfe zu erkennen. Als er so stand, und Obergemeiner mit einigen Andern in der Küche war, geschah ein starker Wurf in eben dieses Fenster; so daß mehrere Scheiben bersteten hinter dem Rücken Koppbauers, der darüber sehr erzürnte, weil er glaubte, die in der Küche hätten, um ihn zu necken, das Fenster eingeworfen. Da aber Obergemeiner ihn eines Bessern belehrte, und das Erstaunen der Andern dessen Wort bestätigte, so verfielen sie nun darauf: es müsse von Innen herausgeworfen werden, was denn auch wirklich in dieser Richtung gegen alle Fenster vor sich ging, aber nach halb 7 Uhr ganz aufhörte. Unterdessen war das Durchsuchen fortgegangen; Ofenlöcher, Kamine, kurz alles wurde erforscht, wo sich nur ein Mensch oder ein Thier verbergen konnte; auch blieben die Wachen die ganze Nacht in der Nähe des Hauses. Es blieb Ruhe bis um 8 Uhr Vormittags, wo das Werfen in Gegenwart von mehr als 60 Menschen wieder begann. Man sah nun deutlich, daß es die Steine unter den Küchenbänken in die Fenster und zwar *in ganz unerklärlicher* Weise *aufwärts, in zurückgeschlagener krummer Linie warf.* Es waren die sogenannten Sechtsteine ¼—15 Pfd. schwer, bestimmt, um geglüht und im Wasser abgelöscht zu

werden, die jezt zugleich in den allerverschiedensten Richtungen auch in die andern Fenster geschleudert wurden. Es blieb aber bald nicht bei diesen Steinen, sondern Alles, was sonst beweglich war: Schüsseln, Häfen, leere wie volle, Löffel ꝛc. wurde ergriffen und unter die Leute, auf den Boden, in die Fenster geworfen und zwar mit unglaublicher Geschwindigkeit. Mancher Wurf gieng durch die Fenster hindurch; mancher bedeutend große Körper, ungeachtet seiner Masse und Geschwindigkeit, blieb mitten in den Scheiben stecken; andere berührten das Glas nur eben, und fielen dann innerhalb dem Fenster senkrecht hinunter. Menschen, die vom Werfen großer Steine getroffen wurden, empfanden zu ihrer Verwunderung troz der großen Wurfgeschwindigkeit, den Anschlag nur leicht, und auch an ihnen fiel der Körper dann senkrecht herunter. Nun mußte man trachten, die tollen Töpfe und alles Bewegliche aus der Küche zu retten; während man aber mit dem Wegtragen beschäftigt war, wurde vieles den Tragenden aus den Händen geschlagen; oder wenn es auf den Tisch im Vorhause niedergesetzt wurde, vor den Augen Aller, ohne Rücksicht auf Schwere hinuntergeschleudert. Nichts blieb unangetastet, als ein auf diesem Tische aufgestelltes Bild, Christus am Kreuze; die daneben brennenden Lichter aber wurden mit großer Gewalt herabgeschlagen. Binnen zwei Stunden war keine Fensterscheibe in der Küche mehr ganz geblieben, und alle zerbrechlichen Geräthe, bis auf die geretteten, zertrümmert, so daß Obergemeiner mit allen seinen Leuten bei seinem Nachbar kochen und essen mußte. Die Frau rettete eine Schüssel mit Salat in das Speisgewölbe im ersten Stock, gieng dann mit der Kellnerin hinauf, öffnete die Thüre und schickte die Magd nach dem Salat hinein; wie diese aber darnach griff, wurde er ihr aus der Hand geschlagen.

Die Magd lief davon; die Frau glaubte, sie habe ihn aus Furcht und Ungeschicklichkeit fallen lassen, und wollte

es ihr verweisen, als plötzlich die Schüssel mit ihrem Inhalte aus dem hintern Theil des Speisegewölbes an der Frau in der Thüre vorbeigeflogen kam und im Vorhause niederfiel. Der Hausherr saß an diesem Tage, da es gegen 11 Uhr mit Werfen endlich nachgelassen, in seinem gewöhnlichen Speisezimmer zu ebener Erde, und hatte eine leere Maasflasche mit eingeriebenem Glasstöpsel vor sich stehen; mit einem Mal hob dieser sich langsam in die Höhe, und fiel neben der Flasche auf den Tisch. Er brachte denselben wieder an seinen Ort und drückte ihn mit Anstrengung fest in den Hals der Flasche. Nach 2—3 Secunden stieg er abermal auf, und fiel herunter, und so auch zum drittenmale; worauf er die Flasche einsperrte, weil dem verschlossenen Geräthe nie etwas angehabt wurde. Die folgenden Tage war es darauf ziemlich ruhig, doch mußte man alle Geschirre, in denen man kochen wollte, festhalten, und die zerbrechlichen wieder entfernen, wenn gekocht war. — Diesen Verlauf vernahm nun der Zeuge zu Voitsberg auf dem Markte vom Hausherrn selbst, und bat denselben durch Zuschrift, wenn sich wieder etwas ereignen sollte, ihn unfehlbar holen zu lassen. Gegen Allerheiligen erhielt er wirklich einen Eilboten, und begab sich nun eiligst an Ort und Stelle. Bei seiner Ankunft fand er die Hausfrau und Koppbauer, die allein zu Haus in der Küche waren, beschäftigt, die Scherben eines Topfes aufzulesen, den er bei seinem Eintritt noch hatte fallen hören. Wie er nun mit den beiden Andern, jeder etwa zwei Schritte vom Nächsten entfernt, in der Küche stand, kam ein großer eiserner Schöpflöffel aus dem Löffelbrette mit unglaublicher Geschwindigkeit dem Koppbauer an den Kopf geflogen, und fiel dann senkrecht herunter. Da der Löffel ³/₄ Pfd. wog, hätte er, bei der erstaunlichen Schnelle der Bewegung, eine bedeutende Contusion verursachen sollen; auf Befragen sagte der Getroffene aber, daß er nur eine leise Berührung empfunden habe. Der Zeuge war

nur zwei Tage im Hause, sah aber bis den zweiten Tag Nachmittags 4 Uhr nichts mehr, da er wegen dem Rauchen der Küche, und seinen gerade damals schmerzhaften Augen, nicht beständig in ihr bleiben konnte; wo es denn bei seiner öftern Entfernung mehrmals in die wiederhergestellten Fenster geworfen. Er untersuchte unterdessen alle Wetterableiter und Gegenstände mittelst eines Electrometers, das er dazu mitgebracht, fand aber nirgendwo electrische Anhäufungen; auch wurde bei den heftigsten Würfen nicht das mindeste Leuchten, Geräusch, Knall oder auch irgend ein Geruch wahrgenommen. Die Localität der Küche war so, daß kein Mensch auf die Körper in ihr weder mittelbar noch unmittelbar einwirken konnte; und wie sehr der Zeuge, Angesichts der Erscheinungen, nachsann, aus dem ganzen Reich der bekannten Naturkräfte irgend eine auszufinden, aus der sich mit einiger Wahrscheinlichkeit die Phänomene erklären ließen, er konnte nichts ersinnen. Auch Obergemeiner hatte seinerseits öffentlich einen Preis von 1000 Gulden dem Entdecker der Ursache zugesagt. Am zweiten Tage, gegen vier Uhr Nachmittags, als der Zeuge schon wieder zweifelhaft werden wollte, stand er am Ende der Küche, gegen ihm über war ein großer Schüsselrahmen. Zwischen ihm und seinem Auge, das sich eben zufällig darauf heftete, war weit herum kein den Blick hemmender Gegenstand; und nun sah er plötzlich eine kupferne, mit Eisen beschlagene, etwa für 10—12 Menschen zureichende Suppenschüssel, ohne alles Geräusch aus dem Rahmen sich bewegen und in einer fast horizontalen Linie mit unglaublicher Geschwindigkeit gegen sich kommen, und so nahe am Haupte vorüberfliegen, daß der Luftzug davon ihm die Haare aufhob, ohne daß irgend ein Laut, ein Sausen oder Zischen zu vernehmen gewesen wäre; worauf sie dann hinter ihm mit großem Geräusch, aber ohne alle Beschädigung, niederfiel. Alle Anwesenden, die zur Seite standen, waren erstaunt darüber; denn es

fehlte nie an Leuten, weil Alles fern und nah hinströmte, um das Ausserordentliche zu sehen. Gleich darauf rieb die Magd Semel zu Brosamen, wie sie sich aber umkehrte, um Semel und Reibeisen in ihr Behältniß zu legen, bewegte sich der hölzerne Teller, mit mäßiger Geschwindigkeit den Heerd anstreifend, horizontal bis an den Rand desselben; und wurde dann, wie von einem großen abwärts gehenden Schlag getroffen, auf dem Küchenboden so stark niedergeworfen, daß er mehrmal aufhüpfte, und die Brosamen durch die ganze Küche fuhren. Daß hier Niemand Hand anlegte, von allen, die gegenwärtig waren, davon sey er, sezt der Zeuge hinzu, wie von seiner Existenz gewiß.

Etwa um 5 Uhr kam ein Fremder an, der behaupten wollte, die bewegende Ursache sey ein Mensch, der in dem (innen mit Rauch erfüllten) Schornsteine sich verborgen. Der Zeuge, über das Abgeschmackte einer so lächerlichen Erklärung etwas ungehalten, führte ihn gegen die Thüre an eine Stelle, wohin Niemand, nach seinem eigenen Geständniß, aus dem Rauchfange reichen konnte. Dort stand auf einem niedern Brette, wohin außer ihnen Niemand anders langen konnte, eine kupferne Schüssel, und der Zeuge sagte nun zum andern: was würden Sie denn urtheilen, wenn diese Schüssel ohne unser Zuthun von hier an die entgegengesezte Seite geworfen würde? Er hatte kaum die Worte ausgesprochen, da flog die Schüssel davon und der Fremde schwieg betreten.

Von da an bis Nachts halb 10 Uhr wurde in seiner Gegenwart nichts mehr geschleudert; nur als er im Schlafzimmer des Hausherrn seinen Hut an einen langen Nagel aufhängte, wurde er viermal nacheinander heruntergeworfen. Sie beschlossen nun, als ganz abgekocht war, zu fünfen die Küche völlig auszuleeren; alle Winkel, selbst die kleinsten, von allem irgend Beweglichen zu reinigen, und an festgemerkten Stellen nur drei Gegenstände: einen

Nudeldurchschlag von Weißblech am hintern Küchenfenster, einen gußeisernen Topf voll Wasser am Heerde, und einen hölzernen Wassereimer mit zwei eisernen Reifen, dem Durchschlag gegenüber, am Boden zurückzulassen. Die Thüre und die vergitterten Fenster waren wie immer geschlossen und nur vier Personen in der Küche. Lange geschah nichts, sie wollten deswegen, da sie die vorige Nacht mit Wachen zugebracht, schon zu Bette gehen. Wie sie aber zur Thüre kamen, warf es in horizontaler Richtung den Durchschlag mitten unter sie hinein. Sie brachten ihn wieder an seine Stelle, schloßen die Thüre, und als sich jeder wieder an seinen Ort gestellt, fiel nach etwa 10 Minuten der alte, ungefähr 15 Pfund wiegende Holzeimer, den sie am Boden gelassen, plötzlich senkrecht von der obersten Höhe des Küchengewölbes mitten zwischen sie hinunter, ohne daß sie begreifen konnten, wie er hinauf gekommen, da nichts oben war, woran sich irgend etwas hätte anhängen lassen. Bei der geringsten schiefen Richtung hätte der Fallende einen der Anwesenden getroffen. Sie stellten sich darauf um den Heerd herum, jeder ein Licht in der Hand; so daß, wer den eisernen Hafen berührte, gesehen werden mußte. Mit einem Mal aber wurde dieser ganz sachte umgestürzt, bis der lezte Tropfen Wasser verronnen war. Der Umsturz war offenbar nicht nach den Gesetzen des freien Falles, sondern viel langsamer geschehen; so wie wenn man ein Gefäß nur allmählig ausleeren will, auch wurde der Kessel wieder ebenso aufgerichtet. Nach diesem fiel lange nichts vor. Viere giengen nun aus der Küche, der fünfte blieb allein in ihr eingesperrt, und die Andern sahen durch eine Oeffnung Alles, was sich um ihn her begab, da sie ihn ganz und einen großen Theil der Küche überblickten. Wie er nun ganz ruhig, ein Licht in der Hand haltend, da saß, warf es aus allen Ecken mit Eierschalen, so zwar, daß sie nicht begreifen konnten, wo diese hergekommen, da sie zuvor Alles aufs sorgfäl-

tigste bis aufs kleinste ausgeräumt hatten. Nachdem das mit einigen kleinen Unterbrechungen etwa eine Stunde gedauert hatte, geschah diese Nacht und die folgenden Tage nichts weiter. Der Zeuge verließ am nächsten, dem dritten seiner Anwesenheit, das Haus, und was nun folgt, ist wieder vom Hörensagen.

Es blieb mehrere Tage im Hause ruhig, aber in der um etwa 6 Minuten Weges entfernten Mühle wurden dagegen nun oft die gehenden Wasserräder abgestellt; und nachdem der Müller mit sammt der Bettstätte umgeworfen worden, die Lichter abgeschlagen, und verschiedene Gegenstände vor die Thüre gewälzt. Nach etwa 3—4 Tagen hörte es hier wieder auf, und warf in der Küche nur hier und da einmal einen Hafen, oder irgend sonst etwas herunter. Nachdem es darauf 5—6 Wochen ganz ausgesezt hatte, standen an einem Sonntage Vormittag, als die Uebrigen alle in der Kirche waren, die Mutter des Obergemeiner und seine Frau vor dem Heerde, und sprachen von dem, was sich begeben, dabei deutend auf die Stelle, wo die meisten Häfen heruntergefallen. Mit einem Male warf es wieder den größten der Häfen an ihnen vorbei, auf den Boden hinunter. Seither ereignete sich nicht das mindeste mehr; wenigstens erzählte der Hausherr, der überhaupt nicht gerne von der Sache sprach, dem Berichterstatter nichts weiteres davon. Der Vorgang hatte übrigens bei der Behörde Aufsehen gemacht, und das Bezirksamt Ober-Greifeneck eröffnete seinen Bericht an das Kreisamt Grätz vom 7. November 1818 unter andern mit den charakteristischen Worten: „entfernt von jenem finstern Zeitalter, wo jede dem gemeinen Verstand unbegreifliche Erscheinung, der Wirkung einer Zauberkraft, oder des Satans zugeschrieben wurde, während der in den Naturkräften mehr Eingeweihte, diese abergläubische Meinung nicht selten zu betrügerischen Spekulationen zu benutzen wußte, und weit entfernt, durch sein Uebergewicht an

Kenntnissen dem Irrthum zu steuern, vielmehr in der Verbreitung irriger Meinungen seinen Vortheil ersah, bleibt es merkwürdig, wenn in einem Zeitpunkt, wo die helllodernde Fackel der Aufklärung alle Dämonen längst verscheuchet und die neue Physik und Chemie die verborgenen Naturkräfte an das Tageslicht befördert hat, Erscheinungen zum Vorschein kamen, die früher nicht bemerkt wurden, und die die genaue und aufmerksame Beobachtung sachkundiger Männer zu lösen nicht verstand." Nun wird Bericht erstattet, im Wesentlichen übereinstimmend mit dem eben Gehörten; der Anwesenheit des Hrn. Verwesers Aschauer in Gesellschaft des Hrn. Caplans Hötzel wird gedacht, und seine vollkommene Competenz zum Urtheil anerkannt; und nachdem auch einer Untersuchung erwähnt worden, die auf Ersuchen der Behörde Herr F. Gayer, Glasfabrikant zu Oberndorf, mit seinen electrischen Apparaten dort angestellt, schließt der Berichterstatter mit den Worten: „das löbliche k. k. Kreisamt, begabt mit der Macht, gründliche Physiker der Hauptstadt zu näheren Erforschungen aufzufordern, wird daher um so mehr zur Entdeckung dieser seltsamen Erscheinungen die gehörigen Maasregeln zu ergreifen geruhen, als diese Geschichte schon allgemeines Aufsehen erregt. Frohlockend sieht der bei Einigen noch schlummernde Aberglauben, bei Andern die verstellte Gleisnerei auf dieses Ergebniß hin, und nur die natürliche Auflösung dieser vermeintlichen Wundergeschichte kann einen Wahn bekämpfen, dem der gemeine Mann aus Unverstand oder Bosheit so gerne anzuhangen pflegt." Der Bescheid darauf von Seite des Guberniums war: daß sich wahrscheinlich Alles durch einen im Rauchfange versteckten Menschen erklären lasse. Doch wurden drei Professoren vom Johanneum, der der Geologie, Mineralogie, Chemie und Botanik, zur Untersuchung abgeordnet, die es aber unter ihrer Würde fanden, einem Kobold nachzuziehen, und den Auftrag ablehnten. Später, als nichts

mehr vorfiel, kam noch ein Abgeordneter der Polizei in's Haus, der nun natürlich das weiteste Feld zu Vermuthungen vor sich fand; worunter die ergötzlichste auf physikalische Kunststücke deutete, die der Zeuge selbst den Hausgenossen vorgemacht. Damit wurde sofort die unbequeme Sache der Vergessenheit hingegeben.

Glücklicherweise haben wir in dem Berichte dieses Zeugen Alles beisammen, was zu einem guten, soliden, unverwerflichen Zeugniß erfordert wird. Ein achtbarer, wahrhafter, glaubwürdiger Mann hat es abgelegt, und dabei keinen Anstand genommen, sich, allen Spott nicht achtend, persönlich herauszustellen. Es ist ein Mathematiker seines Zeichens, der von Berufswegen schon weiß, was zu einem correcten, mit Strenge schließenden Urtheile gehört. Er ist auch der Naturkräfte gar wohl kundig, und weiß recht wohl, was in den Bereich ihrer Wirkungen fällt. Er hat seine Beobachtungen mit allem vernünftigen Mißtrauen angefangen, und mit Unbefangenheit sie fortgeführt: sie haben sich öfter und unter wechselnden Umständen wiederholt und lange genug gedauert, um zu einem bestimmten Ergebniß hinzuführen. Mehr noch, er hat auch die vorhandenen Möglichkeiten in ihren Wechselfällen berechnend, mit gutem Verstande Versuche angestellt, und ihre Resultate mit geschärfter Aufmerksamkeit beobachtet. Es ist also alles geschehen, was nach menschlicher Möglichkeit zu einer guten Reihe gesicherter Beobachtungen gehört: und die seinigen können vor jedem unbefangenen Sinne dieselbe Gültigkeit ansprechen, wie etwa eine Folge astronomischer Beobachtungen auf der Sternwarte von Grenwich, die alle Astronomen unbedenklich ihren Rechnungen unterlegen. Erklärt nun ein solcher gleich unserm Zeugen, der Evidenz nachgebend: er sey überzeugt, daß unter den vorliegenden Umständen kein physikalischer Apparat und kein taschenspielerisches Geschick solche Wirkungen hervorzubringen vermöge; dann müssen wir, gern oder

ungern, ihm Glauben beimessen, und uns im Gefolge dieser Einstimmung nach andern Ursachen als den gewöhnlichen physischen umsehen. Da nichts Veranlassendes zur Sichtbarkeit gekommen, mußte die Veranlassung aus dem unsichtbaren Reiche hinübergreifen. Es war eine bewegende Kraft, die sich in ihr wirksam zeigte, aber nicht zu einem mit Nothwendigkeit gewiesenen Ziele hin; sondern sie breitete sich über vieles nach eigenem Wohlbefinden aus, war also durch eine freie Thätigkeit getrieben und gelenkt. Diese wirksame Thätigkeit konnte sich mit den Anwesenden in Verkehr setzen, denn sie vernahm, was diese unter sich verhandelten, und ließ sich dadurch in ihrem Thun bestimmen; wie sich bei der Anwesenheit des Fremden, als sie die klug ausgesonnene Erklärung der Sache auf die Aufforderung des Zeugen zu Schanden machte, und so auch bei anderer Gelegenheit ausgewiesen. Es ist also eine geistig aufmerkende und vornehmende Thätigkeit, die hier wirksam gewesen. Es ist aber auch eine solche, die moralischer Motive fähig ist, denn während sie durch Zertrümmern der Fenster und Geräthe am Besitzthume Schaden anzurichten sich nicht gescheut, hat sie doch mit sichtbarer Sorgfalt jede körperliche Verletzung der Anwesenden vermieden. Selbst religiöse Beweggründe sind nicht ohne Einfluß auf ihr Treiben geblieben; denn während sie alles Bewegliche im Hause zum Spiel ihres Muthwills gemacht, hat sie sich doch gehütet, an das aufgestellte Crucifix zu rühren, ob sie gleich die Leuchter zu beiden Seiten weggeworfen. Ihr war ferner über die physischen Kräfte, deren sie zu Hervorbringungen dieser Wirkungen gebraucht, entweder größere Gewalt oder ein größeres Geschick gegeben; denn sie hat damit durch Menschen nicht oder kaum zu Leistendes erwirkt, so in der Richtung der Würfe in einer nach physischen Gesetzen kaum erklärbaren spiralförmigen Bogenlinie. Eine große Energie wohnte ihr in der Bewegung dieser Kräfte ein, denn die Gegenstände wur-

den mit unglaublicher Geschwindigkeit bewegt; einmal sogar, wie bei dem zum Gewölbe gehobenen Eimer mit solcher, daß sie dem Auge gänzlich entschwunden seyn mußten, da Niemand begriff, wie der fallende Eimer zur Decke hinaufgekommen. Die bewegten Massen waren oft groß, also bei der pfeilschnellen Geschwindigkeit das Moment der Bewegung übergroß, und doch die Wirkung am Ende so gering, daß das Geworfene wohl in den Scheiben stecken blieb, oder senkrecht an den beworfenen Personen niederfiel. Die Kraft konnte also nach Wohlgefallen mehr oder weniger intensiv sich auslassen, die Regulirung dieser Intension aber war nicht dem Zufall hingegeben, sondern zu vernünftigem Zwecke, die Menschen nicht zu verletzen, geordnet; sie war also bei vorausgesezter Gutartigkeit durch sich selbst gemäßigt, bei Annahme von Bösartigkeit aber durch ein höheres Gesetz gehalten und beherrscht; in beiden Fällen also wieder eine durch Vernunft geordnete Willenskraft. Ist dem aber also, sind die Thatsachen nicht abzuläugnen, lassen die hier daraus gezogenen Schlüsse sich nicht abweisen, dann sind also entweder unsichtbare, unleibliche Geister, oder wenn leibliche Menschen, dann solche, die entweder in die Ferne wirken oder sich unsichtbar machen können, dabei wirksam gewesen, was beides den magischen Gebieten angehört. Das alles ist unabweisliche Folgerung aus unabläugbaren Vordersätzen, und somit einem gründlichen philosophischen Verfahren wohlgemäß; während das jetzige alberne Verneinen Thorenart ist, das Aufsichberuhen lassen und Abweisen aber elende Geistesfeigheit und Nullität.

Der Spuck zu Gröben im Jahr 1718.

Im Jahr 1718, also gerade hundert Jahre früher, war das Pfarrhaus von Gröben auf eine ganz gleiche Weise wie jener Mönchhof lange Zeit beunruhigt worden. Der Pfarrer Jeremias Heinisch beschrieb diese Vorfälle in einer eigenen Schrift.

Es begann der Spuck in dem Falle von Gröben auch mit Werfen und zwar von Steinen auf das Schindeldach des neuerbauten Viehstalles am 17. Juni 1718. Es fing des Vormittags zuweilen früh um 6 Uhr, zuweilen um 7 Uhr, zuweilen erst um 9 Uhr an und hielt oft zwei, oft mehr Stunden inne. Gegen Abend hörte es auf und in der Nacht (wo, wäre es Menschenwerk gewesen, es hätte leichter verborgen vorgenommen werden können), geschah es, wie auf dem Mönchhof, anfangs auch nie. — Der Flug der Steine wurde anfänglich nicht gesehen, sie blieben anfänglich gleichsam unsichtbar, bis sie auf das Dach niederfielen, auf dem sie einen stärkeren Schall verursachten, als sie es ihrer Kleinheit nach hätten thun sollen. Auch später, als die Steine größer waren, vermochten ihrer zwanzig und mehr Personen, die auf das genaueste Acht gaben, nicht einen Stein eher zu sehen, als bis er auf's Dach mit großer Macht und starkem Knall auffiel. Am 30. Juli, wo der Pfarrer aus dem Fenster seiner vordern Stube im obern Stock in den freien Hof sah, sah er einen Stein wie aus der Erde im Hof in die Höhe aufs Dach steigen und hörte ihn dort mit großer Gewalt

aufschlagen. Später sah man wie etliche Steine bei der Baumgartenthür um die Scheunerecke herum und **folglich in einem halben Zirkel** auf die Seite **hinausgeschmissen wurden**, welches nach der Ordnung eines natürlichen Werfens, nach den Zeichnungen, die der Pfarrer davon in seiner Schrift gibt, unmöglich bleibt. Sehr oft sahen auch viele Zeugen diese Steine in zurückgeschlagener krummer Linie und Elipse fliegen, wie auf dem Mönchhof der Fall war. Wie auf dem Mönchhof, wurden auch hier die Steine in vollem Fluge plötzlich wie zurückgehalten und fielen langsam und wie ermattet zur Erde. Der Pfarrer schreibt: „Es warf am 1. Aug. Steine als wenn es regnete auf's Stalldach, besonders heftig war das Werfen wenn ich mich beim Stalle hinstellte und Acht hatte, woher geworfen wurde und das verborgene Wesen herausforderte. Ja es schien, als wäre es heftig darüber erzürnt, indem es einen Stein auf mich zuwarf, der aber, so wie er sich mir näherte, gleich als ermattet und zurückgehalten niederfiel, daß ich von demselben ungetroffen blieb." Später kam dieses Werfen auch in das Haus des Pfarrers und warf selbst in den Zimmern. Der Pfarrer schreibt: „Wenn wir **allesammt** in der unteren Stube beisammen waren, kamen Steine oder Kalkstücke von dem Ofen hergeflogen, mitten unter uns durch, vor unser aller Augen vorbei und schlugen mit durchdringendem Schall an die Stübenthüre. Als ich aber auf die Thüre den Spruch Gen. III. V. 15. schrieb, warf es an diesen Ort nicht mehr hin, sondern unterhalb. Auch wie von der Decke der Stube herab schmieß es, doch ohne uns zu beschädigen. Besonders stark gieng das Werfen an, wenn der Tisch zum Essen bereitet wurde und wir uns an ihn sezten, wodurch wir oft ohne gegessen zu haben wieder aufstanden." Das Werfen wechselte nun, bald geschah es im Zimmer des Hauses innen, bald aussen auf das Stalldach. Die Steine waren selbst wenn es regnete, wie sie vom Dache fielen,

ganz trocken. Oft schmieß es an drei Orten, im Keller, im Waschgewölbe, im Stalle, während sich an jedem Ort zu eben derselben Zeit Personen befanden, zugleich. Es wurden Wächter in verschiedenen Parthien vertheilt zu wachen und zu beobachten woher und von wem dieß Werfen komme, aber es wurde nicht ergründet. Der Pfarrer gesellte sich mit all seinen Hausgenossen bald zu jenem, bald zu diesem wachenden Haufen, „aber (so schreibt er) da mußten wir mit Bestürzung sehen, wie bald von innen heraus, bald von außen hinein mit unbegreiflicher Geschwindigkeit hinter einander her durchs Fenster geschmissen wurde, und alle wurden nicht eher einen Stein gewahr als bis er mit erstaunlichem Krachen durchs Fenster brach. Hier hätten wir alle müssen stockblind seyn, wenn wir nicht den Urheber sehen und finden sollten, allein da war nichts weiter zu merken noch zu erblicken, als die Steine, welche durchs Fenster brachen und da einen furchtbaren Knall erregten. Dabei war das Sonderbare: wenn wir in der Stube ganz nahe an's Fenster traten und es geschah ein Wurf von aussen durch's Fenster hinein in die Stube, so zerschmetterten zwar die Steine die Scheiben mit großem Krachen, allein sobald sie hindurch gebrochen waren, fielen sie nahe am Fenster wie ermüdet und zurückgehalten nieder. Trat man aber vom Fenster hinweg weiter in die Stube hinein, so flogen die geschmissenen Steine auch wohl bis mitten in die Stube. Auf gleiche Weise geschah es auch mit den Steinen, die aus der Stube durchs Fenster in den Hof geschmissen wurden. Stunden die Zuschauer im Hofe nahe beim Fenster, fielen sie gleich beim Fenster zur Erde. Traten diese aber im Hofe zurück, flogen die Steine weit in den Hof hinein, aber kein Mensch von beiden wachhabenden Haufen konnte was anders sehen als das Durchbrechen der Steine und das Zerbrechen der Fensterscheiben."

Das Werfen kam nun auch bald in Küche und Kel-

Jammer. Die Beunruhigungen ließen bis zum 8. Sept., wo ich in allen Zimmern tagtäglich zu Gott inbrünstig bat, endlich nach. Es kam durch dieses Beten in mich auch ein völliges Gottvertrauen und Zuversicht, daß dieser Jammer gehoben sey. Ich ließ demnach, sobald es meine andern Umstände erlaubten, alles wieder in das Pfarrhaus schaffen und lebe in ihm bis jezt unter göttlichem Schirm sicher, ruhig und von allen jenen Anfechtungen frei."

Die gänzliche Uebereinstimmung der Art und Weise dieser Beunruhigungen mit denen auf dem Mönchhof und im Schlosse Slawensik*) und namentlich, daß die physischen Kräfte, die diese Wirkungen hervorbrachten, in all diesen Fällen theils größere Gewalt, theils größeres Geschick als menschliches erforderten, spricht unumstößlich dafür: daß diese Vorfälle keine von Menschen gemachte waren, sondern entweder von unsichtbaren und unleiblichen Geistern, oder wenn ja von leiblichen Menschen (will man durchaus keine Geister annehmen, weil das nun einmal ungebildet und albern ist), dann von solchen Menschen herrührten, die die erstaunliche Kunst besitzen, entweder in die Ferne wirken, oder sich unsichtbar machen zu können.

Auch sonst gilt für diesen Fall, was Görres über den im Mönchhof sagt.

Wir erinnern hier auch neben den Vorfällen im Schlosse von Slawensik in Schlesien (S. 2ter Thl. der Seherin von Prevorst) an die Spuckgeschichte in hiesigem Oberamtsgerichtsgefängnisse (S. Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur, durch eine Reihe von Zeugen gerichtlich bestätigt und den Naturforschern zum Bedenken mitgetheilt von Dr. J. Kerner.) Alle diese Fälle waren weder Lug noch Täuschung. Sie verdienen der ernstesten Beachtung des Naturforschers und es ist, wie Görres sagt, ihr albernes Verneinen Thorenart, das Aufsichberuhenlassen und Abweisen aber elende Geistesfeigheit und Nullität.

*) S. die Seherin v. Prevorst, 2ter Thl.

Die Spuckereien im schwedischen Schlosse Gripsholm.

(S. Arndts schwedische Geschichten.)

„König Gustav Adolph hatte den Sommer ruhig, und seit der Wiedervereinigung mit den Seinigen auch leidlich glücklich verlebt. Er las in seiner Bibel und in seinem Glauben an Gott und Gottes Vorsehung das Schicksal der Könige und Völker anders als die meisten seiner Zeitgenossen, in der Zuversicht seines Glaubens gewiß glücklicher als sie. Indessen da seine Gefangenschaft wider alle Erwartung lange dauerte, da der trübe Herbst die grauen Wolken vor ihm aufzog und die gelben Blätter von den Bäumen zu schütteln begann, so ward auch er trübe und unruhiger, und die Geschichten und Gespenster, welche an Gripsholms Schloß gebunden sind, scheinen seine Tage und Nächte, wie sehr er vor den Menschen seine königliche Ernsthaftigkeit auch hütete, doch häufig geängstet zu haben. Hier hatten große Könige vor ihm gefangen gesessen, er konnte über das enge Gefängnißkämmerchen seine Betrachtungen anstellen, worin Erich der Vierzehnte so lange saß, daß die Spuren seiner Füße in den Steinen vor dem Guckfensterchen noch sichtbar waren, wodurch seine sehnsuchtsvollen Augen Licht und Sonne und einen frei fliegenden Vogel gesucht hatten. Auch konnte er die vor zehn Jahren hier vorgefallene wunderbare Begebenheit nicht vergessen haben, welche dem Mährchen von einem Traume ähnlich sieht und doch wirklich erlebt ist. Es war des

Königs Schwäher, der Markgraf von Baden, aus Petersburg nach Schweden zum Besuche gekommen und ihm zu Ehren hatte man den Tag vor seiner Abreise auf Gripsholm noch ein recht festliches Gastmahl gehalten. Nach dem Feste in der tiefen schlafenden Nacht, als die Mitternachtsglocke geschlagen, fing der alte Umgänger, der Schloßgeist, der auch König Erichs Geist genannt wird, seinen Rumor an; Hauchen, Zischen, Schnalzen, Klappern und Tosen, als wenn alle Steine auf dem Dache zu tanzen begännen oder ein wüthendes Heer von wilden Katzen und Mardern losgelassen wäre. Kurz, der alte Geist weckte die Schläfer und Träumer auf und erschreckte die wenig Wachenden, und so bunt mischte er das Menschengewimmel untereinander, daß sich Hofmarschälle und Adjutanten in Schlafröcken, Hofdamen und Hoffräulein in Nachthemden, Lakaien und Kammerjungfern in ähnlichen Nachtgewändern, Diener und Küchenjungen mit Fackeln oder Laternen umherlaufend, umherschreiend, Angst und Hülfe ausrufend in den Sälen, auf den Treppen, auf den Höfen, ja in den Gärten durch einander gejagt und gescheucht fanden, daß man aus Mistgruben, Cisternen, Feuerlöschkufen die hineingestürzten und schreienden Hoffräulein und Pagen retten mußte. Dieser wilde nächtliche Aufruhr ward freilich in einer halben Stunde beschwichtigt, aber seine Bedeutung erschien den folgenden Tag am Sonnenlichte. Der Wagen des abgereisten Markgrafen Erbfürsten von Baden warf unweit Arboga um, und er kam als Leiche nach Gripsholm und von da später in seine Heimath zurück. Wie begreiflich, daß ein solcher Rundgänger Gustav Adolph nicht immer ruhig schlafen ließ, der nun Zeit genug hatte, melancholischen Gedanken und Träumen nachzuhängen. Besonders wild offenbarte er sich wieder in der Nacht des 7. Okt., in welcher Nacht der alte Oheim König einst ans Licht gekommen war. Er hatte so arg rumort und mit Hauchen, Zischen und Stöhnen und andern schauerlichen Tönen den König und die

Königin in ihrem Bette so lange geängstigt, daß sie endlich aus Bett und Schlafzimmer entflohen und zu dem wachthabenden Officier Freiherrn Otter ihre Zuflucht nahmen und ihm das Erlebte erzählten. Sie wechselten in Folge dieses Nachtbesuchs ihre Schlafstätte und hatten hinfort Ruhe. Mit dem Schlusse des unglücklichen Jahres 1809 ward Gustav Adolph aus diesem Ort des Grauens und der Gespenster erlöst."

So weit Arndt über diese Ereignisse.

Da mir bekannt war, daß zu Carlsruhe sich Personen befinden, die an dem ehemaligen schwedischen Hofe sehr hoch gestellt waren, so machte ich diese auf jene Mittheilungen Arndts aufmerksam und sie hatten die Güte, mir darüber Nachfolgendes zukommen zu lassen.

„Das Gastmahl, wovon Arndt spricht, war in einem großen länglicht gebauten Saale des Schlosses Gripsholm gehalten worden, in welchem die Bilder aller Fürsten des Hauses Wasa, dessen Privateigenthum jenes Schloß gewesen, wie auch aller Prinzessinnen und der Hauptreformatoren des 16. Jahrhunderts in Lebensgröße die Wände zierten. Der badische Erbprinz hat die Gewohnheit gehabt, mit zwei verschiedenen Uniformen immer über den andern Tag zu wechseln. Als bereits Alle, auch der Erbprinz an der Tafel saßen, hat der in meiner Nähe (in der Nähe dieses Berichterstatters) befindliche Stallmeister Graf Frölich starr nach dem Haupteingange geblickt, und auf meine Frage behauptet, er habe den badischen Erbprinzen in der Uniform des verflossenen Tages (die er den darauffolgenden Tag der Abreise wieder trug) eintreten gesehen. Aber es saß der Erbprinz in dem gleichen Moment in der andern Uniform neben dem Grafen Frölich, wo ich ihn auch und nicht anderswo sah. Dieser Graf Frölich galt schon früher allgemein für einen „besondern" Menschen.

In der Abendstunde gieng ich (der Erzähler) dieses in demselben Saale allein wehmüthig ob des Abschiedes auf und ab. Bald nach mir trat auch der badische Erbprinz ein, blieb bei einzelnen Ahnenbildern stehen und machte zuletzt die Bemerkung: von allen seyen nur noch diese und jene (die er zugleich nannte) am Leben. Dieses führte auf ein Gespräch auf Vergänglichkeit und Sterben, worauf er sich wieder zurückzog.

In der darauf folgenden Nacht wurde ich und eine andere mir am nächsten stehende Person in unsern abgesonderten Schlafzimmern (in demselben Schlosse) durch heftiges Pochen an der Thüre geweckt. Nach Oeffnung derselben trat Oberstmarschall Graf Posse ein, Verwandter des kürzlich ernannten neuen schwedischen Premierministers. Er hatte ein brennendes Licht in der Hand und fragte: ob wir denn von dem Spektakel nichts gehört hätten? Wir antworteten beide, wir hätten fest geschlafen und nichts gehört, worüber er sich verwunderte. Am andern Tage sah eben jener Graf Posse gegen seine Gewohnheit, da er sonst, trotz vorgerückter Jahre, immer heiter war, äußerst bleich und consternirt aus. Daß der Tumult und die Zerstörung in jener Nacht aber gerade nicht so groß war, wie Arndts schwedische Geschichten angeben, ist schon daraus zu erachten, daß wir von demselben nicht geweckt wurden. Gewiß aber ist, daß Unerklärliches in jener Nacht geschah und der Erbprinz an dem auf sie folgenden Tage den Tod erlitt."

K.

Fragmente aus einem Spuck-Tagebuch vom Jahre 1817 bis 1824.

Nach einem langen Aufenthalt in Polen, Frankreich und der Schweiz, hatten die K. Eheleute ihr beträchtliches Gewerbe nach A. am Rheine verlegt, und erwarben daselbst das Miteigenthum eines großen Hauses, in welchem sie sich vornahmen, ihr Leben zu beschließen. Da das Treppenhaus dieses Gebäudes etwas finster ist, so suchte man das Licht von den hintern Zimmern, deren Beleuchtung von einem freien Hofe kam, durch Glasthüren auf die Treppen zu werfen. Eine dieser Thüren führte in die Wohnstube, die auch zum Speissaal diente, neben welchem sich das Schlafzimmer der Herrschaft befindet. Wenn nun in der Nacht Jemand die Glasthüre öffnet, um in die Wohnstube zu gehen, so wird es die Herrschaft leicht gewahr, weil jene Thüre gewöhnlich unverriegelt nur durch eine Druckfalle verschlossen ist, deren Bewegung ein Geräusch macht. Durch dieses Schloßgetöse wurden im Jahr 1817, mitten in der Nacht, die K. Eheleute plötzlich aus dem Schlafe geweckt. Herr K. rief: Wer ist da? bekam aber keine Antwort. Er stund nun sogleich auf, zündete ein Licht an der Nachtlampe an, begab sich in die Wohnstube, und erblickte durch die geöffnet gefundene Glasthüre jemand, der die Treppe hinabstieg. Er rief seiner Gattin zu: „Dort geht er ja!“ (er verstand nämlich einen Dieb). Auf seinen Haushund sich verlassend, gieng er dem vermeinten Diebe beherzt

nach, bis auf den Hausgang des Erdgeschosses, wo sich der Hund befand, in dessen Begleitung er alle Theile des Gebäudes durchsuchte, wo etwa ein Mensch sich verstecken konnte. Das treue Thier begleitete ganz stille seinen Herrn, der sich vergebene Mühe gab, und Niemand entdecken konnte. Nachdem er, unverrichteter Sache, wieder in sein Schlafzimmer kam, begehrte seine Gattin eine genaue Erzählung seines nächtlichen Feldzuges zu hören; er bemerkte nun derselben, daß er Niemand gefunden hätte, und (vermuthlich, um seine Gattin nicht zu erschrecken, und vielleicht auch, um nicht als ein Schwachkopf angesehen zu werden, der an Gespenster glaube) erklärte den ganzen Vorfall für eine Täuschung, und gab vor, der Wind hätte wahrscheinlich die Glasthüren geöffnet, welches aber seine erfahrene Gattin nicht für wahrscheinlich halten konnte.

Den 6. October 1817.

Die K. Eheleute hatten damals zwei Dienstmägde: die eine, Caroline, versah den Stubendienst, die andere, Maria, war die Köchin. Beide schliefen in einem Zwischenstockwerke neben der Küche, in zwei der Länge nach an der Hausmauer gestellten Betten. In der Nacht bemerkten sie, daß etwas an ihrer Kammer auf und abgienge; der Gang war, wie von einem in Pantoffeln herumschlappenden Menschen; endlich hat das unbekannte Wesen an Mariens Bette, wie ein großer Hund, mit seinen Pfoten gezappelt und gescharrt, wie wenn es auf das Bette hinauf springen wollte. Darüber war Caroline sehr erschrocken, und versteckte sich unter die Bettdecke, bis es wieder ruhig wurde; aber Maria, die Köchin, um dem vermeinten Hunde auszuweichen, von dem sie glaubte, daß er am Fuße des Bettes aufsteigen wolle, zog sich so sehr über ihr Kopfkissen und zulezt über das Kopfbrett der Bettlade hinaus, daß sie endlich sich mit dem Kopfe außer derselben fühlte und ausrief: wo bin ich? —

Einige Tage vorher*) befand sich Maria bei ihrer Hausfrau in dem so eben beschriebenen Wohnzimmer, oder dem Speisesaale, um mit ihr über die Marktausgaben an einem kleinen, am Fenster stehenden Tische abzurechnen. Mitten im Zimmer stand ein großer runder Eßtisch, den Caroline zum Nachtessen deckte. Nachdem nun die Frau K. mit ihrer Köchin abgerechnet hatte, stand jene von ihrem Schreibtische auf, näherte sich zufällig dem großen runden Tische und stellte sich neben die tischdeckende Caroline, der andern Magd gegenüber; als plötzlich eine ungefähr fünf Schuh hohe schwarze Schattengestalt, durch die obere Glasthüre durchbrechend, mit ihrem obern Theile der Decke des Gemachs sich nähernd, mit ihrem untern Theile aber an das Angesicht der Frau K. wie mit einem krausen Flor streifend, die Stube wie ein großer Vogel durchflatterte, und zu einem der Fenster durchstrich, und dann verschwand. Frau K. wich, wie betäubt, rückwärts, und ohne ein Wort zu reden gegen die Wand. Caroline aber erschrack so sehr, daß sie blitzschnell zurückfuhr, jedoch von dem, was sie sah und fühlte, keine Sylbe laut werden ließ. Marie stand wie versteinert da. Nachdem alle drei Zuschauer von dieser sonderbaren Scene sich einigermaßen erholt hatten, und einander anstarrten; so ergriff Caroline diese Gelegenheit, um ihrer Hausfrau anzuzeigen, daß es in ihrem Hause „ungehür" (spuckend) sey. Und um ihre Behauptung zu beweisen, schilderte sie ihrer Hausfrau, was sie so eben gesehen und gefühlt hatte; welches Alles genau mit dem übereinstimmte, was die Frau K. ebenfalls erfahren hatte. Und da diese sich alle Mühe gab, um ihrer Magd dieß auszureden und der Einbildung zuzuschreiben, so verstärkte Caroline ihre Behauptung durch die Erzählung aller der Vorfälle, die ihr und der Marie in der Nacht vom

*) Dieses vorher bezieht sich nicht auf den sechsten October, wo es nachher heißen müßte (s. unten), sondern auf die erste Geschichte, und auf die „erfahrene Gattin."

sechsten October begegnet wären, und sie beide in Furcht und Schrecken gesezt hätten; zudem, fügte sie bei, müßte ja Frau K. den fliegenden Schatten wohl selbst bemerkt haben, da sie bei dessen Erscheinung zurückgewichen wäre. Mit vieler Gewandtheit suchte jedoch die Hausfrau wenigstens für den Augenblick ihre Mägde zu beruhigen, und ihr Haus vor einem übeln Ruf zu bewahren.

Den 8. März 1818.

Gegen Morgen erwachte Frau K. und ward sehr unruhig, bat auch ihren Gatten, ihr das erloschene Nachtlicht wieder anzuzünden. Bald darauf that es einen Knall, wie ein Pistolenschuß, im Kamin; so daß es beide Personen hörten und ihr Gatte sich erkundigte, was dieß wäre, und in scherzendem, die alte Volksmeinung, daß dieser Knall eine Todesanzeige seyn könnte, verspottenden Tone, fragte: „Soll dies vielleicht mich bedeuten?“

Den 11. Juni 1818.

In der Nacht auf den 12. dieses, bald nachdem sich Herr und Frau K. zu Bette gelegt hatten, wurde ersterer durch ein Gepolter geweckt, das sich über seinem Schlafgemach hören ließ. Herr K. fragte seine Gattin: ob sie es auch hörte; es müßte Jemand oben in ihrer daselbst befindlichen Schwarzgetüchkammer herumgehen? Er stand sogleich auf, um hinauf zu gehen. Seine Gattin that ein Gleiches und begleitete ihn in jene Kammer, wo aber Alles stille und unverändert war. Nur fanden sie bei ihrem Ausgange durch den Saal die schon mehrmalen benannte Glasthüre, die sie verschlossen glaubten, beim Hinausgehen schon geöffnet.

Seit dieser Zeit hat sich nichts Auffallendes mehr im Hause zugetragen, außer, daß Frau K. behauptete, man hätte mehrmal hören auf der Treppe gehen, nämlich zu einer Zeit, in welcher Niemand in dem Hause zu gehen pflegte.

Den 24. Hornung 1820

unterhielt ich mich (der Verfasser dieses Spucktagebuchs) mit den Herren S. und K. und dessen Tochter Adele in dem oft erwähnten Saale mit allerlei Gesprächen. Da Frau K. unpaß war, so begab sie sich in das daneben liegende Schlafgemach zur Ruhe, versicherte mich aber den folgenden Tag, nicht auf und abgegangen zu seyn. Demungeachtet hörte ich deutlich während dem Gespräche mit obigen Freunden Jemand hinter mir im Zimmer auf und abgehen. Ob es Jemand von der Gesellschaft gehört habe, weiß ich nicht, da ich mich nicht unterstanden hatte, sie deßfalls zu fragen. Ich schauete manchmal herum, sah aber Niemand. Es scheint jedoch, daß Herr K. etwas gehört hatte, aber aus meinem Betragen auf etwas Besonderes geschlossen hatte; denn als er bemerkte, daß ich wieder hinter mich blickte, sagte er (wie wenn er erfahren wollte, ob ich vielleicht nach seiner ebenfalls da gewesenen Enkelin Adine mich erkundigen wollte): „Adine ist ja nicht mehr da!“ Bald darauf hörte ich wieder dasselbe Gehen; nun schauete ich auf eine andere Seite, wo ich abermals gehen hörte; worüber Herr K. stutzig wurde und endlich fragte: warum ich so oft herumsehe; worauf ich antwortete: „Ei! ich glaubte, Adine noch zu hören.“

Nach einiger Zeit fand ich Gelegenheit, einige Aufschlüsse von der Seherin A. zu erhalten, welche mich benachrichtigte, daß aller dieser Spuck seinen Grund in einem Morde habe, der in dem K. Hause verübt worden wäre, und gab mir Erläuterungen, die ich in der Folge benutzen konnte, und welche mit später darüber erhaltenen Nachrichten übereinstimmen, die ich in der Folge mittheilen werde. Nun trat eine Pause von vier Jahren ein, die ich nicht ausfüllen kann, weil mir während dieser Zeit nichts Bedeutendes mitgetheilt wurde, bis zum Schlusse des 1823sten Jahres. Es sind auch wohl einige Familien-Verhältnisse und andere Ursachen eingetreten, welche ver-

muthen lassen, daß die vermeinten Lücken in den Spuckscenen hätten können ausgefüllt werden, daß aber die vorzüglichste Beobachterin, um die Sache in Vergessenheit zu setzen, die ferneren Mittheilungen unterbrochen habe. Auch mag die Eintretung anderer Mägde einen wirklichen Stillstand in den fühlbaren Wirkungen der Geisterwelt hervorgebracht haben, bis zum Eintritte einer Dienstmagd, Namens Friederike, die für Eindrücke aus jener Welt sehr empfänglich zu seyn schien; wie die Fortsetzung dieses Tagebuchs zur Genüge beweist *).

Den 1. Jänner 1824.

In der Neujahrsnacht wurde diese Magd Friederike, die nun allein den ganzen Hausdienst versah und in dem nämlichen Zimmer schlief, welches Caroline und Marie bewohnten, folgendermaßen in ihrem ersten Schlummer beunruhiget. Kaum hatte sie die Augen geschlossen, so wurde sie durch ein Getöse aufgeweckt, das ihr seltsam vorkam und ihr Gehör so sehr täuschte, daß es ihr schien, als regnete es Sand auf ihr Bette. Sie wollte denselben abschütteln, fand aber keinen Sand. Sie blieb nun wieder ruhig; bald nachher aber hörte sie ein, mit schwerem Athemholen ausgepreßtes Stöhnen. Sie schrieb dieß der etwa eingeschlichenen Hauskatze zu; stand auf, öffnete die Thüre und suchte mit dem in diesen Gegenden gewöhnlichen Rufe, um die Katzen zu verscheuchen, Kutz! Kutz! dieses Thier hinauszujagen. Und in der Meinung, daß dieß geschehen wäre, legte sie sich wieder ruhig zu Bette; hörte aber bald wieder dasselbe Stöhnen. Jezt wurde ihr sehr bange, und sie fieng an zu beten; allein die zunehmende Bangigkeit zwang sie endlich, am ganzen Leibe zitternd, Feuer zu schlagen, und das Licht anzuzünden, das

---

*) Es ist bekannt, daß die Geister sich nicht willkürlich allen Menschen, wenigstens nicht in gleichem Grade, sichtbar und fühlbar machen können.

sie die Nacht hindurch brennen ließ. Kaum legte sie sich wieder, als sich dieselbe ächzende Stimme nochmals hören ließ, aber endlich schwieg; und das geängstete Mädchen schlief endlich ein. Den folgenden Morgen erzählte es seiner Hausfrau, wie es in der vergangenen Nacht sey erschreckt worden, und bat sie um Erlaubniß, die Nacht hindurch eine Lampe brennen zu lassen, welches ihr ohne Bedenken gestattet wurde. Da nun der Spuckgeist sich wieder in den folgenden Tagen verspüren ließ, so ertheilte die Frau K. ihrer Magd den Rath, den Geist anzureden und ihn an den Herrn und Heiland zu weisen, der ihm allein helfen könne; doch aber sollte sie beifügen, wenn ihm damit gedient wäre, so wollte sie für ihn beten. Die Magd antwortete aber, sie hätte nicht das Herz, den Geist anzureden. Der Geist sezte nun seine Neckereien auf allerlei Arten fort; doch schien er sich oft mehrere Tage hindurch an andern Orten des Hauses verspüren zu lassen, und ließ die Magd in Ruhe.

Den 3. Juni 1824.

Nach eilf Uhr Abends, nachdem Friederike sich kaum schlafen gelegt hatte, träumte ihr, sie hätte eine junge Katze mit der Rechten ergriffen, wollte sie immer fester halten, und darüber erwachte sie. Sie fühlte, ohne etwas Bestimmtes zu hören, als wenn eine Katze immer auf der Decke herumzappelte; sie griff darnach, fand aber immer — nichts. Sie richtete sich auf und sagte, bloß in Gedanken: „Wenn dir Ruhe fehlt, so wende dich an den Herrn, der gnädig ist und dir allein helfen kann. Doch aber will ich für dich beten." Und das that sie sogleich, worauf sie Ruhe bekam und einschlafen konnte.

Den 4. Juni 1824

wurde Friederike des Nachts in ihrem Bette, wie von einem rauschenden Winde angeblasen und zugleich verspürte sie eine Bewegung unter ihrem Hauptkissen, als wie wenn Jemand ihr das Haupt heben wollte. Sie richtete sich

auf die Kniee und betete für den unglücklichen Geist, der sich alsdann von hinten her gleichsam an sie anklammerte. Sie betete wieder für ihn; und gleich darauf wurde die Empfindung des festen Anklammerns ihr angenehm und beruhigend, so daß sie sich legen und ruhig einschlafen konnte.

Den 5. Juni 1824.

An diesem Tage bekam die Frau K. einen Besuch von dem ihr wohlbekannten christlichen Freunde, welchen sie, nach vorhergegangener Benachrichtigung über die vorgefallenen Geisterscenen, zu der Friederike führte, und sie ersuchte, diesem vertrauten Freunde selbst ihre den 3. und 4. d. gehabten Erfahrungen mitzutheilen, deren Erzählung dieses Mädchen mit kindlicher Offenherzigkeit sogleich machte. Worauf der in Geisterwirkungen wohlerfahrene Mann diesem Mädchen, in Gegenwart der Frau K., folgenden belehrenden Aufschluß gab. Er bemerkte nämlich, daß der ihm in seinen Wirkungen geschilderte Spuckgeist ein Mörder oder Selbstmörder seyn könnte, der von einem bösen Schutzgeist bewacht wäre, welcher ihn aber nicht antasten dürfte, wenn er sich zu Friederike hielte. Er verlangte wahrscheinlich, daß sie für ihn beten sollte, und deßwegen sezte er ihr besonders zu; denn das Gebet zöge oft diese schwarzen Geister an. Sie könnte demnach so ziemlich gewiß seyn, daß dieser Geist öfters zu ihr kommen würde, um sie an das Gebet für ihn zu erinnern. Der Freund rieth ihr, sie sollte nur beten und den Herrn bitten, er möge ihr diese Seele schenken. Wenn diese durch die Gnade Jesu Christi erlöset seyn werde, so werde sie ihr Friederike einst in der Ewigkeit für ihre Barmherzigkeit danken, und sie dann hier auf der Erde gewiß nicht mehr beunruhigen. Friederike scheint diesen christlichen Rath nicht befolgt zu haben. Denn gegen das Ende des Jahres ereigneten sich neue Scenen, aber auch wichtige Entdeckungen.

Den 23. November 1824.

Nachts ungefähr um zehn Uhr, als Herr und Frau K. kaum zu Bette lagen, hörten sie in dem schmalen, längs ihres Hauses ziehenden Gäßchen ein gräßliches Jammergeschrei. Sie erschracken beide. Es wurde aber plötzlich wieder stille. Bald darauf aber fieng es von Neuem an. Jezt öffnete Herr K. ein nahe dem Gäßchen sich befindendes Fenster, um der Sache nachzuspüren. Kaum war das Fenster geöffnet, so hörte er wieder dieses Angstgeschrei an einer andern Stelle des Gäßchens, die seinem Hause am nächsten lag, ohne jedoch einen Menschen in diesem vom Monde beleuchteten Gäßchen zu entdecken, von welchem diese Stimme hätte kommen können. Diese neue Scene wurde sogleich jenem Freunde bekannt gemacht, der in Verbindung mit einer hellsehenden Person war, welche sehr genaue Aufschlüsse über solche Geisterscenen zu geben im Stande war. Jener Freund wendete sich sogleich an diese Person, und erhielt von ihr folgenden Aufschluß: „Dieses war die Stimme eines Geistes, der aus dem K'schen Hause gegangen war, worin er sich gewöhnlich aufhält. Es ist ein Mensch von mittlerem Alter, der in dem siebenzehnten Jahrhunderte in diesem Hause gewohnt hat, das den Hauptgebäuden nach schon 200 Jahre lang steht. Bei diesem Manne stand eine junge Frauensperson kleiner Statur, deren Haupt mit einem großen, auf beiden Seiten zugespizten Hut bedeckt war, welcher sich auf jeder Seite fast eine Spanne lang ausbreitete, und deren Leib mit einem schmal gefälteten Rock bekleidet war; ihre Schuhe waren zugespizt und deren Absätze sehr dünne. Dieses Mädchen wurde von jenem Menschen verführt und zu Falle gebracht. Bei diesen beiden Personen stand ein viel älterer Mann, als der erstere. Er schien wie der Vater der Weibsperson zu seyn. Er sezte den Verführer zur Rede, worüber ein heftiger Streit entstand, in welchem der Alte den Verführer umgebracht hat. Und da der Mörder die-

ses Verbrechen verbergen wollte, so begrub er den Leichnam in den hohlen, späterhin mit Bohlen belegten Hausgang, der von der Hausthüre nach dem Hofe führt." — Auf die Frage des Freundes: „ob Herr K. keine Reste von Menschenknochen finden könnte, wenn er den Boden des Hausganges aufbrechen und diesen ausgraben ließe?" wurde geantwortet: „Nein! so wenig, daß wenn das ganze Haus wieder neu erbaut werden sollte, der Geist doch nicht daraus vertrieben werden würde, weil seine Zeit noch nicht vollendet sey. Er gehe, aus langer Gewohnheit, im ganzen Hause herum, ob er gleich einige Theile desselben vorzüglich besuche. Der Herr bediene sich auch seiner, um manche der jeweiligen Bewohner auf das Schicksal gottloser Menschen aufmerksam zu machen, und sie nach und nach zu sich zu ziehen; auch um Andere zu warnen, nicht über Dinge zu spotten, die ihnen unerklärbar wären." Auf Befragen: warum denn nicht der Mörder, sondern der Ermordete sich erzeige, wurde geantwortet: „Der Mörder sey nicht in diesem Hause gestorben, und der Ermordete sey mitten in seiner gottlosen Laufbahn hingerafft worden." Endlich wurde bemerkt: „daß jener Geist noch allerlei Spuck machen werde."

Diese Erzählung stimmt mit demjenigen überein, was mir ein Jahr vorher die Seherin A. S. über dieselbe Begebenheit eröffnet hatte. Seit dieser Zeit sind, bis auf diesen Tag, noch mancherlei Spuckereien vorgefallen. Einst schliefen die K. Eheleute in zwei verschiedenen nebeneinander gelegenen Zimmern bei geöffneter Thüre. Mitten in der Nacht hörte Herr K. ganz deutlich Jemand in seinem Schlafzimmer herumgehen, er rief seiner Gattin, und fragte sie: ob sie denn aufgestanden wäre und in seinem Zimmer etwas suche? „Ich habe ja geschlafen, antwortete sie, und bin nicht aus meinem Bett gekommen." Ein andermal will derjenige, welcher das Handlungs-Comptoir Abends schloß, einer Mannsperson begegnet seyn, die er aber sogleich aus

dem Gesichte verlor. Manchmal grabelte es in dem im Saale befindlichen Ofenrohr, wie wenn Ratten darin herumliefen. Sehr oft hörte man, wenn obgemeldter Freund im stillen Kreis bei den K. Eheleuten den Abend zubrachte, einige Secunden lang in der Ecke des Wohnzimmers ein Tröpflen, wie wann, nach einem Regen, die Dachrinne noch eine Zeitlang in ein metallenes Becken tropft. Man war an dieß Tropfen endlich so gewöhnt, daß man einander anschaute und darüber lachte, ohne sich weiter dabei aufzuhalten. Der Haushund, der gewöhnlich nur fremde, in das Haus eintretende Personen anbellt, fing oft an zu bellen, wenn die Hausthüre verschlossen war, sogar mitten in der Nacht. Man schrieb dieses Anschlagen des Hundes den nahe an den Hausthoren vorbeigehenden Personen zu. Diese Erfahrung, die jeder Reisende macht, wenn er des Nachts durch ein Dorf fährt, kann allerdings hier angewendet werden; ob dieß aber immer der Fall sey, mag wohl bezweifelt werden, da es bekannt ist, daß die Hunde manche den Menschen unsichtbare Wesen sehen können und in solchen Fällen anschlagen.

Seitdem aber die K. Eheleute, durch die Länge der Zeit, an die vielerlei Wirkungen des Hausgeistes so ziemlich gewöhnt sind, so beachtet man sie weniger, und theilt auch Freunden und Verwandten wenig davon mit.

Zum Schlusse will ich nur noch bemerken, daß am Ende des Jahres 1833 eine in Hamburg wohnende Tochter ihre Eltern in A. besucht hat, und einem ihrer Anverwandten ins Ohr gesagt hat, daß auch sie die Wirkungen dieses Spuckgeistes erfahren habe.

J. F.

—

Der Ritter von Sachs, Geisterseher.

Als ich im Herbste 1812 in Strasburg war, hörte ich viel von dem Ritter von Sachs, einem in jenen Gegenden berühmten Geisterseher, sprechen. Da ich auf meiner Reise nach Frankreich Beiträge zur Erfahrungsseelenlehre sammelte, so wünschte ich diesen Ritter persönlich kennen zu lernen, und erkundigte mich nach seiner Wohnung, die ich bald erfuhr und ihm einen Besuch abstattete. Ich fand in ihm einen Mann bei Jahren, der sich von einer alten Magd bedienen ließ. Sein Benehmen und seine Unterhaltung verriethen einen einfachen, wenig gebildeten Mann; nur sein Blick hatte etwas Besonderes, Ausgezeichnetes. Als ich ihm die Personen nannte, die mich ihm empfohlen, und dann sogleich gerade zu mit dem Begehren herausrückte, aus seinem eignen Munde die Beschreibung seiner Erfahrung aus der Geisterwelt zu vernehmen: so holte er sogleich aus seiner Commode ein Heft heraus, worin, wie er sagte, seine Erfahrungen von Kindheit an aufgezeichnet waren. Er las mir Manches daraus vor. Vieles war unbedeutend und, ich möchte fast sagen, albern. Vielleicht möchte es für ihn selbst, durch das ihm wunderbar vorkommende Eintreffen der von ihm wahrgenommenen Einsprachen und Gesichte großes Interesse gehabt haben. Nur Weniges schien mir der Mühe werth zu seyn, angemerkt zu werden. Um den Mann genauer zu charakterisiren, will ich einiges von der ersten Gattung erzählen, so wie ich es in mein Reisetagbuch eingetragen habe.

Im hannövrischen Kriege, welchen er mitmachte, kam er zu Minden in ein Wirthshaus. Ein schönes Mädchen, die Tochter des Wirths bediente ihn. Sein feuriges Temperament trieb ihn an, das Kind zu verführen, als er plötzlich eine Stimme hörte, die ihm, durch Hersagung einer Stelle aus der heil. Schrift, die Warnung zurief: er solle die Unschuld schonen. Er erschrack und ward gehorsam. Bald darauf kam er in eine Waldung und sah einen schönen Grauschimmel daselbst weiden. Eine Stimme rief ihm zu: den wirst du reiten." Wirklich, als er in einem Treffen sein Pferd verlor, erhielt er, gegen alle Erwartung, jenes Pferd zum Reiten.

Einst saß er in Hrn. Lobstein des Wundarztes Haus bei einem Manne, dessen Rechtschaffenheit er kannte, und unterhielt sich mit ihm von Bonaparte, der damals im Gedränge zu seyn schien; als, (wie der Ritter sich ausdrückte) der Teufel ihm zum Fenster hineinrief: „Bonaparte wird siegen, und der (auf seinen gegenwärtigen Gesellschafter deutend) wird sich morgen ertränken."

Beides sey richtig in Erfüllung gegangen.

Er bemerkte ferner, daß die ihm erscheinenden Geister ihm meistens nur den Rücken zukehrten; er habe gleichwohl den Satan von Angesicht zu Angesicht gesehen und bemerkt, daß seine Augen wie Fischaugen aussähen.

Als er, während der Revolution, einst auf dem Stadtwalle bei dem Zaberer Thore spazieren gegangen, sah er ein Cabriolet, in welchem zween Offiziere saßen, die abstiegen und sich auf die Brustwehre des Walls begaben, und die äußern Festungswerke betrachteten, als wollten sie dieselben militärisch rekognosziren; er hätte dieselben keinen Augenblick aus dem Gesichte verloren, wäre ihnen nachgeschlichen, und stille gestanden, wenn die Offiziere stille standen, um alle ihre Bewegungen genau beobachten zu können. Da er aber denselben sehr nahe kam, wurde ihm mit lauter Stimme zugerufen: „Pack dich fort, und

gehe deines Weges!" Er, der Ritter, gehorchte zwar diesem Befehle; schauete aber, im langsamen Fortschreiten, unaufhörlich rückwärts, um seine Offiziere nicht aus dem Gesichte zu verlieren. Allein bald hernach sah er die Offiziere wieder in das Cabriolet steigen, und mit demselben plötzlich verschwinden.

Eine wichtigere Geschichte scheint folgende zu seyn, da sie Personen betraf, die in Straßburgs Vereinen von gebildeteren Personen allgemein bekannt waren. Frau von M., geborene von D., in dieser Stadt wohnhaft, lebte notorisch sehr übel mit ihrem verstorbenen Gemahl, und spielte noch obendrein, sowohl bei Lebzeiten desselben, als nach seinem Tode, in den Zirkeln ihrer Freunde die Rolle eines spottenden Freigeistes, der an keine Unsterblichkeit glaubt. Der Ritter von Sachs, der oft Zeuge dieser gottlosen Gespräche war, ärgerte sich einst so sehr, daß er sehnlich wünschte, seine Bekannte von ihrer Ruchlosigkeit zu bekehren. Einst habe er sich an die Verheißung Christi erinnert: „Wo zween unter Euch eins werden auf Erden, warum irgend es ist, daß sie bitten wollen, das soll ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel; denn wo zween oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen." Er bat hierauf Gott inbrünstig, der Frau von M. eine Erscheinung zu verursachen. Als ich ihm die Worte der Schrift vorhielt: „Hören sie Mosen und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, ob Jemand von den Todten auferstände;" so erwiederte er mir: „Diese Bibelstelle sey ihm eben so bekannt, wie die von ihm angeführten; der Herr hätte aber diese tröstlichen Verheißungen nicht den Gottlosen in der Hölle, sondern den glaubigen Kindern Gottes gegeben. Zudem enthalte die Bitte des reichen Mannes den verhüllten an Gott gerichteten Vorwurf, daß er diesem Manne die peinliche Strafe hätte ersparen können, wenn er, der Allmächtige, anstatt ihm seine Gebote

blos durch Mosen und die Propheten einzuschärfen, ihn durch die Erscheinung eines Verstorbenen erschreckt und dadurch zur Buße gerufen hätte. Gott lehne aber diesen verschleierten Vorwurf dadurch ab, daß er, der Allwissende, dem reichen Manne anzeige, daß dessen Brüder und alle seine Glaubensgenossen durch das Gesetz hinreichend gewarnt worden, um den Ort der Qual zu vermeiden, in welchem er selbst nun gepeinigt werde: weil er Mosen und die Propheten nicht gehört, und die von ihnen verkündigten Gebote Gottes nicht befolgt habe."

Ich gestehe gerne, daß ich dem Ritter von Sachs diese scharfsinnige Schriftauslegung nicht zugetrauet hatte, und wurde nur um so begieriger, den Erfolg seines Gebetes zu erfahren, den er mir nun mit einer zuversichtlichen Miene erzählte, indem er mir anzeigte, daß er bald nach dem Gebete die Frau von M. besuchte, und von ihr nebst ihrer Nichte erfuhr, daß an dem Tage des Gebets, als sie beide allein in ihrer Wohnstube saßen, man an der Thüre pochte. Frau von M. rief: „herein!" als es aber fortfuhr zu pochen, und Niemand hereintrat; so gieng Frau von M. hinaus, und, als sie ihren verstorbenen Gatten erblickte, sagte sie voll Wuth: „Du hast mich im Leben geplagt, willst du mich noch nach deinem Tode plagen? packe dich fort!" Die Nichte, die den Lärm hörte, soll zu ihrer Mutter gegangen seyn. Ob sie auch etwas gesehen habe? dieß hat mir zwar der Ritter von Sachs gesagt, ich weiß mich aber dessen nicht mehr genau zu erinnern. Nur dieß weiß ich noch gewiß, daß der Erzähler mich versichert, daß diese Erscheinung die Frau von M. so sehr von der Unsterblichkeit überzeugt habe, daß sie von der Stunde an nicht mehr darüber scherzte. Ob sie sonst ihren Lebenswandel gebessert habe, ist mir nicht bekannt worden. Ritter von Sachs berief sich hierin auf das eigene Geständniß der Frau von M. und ihrer Nichte. Er versicherte mich aber, er hätte sich wohl gehütet, denselben die Ursache dieser Er-

scheinung zu entdecken. Als mir nun Manches in seinen Erzählungen einen Verdacht des Selbstbetrugs einflößte; wagte ich es, ihm meinen Zweifel, mit liebreichen Worten, folgendermaßen zu äußern:

„Sie verzeihen einem Gelehrten, der schon mehrere Reisen gemacht hat, um Beiträge zur Erfahrungsseelenlehre zu sammeln, wenn er einem Manne, dessen Organisation so ganz besondere Eigenheiten darbietet, die bedenkliche Frage vorlegt: ob nicht vielleicht Sinnenbetrug, bei einer oder der andern der mir gütigst mitgetheilten Erfahrungen, zum Grunde gelegen sey, oder doch sich eingemischt habe? — Sachs: „Dieß geschieht sehr oft bei vielen Menschen, wenn sie nicht von Jugend auf gewöhnt worden sind, Schein von Wahrheit zu unterscheiden. Dieß ist aber bei mir wohl schwerlich der Fall." Ich bat den Ritter um Verzeihung wegen meiner unbescheidenen Frage, fing an von andern Gegenständen zu sprechen, und stand endlich auf, um Abschied von ihm zu nehmen, als er das Fenster öffnete, hinausschaute, und mich bat, doch einen Blick auf das Dachfenster des ungefähr 150 Schritte entfernten großen steinernen Hauses zu werfen. Ich that es sogleich. Er: „Was sehen Sie an jenem geöffneten Fenster? — Ich: „Eine schwarzbekleidete Person, in einen weißen Schleier gehüllt, wie eine Nonne." — Er: „Es ist ein optischer Betrug, der sich seit etlichen Tagen durch die Lichtstrahlen der untergehenden Sonne bildet. Es sind Kleidungsstücke eines Frauenzimmers, die an dem Fenster hängen" — Ich: „Es ist sehr täuschend." — Er: „Allerdings! Aber auch sehr belehrend. Es ist allgemein bekannt, daß man die Geisterseher für selbstbetrogene Schwärmer hält; aber weniger bekannt ist es, daß solche Leutlein viel sicherer, als andere organisirte Menschen, den Schein von der Wahrheit in gewissen Fällen unterscheiden können. Man führe sie z. B. nur an Orte, wo Gespenster spucken sollen. Die Geisterseher werden bald die Wahrheit entdecken, und oft die Ursache

des Scheins, fremden Betrug, oder Selbstbetrug, bestimmt angeben können. Vielleicht könnte diese meine Bemerkung Ihnen und anderen denkenden Gelehrten Anlaß zu interessanten Beobachtungen und anzustellenden Versuchen geben, die man mit Menschen und sogar mit gewissen Thieren machen könnte; ungefähr so, wie man dieß mit magnetisch hellsehenden Personen versucht hat." — Ich: „Ihre Bemerkungen scheinen mir sehr wichtig, es freuet mich ungemein, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, und ich würde mir die Erlaubniß ausbitten, mich noch länger mit Ihnen zu unterhalten, wenn nicht die Stunde meiner Abreise mich dieses Vergnügens beraubte." — Er: — „Ich bin ein unwissender alter Soldat, von dem Sie nichts lernen können; ich muß zu Ihnen in die Schule gehen, um mir eine Organisation erklären zu lassen, die ich habe, aber nicht begreifen kann." Und so schieden wir friedlich von einander.

Professor Ehrmann.

Der Warnsdorfer Wunderdoktor.

Es wird wohl wenige Gegenden geben, die nicht ihren sogenannten Wunderdoktor hätten, d. h. einen Mann (oder ein Weib), welcher nicht nach der gebräuchlichen — sondern auf andere Arten heilt, etwa durch Mesmerismus, Sympathie oder gar Magie; Heilungen, die, weil ihnen Ungewöhnliches, schwer oder gar nicht Begreifliches zu Grunde liegt, den Leuten als Wunder gelten und ihren Praktikern den Namen von Wunderdoktoren zuziehen. Unter mehreren in den Grenzdistrikten von Schlesien, Lausitz und Böhmen bekannten Heilkünstlern der Art verdient jedoch nach dem Ermessen des Einsenders gegenwärtigen Berichtes der Wunderdoktor in Warnsdorf, einem böhmischen Dorfe unweit der Grenze der sächsischen Oberlausitz, eine vorzügliche Beachtung, indem er seine Collegen in Rücksicht des Wunderhaften weit hinter sich zurückläßt, maßen er nicht bloß ein medicinisches — sondern ein Lebens-Orakel überhaupt ist, oder mit andern Worten, ziemlich das, was man sonst einen Schwarzkünstler nannte. Daß er großen Zulauf hat, läßt sich denken, ebenso daß seine Wunderkuren und Aussprüche oft genug gepriesen werden. Was aber Einsender dieses veranlaßt, den Mann hier im Magikon zur Sprache zu bringen, sind zwei außerordentliche Thatsachen, die sich kürzlich in Bezug auf den Wohnort des Verfassers und den Kreis seiner Bekannten zugetragen haben.

Also Erstens: Der Sohn eines daselbst wohnhaften

Handwerkers war, auf der Wanderschaft befindlich, gleichsam verschollen und selbst polizeiliche Nachforschungen vermochten vor der Hand nicht, ihn auszumitteln. Der Schmerz seiner Angehörigen, die ihn als verunglückt betrachteten, war groß. Da veranstaltete ein Theilnehmender durch die wöchentlich nach Warnsdorf zum Wunderdoktor gehende und mit Aufträgen mancherlei Art an ihn beladene Botenfrau eine Anfrage bei ihm wegen des Todtgeglaubten. Die Frau nahm weiter keine Data über diesen mit, als von denen, die sie schon wußte, daß sie einzig erforderlich seyen, Taufnamen und Alter. Mit Hülfe dieser beiden Angaben, eines Kartenspiels und einer Wünschelruthe sagte nun der Magiker aus: Der Vermißte sey von Statur und Temperament so und so beschaffen (wie er es wirklich ist), er sey Anfangs mit einem jungen, langen Menschen zusammenmarschirt (dieß war von Düsseldorf aus bis durch die Schweiz in Gesellschaft eines Landsmannes von ihm geschehen, wie Lezterer nach Hause geschrieben hatte), durch einen unbedeutenden Umstand seyen sie von einander getrennt worden (an der Grenze von Vorarlberg, wo die Polizei den Vermißten in das Badensche zurückschrieb, seinem Kameraden aber die Weiterreise — nach Salzburg — gestattete), er sey jezt nicht weit von Ungarn, wo er hinein — und wo es ihm gut gehen werde; er werde sich auch in der Folge nicht zu Hause, sondern in der Fremde etabliren. Uebrigens sey Nachricht von ihm so nahe, wie die Nase dem Munde. — Mit diesem erfreulichen Bescheide kam die Frau nach Hause und Tags darauf traf ein Brief aus Ischl im Salzburgischen ein, worin abseiten der dortigen Polizei gemeldet wurde, der Gesuchte sey dort durch und nach Grätz (in Steyermark) marschirt; aus welcher Richtung sich dann abnehmen ließ, daß er nach Ungarn gehen werde. Und nach wenigen Tagen kam ein Brief von ihm selber, aus Eisenstadt in Ungarn, wo er Arbeit gefunden hatte und es ihm wohlging. Zwei darin erwähnte

frühere Briefe von ihm waren nicht angekommen, daher die Ungewißheit über sein Schicksal. Einsender dieses kennt die Familie und verbürgt den hier kurz erzählten Hergang der Sache.

Zweitens. Ebenfalls ein bekannter desselben, Vorwerksbesitzer Z. allhier in G., ein junger Mann, thätiger und geschickter Oekonom, der erst seit einem Jahr Besitzer ist, hatte das auffallende Unglück, daß ihm alle Kälber bald nach dem Wurf krepirten; nach eingezogenen Erkundigungen war es auch seinem Vorgänger — und da dieser das Vorwerk nicht lange besessen, auch dessen Vorfahr in der lezten Zeit nicht besser ergangen. Ja, was mehr, selbst kein Kind, welches während dieser Zeit auf dem Gute geboren wurde, war am Leben geblieben; sieben Kinder, wovon die Mehrzahl die außerehelichen der Mägde bildeten, waren gestorben, auch die Frau des dermaligen Besitzers brachte ein todtes Kind. In seiner Unruhe über diese Vorfälle gab er dem Zureden Anderer nach und fuhr nach Warnsdorf zu dem Wundermann. Nachdem er diesem sein Mißgeschick erzählt, meinte derselbe, das sey eine weitläufige Geschichte, und fragte ihn, ob er nicht des andern Morgens wieder kommen könne, da er ihm dann Auskunft ertheilen werde. Auf die Bemerkung des Abhülfe Suchenden, daß er noch heute und sobald als möglich sich wieder auf den Rückweg machen wolle, entschied sich der Magiker, die Sache sogleich vorzunehmen. Er saß vor einem Tisch, auf welchem eine Bibel bei'm Evangelium des Johannis und noch ein Buch aufgeschlagen lag, in welches er öfters sah. Mit einer Wünschelruthe von Messingdraht in den Händen murmelte er Fragen vor sich hin, bei deren einigen die Ruthe sich drehte. Nach einer Weile erklärte er dem Besuchenden, es verhälte sich mit seinen Kühen in der That so und es sey etwas geschehen, was die Ursache davon sey; um dieß zu erfahren, müsse er aber in die andere Stube gehen, wohin ihm Jener nicht

folgen dürfe. Was er hier vorgenommen, würde man nicht wissen, wenn nicht der Knecht des Oekonomen mit dessen Fuhrwerk vor dem Hause und den Fenstern dieses Zimmers gehalten — und hineinsehend bemerkt hätte, daß der Mann sich darin vor einen ganz großen Spiegel gestellt und längere Zeit vor selbem verweilt hätte, welche Nachricht er seinem Herrn auf dem Nachhauseweg mittheilte. Als nun Jener wieder in die Hinterstube zu seinem Besuch zurückgekehrt war, eröffnete er demselben zuerst die Beschaffenheit seines Gehöftes, insbesondere die des Kuhstalles, gab ihm die Zahl der Kühe an und sagte ihm, der Schabernak sey vor einigen Jahren durch einen damals auf dem Hofe dienenden Knecht verübt worden, welcher innerhalb des Kuhstalles einen starken Schritt von der großen Hauptthüre, durch welche die Kühe aus- und eingetrieben werden, ein junges Rind sammt Topf- und Glasscherben vergraben habe. Dieß sey Schuld, daß alles Weibliche, welches hinüberschreite, nichts am Leben Bleibendes zur Welt bringen könne; es müsse daher das nunmehrige Gerippe ausgegraben und die sämmtliche darum befindliche Erde, ja die ganze obere Erdlage im Kuhstalle weg — und in eine große, zuvor im anstoßenden Obstgarten gegrabene Grube — dagegen die Erde aus dieser in die Stelle jener gethan werden. Wenn dieß geschehen, solle er jeder Kuh einen Häring und dann etwas von einem (grünlichen Kräuter-) Pulver geben, welches er ihm dabei überlieferte. In Folge dieses Verfahrens werde derjenige, welcher den Streich gespielt, falls er noch lebe, sich bald bei ihm einfinden und ihn dringend um etwas bitten, was er ihm aber ja nicht gewähren möge, und sollte das Begehr nur eine Stecknadel betreffen; sollte er aber schon gestorben seyn, so werde er sich bald auf eine andere Art zu erkennen geben. — Mit dieser Auskunft und Vorschrift beladen, fuhr der Vorwerksbesitzer ziemlich ungläubig nach Hause, unternahm auch nichts, bis ihn das

abermalige Vorkalben einer Kuh ziemlich stark daran erinnerte. Mit Hülfe eines Knechtes schritt er nun selbst an das Werk, grub an der bezeichneten Stelle des Stalles und fand wirklich das Skelet eines etwa jährigen Rindes, an dessen Knochen noch schwarze Reste vermoderten Fleisches saßen und darunter Topf- und Glasscherben. Auch alle übrigen Vorschriften wurden genau befolgt, und in vierzehn Tagen hatte der Wirth die Freude, das nächstgeborne Kalb am Leben erhalten zu sehen, so daß er es später als ein tüchtiges an den Fleischer verkaufen konnte. Seitdem sind mehrere Kälber gekommen und alle gut gediehen. Aber dem Knecht, welcher seinem Herrn beim Ausgraben geholfen hatte, ergieng es in der Nacht darauf schlecht, wie er am andern Morgen diesem erzählte. Er wurde nämlich, seiner Aussage zufolge, in der Nacht durch ein in seiner Kammer sich erhebendes Getöse, welches er einem Sturmwinde verglich, aus festem Schlafe geweckt, sein Deckbett wurde ihm darauf mit Gewalt entrissen, und als er aufgestanden, es von dem Fußboden aufzunehmen und wieder auf das Bett zu legen, hob sich dieses während seines Wiedereinsteigens dermaßen in die Höhe, daß er zurückstürzte, und da er gleichzeitig eine schwarze Gestalt an seinem Bett bemerkte, rief er vor Angst nach Hülfe, welches indeß bei Abgelegenheit seiner Schlafstelle Niemand hören konnte. Da er erklärte, nicht mehr in der Kammer schlafen zu wollen, ermuthigte ihn sein Herr wenigstens zu einem nochmaligen Versuch, wobei er sich ja einen Hund mit hineinnehmen könne. Dieß geschah, und der Knecht schlief die folgende Nacht trotz aller Furcht, theils vor Müdigkeit, theils auch dem Hunde vertrauend, ein, wurde aber mitten im Schlafe durch das Bellen des Hundes geweckt, welcher erst nach längerer Zeit wieder ruhig wurde, ohne daß jedoch sonst etwas erfolgte. Die dritte und die folgenden Nächte ist Alles ruhig geblieben und

somit scheint diese ganze Angelegenheit glücklich beendigt zu seyn.

Obwohl einem bei dergleichen Geschichten der Verstand, wie man zu sagen pflegt, still steht, so kann ebenderselbe nichts desto weniger nicht umhin, nachzuforschen, so weit es geht; denn unbedingtes Zweifeln und Verwerfen ist ein etwas allzubequemer und nicht einmal recht befriedigender Ausweg. Wir finden aber in jenen Geschichten zwei Anhaltspunkte, die uns wenigstens auf bereits anerkannte, wenn auch noch nicht deutlich erkannte Data führen; es ist dieß die Wünschelruthe und der Spiegel. Daß man mittelst ersterer etwas Gesuchtes finden, eine Frage beantwortet erhalten könne, ist, nachdem man ältere Zeugnisse verworfen hatte, durch neuere Erfahrungen bestätigt worden. Daß aber zum magnetischen Hellsehen Disponirte durch das Sehen in einen Spiegel das somnambüle Vermögen in sich wecken und dann Auskunft über Dinge geben können, die ihnen zur Aufgabe gemacht worden, ist ebenfalls eine durch die Erfahrung bestätigte Sache. Und so wäre denn Etwas und gleichsam von Weitem erklärt. — Das grüne Pulver war wahrscheinlich Johanniskraut (**hypericum perforatum**), welches bekanntlich sonst gegen Bezauberung angewendet wurde.

Wie aber Folgendes, wo Einsender ebenfalls Bekannte aus seinem Wohnort zu Gewährsmännern hat? Diese waren zum Wunderdoktor nach Warnsdorf gereist und fanden das Empfangzimmer schon ziemlich besezt. Die Leute kommen nach der Reihe ihres Eintritts vor und der Magiker handelt mit Jedem Alles laut ab, was für Manche eben nicht angenehm seyn mag, da er sich nicht genirt, den Leuten mancherlei über ihr Leben zu sagen. So kam denn auch ein Mann an die Reihe, der ein Mittel für sein Unwohlseyn begehrte. Der Wundermann sah ihn längere Zeit fest an und sagte ihm dann frei ins Gesicht, er habe ja schon zweimal einen Mordversuch gemacht und zwar

an seiner Frau, weil er eine andere heirathen wolle, er gehe auch jezt noch mit Mordgedanken um, wovor er sich ja hüten solle; übrigens werde seine Frau nicht mehr lange leben, sondern an einer natürlichen Krankheit sterben, da er dann seine Geliebte heirathen könne, mit der er aber auch nicht glücklich leben werde; doch daure er ihn und daher wolle er ihm etwas geben, das er, während er mit seiner künftigen Frau zur Trauung vor dem Altare stehe, bei sich tragen solle, dann werde er gut mit ihr leben. — Der Angeredete war gleich Anfangs erbleicht und gestand nun, es verhalte sich Alles so. — Was soll man hierzu sagen? — Daß der Wundermann vermöge seiner somnambülen Fähigkeit mittelst Anstarrens und gleichsam Hineingehens in den vor ihm Stehenden dessen Inneres, sein bisheriges und künftiges Schicksal zu erkennen und auszusprechen vermag. — Entfernte Kranke haben ihm ein Büschel Haare zu schicken, an welchen er Alter, Geschlecht, Temperament und Krankheit der Uebersender erkennt und z. B. sogar sagen kann, ob Jemand bucklig ist. Hierauf verordnet er etwas oder nimmt wohl auch nur mit den Haaren eine Prozedur vor. — Der Mann ist nun fünfzig Jahre alt, stark und wohlbeleibt, trinkt viel Wein und ißt nur ein wenig Brod; Jemand traf ihn des Morgens im Bett, wie er ein Glas Kräuteraufguß trank. Seine Kunst soll er im böhmischen Grund gelernt haben, der sich im böhmisch-lausitzer Gebirge befindet; wie denn überhaupt in Böhmen noch viel Kenntniß und Gebrauch sympathetischer und magischer Beziehungen zu Nutzen und Schaden im Gange ist.

Magisch-magnetischer Zustand eines Mädchens.

Elisabetha Traubin von einem Weiler des Mainhardter Waldes im württembergischen Oberamte Weinsberg, ein Mädchen von 13 Jahren, das früher gar keine Krankheitszufälle hatte, wurde Abends zwischen sechs und sieben Uhr um Gras zu holen in den Wald geschickt. Da es lange nicht zurückkam, so wurden seine Eltern besorgt und suchten es im Walde überall, aber fanden von ihm keine Spur. Ihre Sorge wurde um so größer, als noch Nachts 10 Uhr das Mädchen nicht zurückgekommen war. Endlich fanden sie das Kind Nachts zwischen 11—12 Uhr auf der Staffel ihres Hauses liegend, steif, kalt und wie todt. Man trug es in's Bett, und da blieb es bis Morgen ohne sprechen zu können wie in einem Scheintode liegen. Als ihm endlich Leben und Sprache wieder kam und man es über sein Ausbleiben befragte, machte es folgende Erzählung.

„Als ich einen Ort zum Grasen im Walde suchen wollte, kam ich auf einen ebenen Platz, der war wie mit einer Schaufel umstochen in einem Kreis herum und aus diesem Kreis konnte ich nicht mehr herauskommen, ich fiel immer wieder in ihn hinein. Da kam eine weiße Frau, die sagte zu mir: „stehe auf du schwacher Körper und gehe mit mir mit einem unerschrockenem Herzen." Nun fühlte mir die Frau dreimal mit einem Finger in's Gesicht, worauf ich mich heftig brechen mußte. Was ich da erbrach, waren sonderbare Dinge, Schwefelsteckelchen, Lichterstömp-

chen, Pechkügelchen mit Haaren umwickelt. Die weiße Frau gieng nun einige Schritte von mir weg und schien da wieder etwas für mich zu gebrauchen, worauf sie wieder nahe zu mir kam ohne mich zu berühren. Da erbrach ich mich noch einmal und zwar das Doppelte solcher Dinge. Die weiße Frau sagte dann: auf diesem Platze hättest du sterben müssen und Jede von ihnen hätte ein Glied von dir erhalten. Drei werden nun kommen, die aber dürfen nicht finden, was du erbrachest, ich verberge es hier unter den Wasen. Kommen die drei, so schaue sie genau an, damit du sie erkennest, aber erschrecke nicht! — Nun kamen drei schwarze Gestalten, von denen ich aber nichts als Gesicht und Hände sah und wollten mit ihren Händen in mein Gesicht fahren. Da gab die weiße Gestalt, die mir immer zur Rechten blieb (die schwarzen Gestalten kamen von der Linken), einen Stoß, daß ich vor ihnen weggeworfen wurde. Nun hob mich die weiße Gestalt auf, und umfaßte mich und trug mich durch die Luft fliegend wie eine Feder, während die drei schwarze Gestalten uns nachjagten. Die weiße Frau flog mit mir durch drei Markungen die Schwarzen immer nach und endlich nach einer großen Stadt zu, und in sie herunter in eine große Kirche. Da konnten die Schwarzen nicht nach. In dieser Kirche gebrauchte mir die weiße Gestalt wieder gute Dinge. Dann nahm sie mich wieder zurück bis zu meiner Eltern Haus, da legte sie mich auf die dritte Staffel nieder, von wo an mein Bewußtseyn verschwand."

Es brachen nun bei dem Mädchen von neuem convulsivische Anfälle aus, was die Eltern für Epilepsie hielten, es war aber ein völliger magnetischer Zustand. Die Crisen kamen nur hauptsächlich zwischen elf und zwölf Uhr Morgens. In ihnen erschien ihr immer die weiße Gestalt, hielt mit ihr religiöse Gespräche, und sang mit ihr Lieder. Die schwarze Gestalten erschienen zugleich und es begann immer ein Kampf mit ihnen, in welcher ihr die weiße Ge-

stalt beistund. Der Kampf dauerte immer eine Stunde. Sie bezeichnete jene feindlichen Gestalten als lebende Personen, die ihr Uebles wollten. In diesem Zustande erkannte sie anwesende Personen mit geschlossenen Augen. Die weiße Gestalt gab ihr immer Mittel zu ihrer Heilung an. Sie sagte ihr namentlich ein Gebet, das zu ihrer Heilung diene, das müsse sie aber allein sprechen und dürfe davon weiter mit keinem andern Menschen reden. Dieß befolgte sie aber nicht und die Anfälle vermehrten sich immer. Andere Mittel, die die weiße Gestalt ihr angab, wurden zwar zum Theil gebraucht, aber nur nachläßig, nie vollständig und nie zur Stunde, auf der die weiße Gestalt beharrte. So hatte sie auch von ihr gefordert, sie solle neun Tage lang nicht zum Fenster hinausschauen und neun Tage lang überhaupt nicht an's Licht gehen. Auch dieß wurde nicht befolgt. Die weiße Gestalt sagte ihr indeß immer, sie wäre in neun Tagen befreit worden, hätte sie ihre Vorschriften alle glücklich befolgt. In ihrem magnetischen Schlafe erschien ihr auch oft die Gestalt eines schwarzen Männleins, das ihr Geld anbot, allein sie sagte immer: von einem so schwarzen Männlein will ich kein Geld, bringe es nur jenen dreien! — Ein sechsjähriger Bruder, der neben ihr lag, erblickte dieses schwarze Männlein ebenfalls so oft es ihr erschien und schrie da immer: dieß schwarze Männlein solle weichen! Als dieser Zustand bei dem Mädchen noch andauerte, kamen die Eltern mit ihm zu mir, machten mir jene Erzählungen und erbaten sich meinen Rath. Ich erkannte ihren Zustand natürlich für einen ideosomnambülen Zustand und gab den Eltern dringend auf, alles das auf's Pünktlichste zu besorgen, was die weiße Gestalt zur Heilung des Mädchens im Schlafe angebe.

In der nächsten Christnacht machte ihr die weiße Gestalt auch wieder mehrere Verordnungen mehr magischer Art und erklärte auch, es werden auf solche ihr durch den Stuhlgang drei schwarze Käfer abgehen, worauf erst ihre Heilung

erfolgen könne. Die weiße Gestalt bestimmte ihr die Stunde im Schlafe, zu der das geschehe, namentlich zwischen 12 Uhr Mittags. Die Eltern behaupteten, daß dieß nach genauer Befolgung der Vorschriften, die die Gestalt dem Mädchen im Schlafe verordnet, auch wirklich geschehen seye. Zwischen 1 und 2 Uhr erschien ihr dann zum leztenmal die weiße Gestalt und sagte zu ihr: „Nun ist dir geholfen, bleibe auch fortan auf gutem Wege, ich komme nun nicht mehr zu dir!" — Von nun an verschwanden bei diesem Mädchen alle convulsivischen und magnetischen Zufälle, und es blieb gesund bis auf diesen Tag.

Der zunächst hier abgedruckte, räthselhafte Spuck mit einem Kinde aus der Schweiz, hat mit diesem Vorliegenden, besonders was das Verschwinden und Hinwegführen des Kindes, in der vorstehenden Geschichte von einer weißen, der nachstehenden von einer schwarzen Gestalt, betrifft, viele Aehnlichkeit.

Räthselhafter Spuck mit einem Kinde
(aus der Schweiz.)

Mitgetheilt von Herrn Obrist v. Pfiffer in Luzern.

Im Kanton Uri in der Gemeinde Silenen bei Stüg lebt eine nicht wohlhabende, aber brave Familie, deren Mitglieder sind: der Großvater Johann Joseph Tittli, 60 Jahre alt, sein Sohn Johann Joseph, 24 Jahre, seine Ehefrau Ursula Tryisch aus der Nachbargemeinde Silenen, auch 24 Jahre alt, deren Kinder, zwei Knäbchen, das ältere Johann Joseph, jezt ungefähr 3 Jahre, das jüngere 2 Jahre alt. In dieser Familie trug sich den 26. August 1837 der wunderbare und unbegreifliche Vorfall zu, daß das ältere Kind drei Tage, aus der Eltern und vieler nachsuchender Menschen Augen in einer eingeschränkten Gegend entschwunden war, nach drei Tagen aber in derselbigen Gegend wieder erschien und allerhand Wunderbares erzählte, das mit ihm indessen vorgegangen wäre. Was ich aus dem Munde der Eltern und des Kindes hierüber erfragte, werde ich hier wörtlich mittheilen. Der Großvater, die Mutter und die zwei Kinder befanden sich benannten Tag auf dem sogenannten Brüstenberg bei Stüg auf einer Alp, Rupleben genannt; der Vater aber war auf einer andern benachbarten Alp, wo er in Geschäften stand. Da es Sonntag war, so gieng die Mutter nach Stüg in die Kirche, der Großvater blieb mit den beiden Kindern allein in einem Häuschen auf der Alp, auf welcher sonst viele andere Menschen, auch Verwandte von der Familie, wohn-

ten. Er hatte das kleine Kind auf dem Arme, das grössere war mit einigen andern älteren Kindern ungefähr sechzig Schritte weit vom Haus in ein kleines Wäldchen gegangen, um in ein hölzernes Geschirrchen Erdbeeren zu sammeln. Da das Kind in dem Wäldchen leicht auf den umliegenden Steinen und Gesträuch hätte fallen können, so gab der Großvater, der das kleine Kind auf dem Arm hatte, welches fortwährend schrie, immer Acht auf dasselbe, und rief es zurück, indem er dem kleineren etwas Milch wärmen wollte, um es zu stillen. Während der Zeit rief er das Kind noch einmal ernstlich zurück, welches antwortete, es wolle jezt gleich kommen. Der Großvater gieng nun ins Haus und gab dem Kinde die Milch; unterdessen kam die Schwägerin der Familie, welche aus der höhern Gegend etwas Schnee geholt hatte, von da zurück und hörte das Kind im Wäldchen sehr laut schreien. Sie schickte sogleich ihren Knaben, nach dem Kleinen zu sehen, während sie zum Großvater, der noch mit Stillen des Kindes beschäftigt war, ins Häuschen eilte und ihm sagte, das Kind im Walde schreie so sehr. Dieser lief sogleich, das kleine Kind auf dem Arme tragend, nach der Gegend, wo es gewesen war, sah und hörte aber nichts mehr von ihm, und fand nur das kleine hölzerne Geschirr. Ungefähr zehn herbeigerufene Menschen durchsuchten nun das keine Viertelstunde lange Wäldchen, fanden aber das Kind nicht; auch der erstgeschickte Knabe hatte nichts von ihm gesehen. Jezt kam auch die Mutter von der Kirche zurück. Der Großvater gieng ihr entgegen und meldete ihr mit Angst, was sich zugetragen; sie konnte es nicht glauben, lief aber sogleich, ihr Kind zu suchen; jedoch ihr lautes Schreien, Weinen und Klagen mit fortgeseztem Suchen auf dem kleinen Bezirk, wo es nicht hätte möglich seyn können, in so kurzer Zeit zu verlaufen, und das Suchen aller Andern war vergebens. Die Mutter, eine hübsche Frau, blieb sogar suchend die ganze Nacht mit mehreren Andern auf diesem

Bezirk. Doch das Kind war und blieb verschwunden, Niemand sah und hörte etwas mehr von ihm. Sie glaubten, es sey entweder in den nicht weit davon herabströmenden Bach gefallen oder ein Geist habe es genommen. Dieses Leztere soll sich schon mehrmals in den hohen Berggegenden zugetragen haben. Den andern Tag wurde nach dem Vater geschickt, dieser konnte nun auch freilich weiter nichts helfen, als suchen, welches er weinend that mit Hülfe vieler Personen aus der Umgegend. Am Dienstag wurde mit zwölf Personen gesucht und am Mittwoch mit sieben. Da nun gar keine Spur mehr zu finden war, weder im Wäldchen noch im Bach, welcher unten bei Stüg vorüberfließt, ward beschlossen, ins End oder die Todtenglocke zu läuten, wobei der Sage nach Hoffnung seyn soll, wenn nämlich ein Kind von einem Geist genommen worden sey, daß dasselbe sich wieder einstellen könne. Es war nun am Mittwoch 5 Uhr Abends, da wirklich die Todtenglocke in Stüg läutete, daß zwei Knaben, der eine 13, der andere 10 Jahre alt, sich oberhalb des Platzes befanden, wo das Kind verloren gegangen war; von Ungefähr sahen sie hinab und bemerkten, daß sich etwas am Boden bewegte: es war das verlorne Kind, welches mit kleinen Steinchen spielte und beschäftigt war, Häuschen davon zu machen. Eben jezt wollte es sich aufrichten, sank aber sogleich wie vor Schwäche wieder zurück. Der jüngere stieg hinab zu ihm, es erschrak aber so sehr, daß es am ganzen Leibe zitterte. Die Stelle, wo es gefunden wurde, ist an der Seite des Wäldchens an einem Bache, wobei ein ganz kleines Nebenbächchen ist, durch das das Kind hätte gehen können, ohne daß das Wasser ihm über die Schuhe gegangen wäre. Neben diesem Wässerchen befand sich das Kind auf einem Stein; sein Röckchen war aufgeknöpft, vornen, von Unten ein ganzes Stück herausgerissen, Käppchen und Schuhe hatte es verloren, die Strümpfe waren an den Sohlen ganz weggerissen, so daß es auf

bloßen Füßen gieng, die Füße jedoch ganz unversehrt, sonst befand sich das Kind außer großer Schwäche ganz munter, hatte volle, rothe Backen und klagte bloß über Schwäche und Schmerz unter der Brust. Der Knabe, der zu ihm gekommen war, nahm es mit sich in seiner Leute Haus, welches nicht weit davon war. Man gab ihm etwas zu essen, und dahin wurde der Vater gerufen, dem es Kußhand reichte. Die Mutter erkannte es nicht mehr sogleich; erst nachdem sie es auf den Arm genommen und gefragt hatte: Johann Joseph kennst du mich denn nicht mehr? erkannte sie das Kind und gab auch ihr die Kußhand. Auf die Fragen, wo es gewesen und was es gemacht habe, gab es Folgendes zur Antwort. Es sey ein großer, schwarzer Mann gekommen, der habe es im Genick gefaßt und sehr geschwinde seitwärts durch das Wäldchen getragen und auf den Ort gebracht, wo es gefunden worden. Durch das schnelle Tragen sey ihm in Gesträuchen das Käppchen und die Schuhe verloren gegangen, auch das Röckchen zerrissen. Als es aus Furcht so stark geschrieen, habe der schwarze Mann gesagt, es solle nicht schreien, es geschehe ihm nichts zu leid. Es habe auch seine Mutter ganz neben sich schreien und weinen gesehen, es hätte auch wollen schreien, sey aber durch den Schwarzen verhindert worden. Jemand von den Suchenden, den das Kind wohl kannte, sey sogar über den Platz, wo es sich befand, mit einem Stecken hingegangen. Dieses war auch in der That der Fall. Ferner erzählte es, es sey im Himmel gewesen, habe eine schöne, weiße Brücke gesehen, auch schöne, weiße Häuser, die Menschen hätten musicirt und getanzt, es habe das Alles auch mitgemacht und habe auch noch zwei weiße Rosse gesehen. Fragt man, ob es auch geschlafen, so sagt es: ja, es hätte, auf einer Seite liegend, den Kopf auf den ausgestreckten Arm gelegt, geschlafen. Von dem Regen, der die zwei Nächte fiel, weiß es nichts; wenn man es weiter und Mehreres frägt, so gibt es keine Antwort

mehr. Als interessant erzählte es, daß es beinahe in das kleine abfließende Wässerchen gekommen wäre, es sey mit dem Kopf ganz nahe daran gewesen. Gegessen habe es nichts; zu dem schwarzen Mann wolle es nicht mehr, es wolle den Schutzengel bitten, daß es wieder in den Himmel komme, es sey da schöner als hier. Das Kind ist sonst gesund und munter und nie krank gewesen, hat sehr früh zu reden angefangen, beträgt sich wie gewöhnlich unter Kindern etwas ausgelassen. Es hatte nicht gern, daß man aufschrieb, was man mir erzählte, und suchte mich durch Schreien zu stören. Es ist für sein Alter gesund und stark, die Gesichtszüge freimüthig, die Augen dunkel, die Haare blond und sieht dem Vater ähnlich. Es gibt sich nicht gerne mit andern Kindern ab, lieber mit den Eltern, zu Hause hauptsächlich mit der Mutter. Es betet auch sehr gerne und unaufgefordert Morgens und Abends, besonders zu dem Schutzengel, der es wieder in den Himmel bringen soll. Es fordert die Eltern öfters auf, in die Kirche zu gehen. Von dem Pfarrer in Stüg ist ein besiegeltes Zeugniß über die Wahrheit der sich zugetragenen Geschichte, so wie über die Unbescholtenheit der Familie, ausgestellt worden.

Aufgeschrieben den 13. November 1837.

Ahnungen.

Paul Rabaut, erster protestantischer Prediger in **Nismes**, hat mich (Hr. Dr. Leß, gewesenen Professor der Theologie in Göttingen) versichert, mehr als einmal durch Ahnungen der Gefahr, die ihn bedrohete, entgangen zu seyn. Einsmals ward ihm beim Abendessen plötzlich der Gedanke fast unwiderstehlich, du mußt gleich aus dem Hause gehen, und anderswo schlafen. Seine Frau lag ihm sehr an, es nicht zu thun, weil nicht der geringste Anschein der Gefahr da war. Sein innerer Trieb aber ließ ihn nicht ruhen. Er gieng weg an einen andern Ort; und den folgenden Morgen brachte ihm einer der Aeltesten seiner Gemeinde die Nachricht, daß um 3 Uhr des Morgens ein Detaschement Soldaten sein Haus umgeben und ihn gesucht hätte.

Dergleichen Vorempfindung hätte er, wie er mich (Leß) versicherte, öfters. Und seine Versicherung ist mir wichtig; denn nie habe ich einen Mann gekannt, der von aller Schwärmerei und Eigendünkel weiter entfernt, und mehr geschickt war, Erfahrungen dieser Art anzustellen, als er. (Dr. Leß, gegenwärtiger Zustand des Prot. in Frankr. in Walchs neuester Religionsgesch. Th. 6. Lemgo 1777. 8. S. 24.).

In einer ähnlichen Lage befand sich, während der Schreckenszeit der französischen Revolution, der durch mehrere theologischen Schriften bekannte Herr **Rudolph Salzmann** von Straßburg. Er wurde, als vermeinter **Aristokrat** (so nannte man die Feinde der Revolution), ver-

folgt und in allen Winkeln aufgespürt, um ihn auf die Guillotine (Köpfmaschine) zu liefern. Saltzmann verkroch sich in die Gebirgswälder des mittäglichen Frankreichs, und da er, als Protestant, sich am sichersten in dem Hause eines katholischen Geistlichen glaubte, der ihn liebreich aufnahm, so verweilte er daselbst einige Zeit.

Am Ende fühlte er eine Ahnung, daß man seinen Aufenthalt erfahren hätte, und bat den frommen Geistlichen, ihm eine Empfehlung an einen seiner Freunde zu geben, indem er sich bei ihm nicht mehr sicher glaubte und entschlossen wäre, morgen in aller Frühe abzureisen. Vergebens suchte ihn der Geistliche zu beruhigen und ihn zu bitten, noch länger bei ihm zu bleiben. Saltzmann bestand auf seinem Vorhaben, und nahm mit Dank das Empfehlungsschreiben des Geistlichen an, der ihm den Weg beschrieb, welchen er zu nehmen hätte, und gab Befehl, dem lieben Wanderer um 6 Uhr des folgenden Morgens das Frühstück vorzusetzen. Beide Freunde begaben sich hierauf zur Ruhe. Aber um 2 oder 3 Uhr des Morgens überfiel Saltzmann eine große Bangigkeit, mit einem unwiderstehlichen Drange verbunden, sogleich, ohne Nahrung zu nehmen, in aller Eile zu fliehen. Er zog sich an, nahm von seinem hierüber erstaunten, treuen Gastwirthe Abschied, und begab sich sogleich auf den Weg. Nun kam er an einen Scheideweg, und wußte sich nicht mehr genau zu erinnern, ob er, nach der ihm von dem Geistlichen gegebenen Anleitung, den zur Rechten oder den zur Linken liegenden Weg gehen sollte; nur so viel wußte er noch, daß der eine dieser Wege an einen Ort führte, wo Feldjäger (gensd'armes) sich aufhielten, welche wahrscheinlich seine Personalbeschreibung (Signalement) in Händen hatten. In diesem gefährlichen Standpunkte warf er sich auf die Kniee, und bat Gott inständig, ihm den sichersten Weg anzuzeigen. Hierauf warf er das Loos, und schlug den ihm vorgeschriebenen Weg ein, der ihm von dem Geistlichen angedeutet war, wo er den Em-

pfehlungsbrief abgab, und dadurch der ihm drohenden Lebensgefahr entgieng: denn er erfuhr, daß bald nach seiner Abreise die Behausung des Geistlichen von Feldjägern umringt worden war, welche den Flüchtling, in allen Winkeln des Hauses, wiewohl vergebens aufsuchten. E.

Aufhebung der Schwerkraft.

Den neuesten Nachrichten aus Indien zufolge ist der Bramin, der sich zu Madras durch sein unerklärbares Sitzen in der Luft auszeichnete, gestorben und hat sein Geheimniß mit ins Grab genommen. Nach der Erklärung eines Eingebornen in der Calcutta-Literary-Gazette wird in den Schasters die Kunst, in der Luft (schwebend) zu sitzen, förmlich gelehrt, und es hängt davon ab, daß durch ein mühevolles Verfahren, Athemunterdrücken, Reinigen der Gefühle, die relative Schwere des Körpers vermindert wird. Schon Ihn Batula sah am Hof des Kaisers von Hindostan zwei Irdschies oder (sogenannte) Zauberer in ihren Mänteln sich in kubischer Gestalt hoch in die Luft erheben. So lächerlich und unglaublich diese Erzählung scheinen mag, so sehr gewinnt sie an Möglichkeit durch die Erscheinungen an der „Seherin von Prevorst." Hielt Frau H. die Hände ins Wasser, so wurde es ihr bald ganz schwach. Trinken konnte sie bei Tage durchaus keine Flüssigkeit irgend einer Art, sie bekam dadurch jedesmal Schwindel. Sobald aber die Sonne untergegangen war, konnte sie viele Flüssigkeiten ohne alle Beschwerden trinken. Bei Tage hatte sie aber auch bei der größten Hitze keinen Durst. So oft man sie (in ihrem magnetischen Zustande zu Weinsberg) in ein Bad bringen wollte, zeigte sie die sonderbare Erscheinung, daß alle ihre Glieder, auch Brust und Unterleib, in ein willkührliches besonderes Hüpfen, in eine völlige Elasticität kamen, die sie aus dem Wasser immer wie-

der ausstieß. Gehülfinnen, die bei ihr waren, gaben sich alle Mühe, sie mit Gewalt in das Wasser zu drücken, aber ihre Schwerkraft strebte immer nach oben, sie konnte nicht unten gehalten werden, und hätte man sie in einen Fluß geworfen, sie wäre wohl auch in diesem, so wenig als ein Pantoffelholz, untergesunken... In Andreas Moller's „Beschreibung Freibergs" ist die Geschichte einer Frau angeführt, die im Jahre 1620 lebte und im magnetischen Zustande war. Dort heißt es: „Sie ist in Beiseyn der beiden Diakonen Dachsel und Waldburg, urplötzlich im Bette mit dem ganzen Leibe, Haupt und Füßen bei dritthalb Ellen hoch aufgehoben worden, daß sie nicht mehr mit dem Bette zusammenhing, sondern frei schwebte, so daß es das Ansehen hatte, als wollte sie zum Fenster hinausfahren. Darauf empfing sie Waldburg, schrie mit den Anwesenden zu Gott und brachte sie wieder zurück. — Daß fromme Personen in der Inbrunst des Gebets oder entzückten Zustand über die Erde erhoben worden, und mehrere Schuh oder Ellen hoch so eine geraume Zeit in der Luft geschwebt, davon erzählt Beispiele Calmet (Abt zu Senones in Lothringen, Ord. S. Bened.) in seinem Buch von „Erscheinungen der Geister" (Uebersetzung, Augsburg 1751) Th. I. S. 167 ff., der selbst solche Personen gekannt, und aus den Bollandisten.

Kurze Mittheilung aus dem Gebiete des innern Schauens.

1.

Herr v. R. — gewesener russischer Offizier, ungeneigt Geistergeschichte zu glauben, bekennt gleichwohl Folgendes.

Seine Schwester war, noch sehr jung, mit einem jungen Manne verlobt, welcher sich eben zu Petersburg befand, sie auf dem Lande weit von der Hauptstadt. Einst sizt sie am Clavier, und glaubt, daß sich Jemand hinten über ihren Stuhl lehne; indem sie umsieht, erblickt sie die Gestalt ihres Bräutigams, der sich von ihr wegwendet und verschwindet. Sie merkt Tag und Stunde an, und eben damals war der Bräutigam zu Petersburg ertrunken.

Herr v. R. — hat bei dem ersten Feldzug den er mitmachte, nämlich in der Schlacht bei Leipzig, den rechten Arm bis oben an die Schulter verloren. Den Tag vor seiner Abreise von Petersburg war er daselbst auf einem Maskenball; indem er von einer Seite des Saals zur andern auf eine Gruppe von Masken zugehen will, fühlt er plötzlich einen gelinden Schlag auf seine rechte Schulter, sieht sich um, und findet Niemand, der ihm solchen beigebracht haben könnte, auch war das Orchester nicht an dieser Stelle, sondern ganz am Ende des Saals. Indem er aber nach der Epaulette sieht (welche die Offiziere auch im Domino hervorwenden müssen, damit man sie und ihren Rang unterscheiden kann), so sieht er einen schwarzen Fleck darauf, er greift darnach, und findet, daß es Blut ist, wovon sein

Handschuh gefärbt wird. Nach Haus gekommen, zeigt und erzählt er es seiner oben erwähnten Schwester, die sogleich erwiedert, er werde auf diesem ersten Feldzug seinen rechten Arm verlieren. Sie packt ihm sogleich Charpie und Bandagen ein, die er aber unterwegs auf der Reise wegwirft. Inzwischen geschah, was die Schwester ihm vorausgesagt hatte.

2.

Die berühmte Erscheinungsgeschichte des **Marquis de Rambouillet**, dem **Marquis de Precy** geschehen, ist erzählt in den **Memoires de Rochefort** und daraus in den **Causes celebres** von Pitaval, welcher jedoch sie verdächtig findet, wie anführt Hauber in **bibl. mag.** 19. St. S. 500. Sie ist folgende.

R. und P. hatten verabredet, wer zuerst sterben würde, sollte dem andern Nachricht von der andern Welt bringen. Nach drei Monaten zog R. in den Krieg nach Flandern, P. mußte wegen eines heftigen Fibers zu Paris bleiben. Sechs Wochen hernach, als er Nachts im Bette lag, sah er dessen Vorhänge aufziehen, und als er sich hinwandte, den Marquis v. R. in Stiefel und Spornen vor ihm stehen. Er wollte aufspringen und seinen Freund umarmen; dieser aber wich einige Schritte zurück, und erklärte ihm, daß dieß nicht mehr an der Zeit sey, er sey nur gekommen, um Wort zu halten, und nachdem er des vorigen Tags in der Schlacht umgekommen, ihn zu versichern, daß Alles, was man von der andern Welt sage, ganz gewiß sey. Zugleich ermahnte er den Herrn v. P. ohne Verzug ein anderes Leben anzufangen, denn er habe nicht mehr viel Zeit, und werde in dem nächsten Treffen umkommen. Da P. noch nicht glaubte, so wies er ihm die Stelle, wo er die tödtliche Wunde empfangen; sie war in der Gegend der Stirne, und das Blut schien noch heraus zu fließen. Mit der nächsten Post aus Flandern vernahm man den Tod des

Herrn v. R. und daß solcher zur angezeigten Zeit erfolgt sey. Herr v. P. zog nach seiner Genesung in den Krieg, und kam sogleich in der Schlacht bei St. Antoine um.

Eben so wird diese Geschichte erzählt im höllischen Proteus S. 17. aus Memoires de Mr. L. C. D. R. (vielleicht de Rochefort, s. oben).

3.

Der Sohn des verstorbenen Staatsraths K. in K. hatte mehrere Kinder. Eins davon, ein Mädchen von etwa 7 Jahren, hatte großes Vergnügen an einer Puppenküche, und besonders an einer kleinen kupfernen Ratonkuchenform, die darin hing, und mit der sie oft spielte. Das Kind bekam das Scharlachfieber, und wurde, um die Ansteckung seiner Geschwister zu verhüten, von ihnen in einen andern Flügel des Hauses entfernt. Seine Krankheit verschlimmerte sich. Plötzlich bei hellem Tage hören die andern Kinder und die Kindsmagd ein Klingeln in der bei ihnen zurückgebliebenen Puppenküche, und sehen, daß die darin befindliche Kuchenform sich schnell hin und her bewegt. Die Kindsmagd hält die Hand darauf, und als sie sie wieder wegzieht, fängt die heftige Schwingung, wie die eines Pendels, wenn die Kette in der Uhr zerbricht, aufs neue an. In eben dem Augenblick war das Kind gestorben.

4.

Am Vorabend der Schlacht bei Malplaquet, den 17. Sept. 1709, waren die Preussischen Generale im Zelte des Kronprinzen versammelt, um die Rollen zu empfangen, welche der Held Eugen den Preussischen Truppen bei dem großen Trauerspiele zugetheilt hatte. Ein gleichgültiges Gespräch entspann sich darauf; mitten in demselben wurde General Tettau, stets brav und tapfer, plötzlich vom Vorgefühl des nahen Todes ergriffen; schnell faßte er die

Hand des Prinzen, küßte sie mit Heftigkeit, Thränen fielen darauf. „Leben Sie wohl," rief er hastig aus, „leben Sie glücklich, gnädigster Herr! morgen falle ich in der Schlacht." — Während der Prinz sich bemühte, durch sanfte Worte Tettau's trübe Ahnung zu verscheuchen, rief plötzlich ein General-Adjutant des Kronprinzen, von demselben Gefühl ergriffen, aus: „Morgen um diese Zeit bin auch ich todt," und stürzte aus dem Zelte fort. Unter den Schlachtopfern des folgenden Tages befanden sich wirklich Tettau und dieser General-Adjutant. — Als in der Mitte des Mai 1809 das französische Heer in der Lobau sich sammelte, ritten die Brigadegenerale Fouler und Ramaud nach Himberg, um ihren Divisionsgeneral Despagne abzuholen. Sie fanden ihn allein, ernst und düster. „Die Zeit drängt uns noch nicht," redete er sie an; „lassen Sie mich noch eine Stunde allein." — Er benuzte sie, um einen Brief zu endigen, in welchem er sich von seiner Gattin und seinen Kindern beurlaubte. — Schweigend stieg er dann zu Pferde, übersah die weite Gegend und reichte darauf seinem Hausherrn die Hand. „Leben Sie wohl," rief er ihm zu, „wir sehen uns heute zum lezten Mal." Bei einem der ersten Angriffe seiner Cuirassiere riß eine Kartätschenkugel ihm seine Kopfbedeckung hinweg, und gleich darauf zerschmetterte eine Kanonenkugel seine Stirne! —

5.

Der Traum Friedrichs des Zweiten, von welchem in den „Blättern aus Prevorst", zehnte Sammlung, S. 174, und eilfte Sammlung, S. 136, die Rede war, wird jezt in Zeitungen folgendermaßen erzählt — und, wie man weiter unten sehen wird, auch widersprochen *).

---

*) Man vergleiche, was in der eilften Sammlung S. 138 am Schlusse von der Kritik gesagt ist.

Es lebte noch am Anfange dieses Jahrhunderts in Magdeburg ein alter Offizier, der schon im Knabenalter als Page, später als Adjutant, um die Person des großen Königs war. Im Sommer des Jahres 1769 befand er sich mit dem Monarchen in Breslau. Da sagte Friedrich eines Morgens zu ihm: „Kann Er Träume deuten?" — „Nein, Sire," war die Antwort, „darauf verstehe ich mich nicht." — „Nun, so merke Er sich doch meinen Traum; wir wollen sehen, welche Begebenheit der Zufall damit zusammenführt," sagte der König. „Ich sah im Traum einen hellen Stern sich auf die Erde herabsenken; er umfloß sie mit wunderbarem, außerordentlichem Lichte; ich wurde umhüllt davon und mein Auge vermochte es nicht, dasselbe zu durchdringen." Der Offizier merkte sich den Traum — es war die Nacht, in der Napoleon geboren wurde.

Dagegen liest man im Westphälischen Merkur, unter Münster 9. Juni (1839), wie folgt:

„Die neuerdings ins Gedächtniß zurückgerufene Anekdote von einem prophetischen Traume, den Friedrich II. zu Breslau im Jahr 1769 und zwar in der Nacht, in welcher Napoleon geboren worden, gehabt haben soll, hat zwar im Jahr 1810 in der „Zeitung für die elegante Welt" gestanden, ist aber schon längst in die Reihe der „ganz aus der Luft gegriffenen" Anekdoten, deren noch manche auf Rechnung Friedrichs des Großen circuliren, verwiesen worden. Nicht nur hat der darin angedeutete Offizier (dessen Name dem Einsender nicht mehr erinnerlich ist) sie für unwahr erklärt, sondern es hat auch der erfahrene Geschichtsforscher Rödenbeck in Berlin nachgewiesen, daß sie in der erzählten Weise unmöglich Statt gefunden haben kann, da 1) Friedrich der Große im Jahr 1769 weder nach Breslau, noch überhaupt nach Schlesien gekommen, 2) bei ihm in einem Vorzimmer nie ein Offizier die Wache zu haben, sondern nur ein Page sich auf-

zuhalten pflegte, welchem — oder einem dienstthuenden Kammerhusaren — es oblag, den König, wenn er zu einer bestimmten Stunde aufstehen wollte, zu wecken. Vgl. das bekannte Werk: Friedrich der Große u. s. w. von Müchler (Berlin 1834), S. VII.“

Nun sehe man denn doch, daß der Vertheidiger des Traums („Blätter aus Prevorst“ elfte Sammlung) sich ebenfalls auf Rödenbeck beruft. Wer will uns da „aus dem Traum helfen“? — Uebrigens wird oben nicht gesagt, daß der Adjutant im Vorzimmer Nachts die Wache gehabt habe. Das Lokal ist wohl gleichgültig, der Offizier nicht mehr zu befragen.

— y —

6.

Als Seitenstück zu der in dem 2ten Hefte dieser Blätter mitgetheilten Erscheinung eines Reuters von Herrn Dr. Rotter diene folgende durchaus authentische Geschichte, die durch ihre Aehnlichkeit mit jener sehr überraschend und auch jene bestätigend ist.

Der als Minister des Innern zu Dresden gestorbene, auch als Gesandter am Bundestag anwesend gewesene Herr von Carlowitz erzählte sehr oft seinen Freunden nachstehende interessante Begebenheit, die ihm in Gesellschaft seiner Gattin, die dieselbe ebenfalls oft erzählte und bestätigte, wiederfuhr.

Herr von Carlowitz hatte aus der Verlassenschaft eines Herrn vom Schemmbergs in der Gegend von Freiberg ein Gut mit einem Schlosse angekauft. Das Schloßgebäude hatte die Unbequemlichkeit, daß durch seinen Hofraum die Straße und zwar auf einem Umwege, nach Freiberg hinzog. Dieß suchte Herr von Carlowitz dadurch zu heben, daß er einen neuen und zwar nähern Weg dahin bahnen ließ, der sich aber vom Schlosse abwendete, wodurch jener alte Weg bald in Abnahme kam, wie er auch seinen Gebrauch verbot, so daß also auf demselben nie mehr ein Wagen

oder Reiter erblickt wurde. Das Schloß selbst war mehrere Jahre zuvor bis auf den Grund abgebrannt und ein neues an seine Stelle gebaut worden. An einem Nachmittage, nachdem ein Gewitterregen vorüber war, gieng Herr von Carlowitz mit seiner Gattin auf jenem alten abgegangenen Wege gegen Freiberg hin spazieren. Als sie eine Viertelstunde vom Schlosse entfernt waren, sahen sie einen Reiter auf einem kleinen Pferde auf demselben Wege vom Schlosse hereilend, sich ihnen nähern. Er fiel ihnen nicht nur wegen des verbotenen Weges, sondern hauptsächlich wegen seiner sonderbaren Kleidung auf, die sehr altmodisch war, namentlich trug er ein kleines dreieckiges Hütchen mit goldenen Borden und einen Rock im Zuschnitte des vergangenen Jahrhunderts. Dabei saß die Figur steif wie ein gelehrter Bereiter auf dem Pferde und machte, an ihnen vorüber reitend, ein schulgerechtes Compliment. Sie erwiederten es mit Verwundern und sahen ihm nach. Als er eine kleine Strecke von ihnen war, sahen sie, wie er auf einmal in einem Kreise, wie von einem Wirbelwind gejagt, herumritt, worauf er aus ihren Augen verschwand. Als sie sich der Stelle, wo er jene Kreisbewegung gemacht zu haben schien, näherten, bemerkten sie (es war durch den zuvor gefallenen Regen weicher Boden) genau die Eindrücke der Hufeisen des Pferdes, — aber ringsherum war kein Reiter mehr zu ersehen. Auch als sie jezt den Weg weiter verfolgten, sahen sie weder einen Reiter noch Fußstapfen eines Pferdes mehr.

Ins Schloß zurückgekommen, traf Herr von Carlowitz dort seinen Amtmann und den alten Geistlichen. Gegen erstern beklagte er sich sogleich, daß einer die Unverschämtheit gehabt hätte, den verbotenen alten Weg durch das Schloß zu reiten, und zwar ein ganz sonderbar gekleideter Mensch. Der Amtmann und der Geistliche versicherten, daß sie inzwischen im Schlosse anwesend gewesen und Niemand durch das Schloß hätten reiten sehen. Als

sie aber die Tracht des Reiters noch näher beschrieben, sagte der alte Geistliche: „O! das ist der Reiter, der diesen Weg von Zeit zu Zeit reitet und wohl noch oft reiten wird; es ist ein verstorbener Bewohner dieses Schlosses, der schon vielen Leuten und auch einmal mir auf dem gleichen Wege begegnete. Der Verwandte des vorigen Besitzers Ihres Schlosses, der ja in der Nähe wohnt, besizt noch viele Bilder seiner Familie, unter denen sich dieser Reiter auch befindet."

Als später Herr von Carlowitz zu jenem Verwandten, auch einem Herrn von Schommburg, kam, bemerkte er sogleich unter dessen Familienbildern das Bild jenes Reiters ganz so und in der gleichen Tracht, wie er ihm und seiner Gattin auf jenem verlassenen Wege begegnet war.

7.

In Dr. Möhlers Nekrolog wird gesagt: „Am 12. April (1838) brach der lezte Kampf an. Um ein Uhr Nachmittags erwachte er aus einem leichten Schlummer, wand beide Hände über dem Haupt und sprach: Ach, jezt habe ich's gesehen, — jezt weiß ich's; jezt wollte ich ein Buch schreiben, das müßte ein Buch werden; — aber jezt ist's vorbei! Er starb Nachmittags halb drei Uhr."

8.

Ein Mann von Diembach bei Weinsberg kam kürzlich wegen ärztlicher Hülfe für seine Frau zu mir und sagte: „Meine Frau wollte nicht haben, daß ich Arznei hole, denn sie wisse gewiß, daß sie sterbe. Ein Engel habe sie abgeholt, und in eine schöne Gegend geführt, wo sie hätte bleiben dürfen; allein sie sey wieder zurückgebracht worden, weil sie die Sehnsucht nach ihrem Kinde (das sie erst zur Welt gebracht) noch nicht ruhen lasse, sie meine aber, dieß überwinde sie in Kurzem und dann hole sie der Engel,

wie er ihr gesagt, wieder." Noch zwei Tage lebte diese Frau, dann starb sie.

9.

Vor Kurzem starb in München der Geheimerath v. Utzschneider, Mitglied der Deputirtenkammer, in Folge einer Verletzung, welche er durch den Umsturz seines Wagens erhielt. Dieser allgemein geachtete Mann hatte kurz vor dem Unglück, welches ihn traf, einen merkwürdigen, ahnungsvollen Traum. Es kam ihm nämlich vor, als trete er in einen hell erleuchteten Saal, in welchem mehrere ihm bekannte, aber längst verstorbene Männer saßen. Ein Platz war aber noch frei, und als er fragen wollte, für wen dieser bestimmt sey, wachte er auf. Herr von Utzschneider soll sich gegen Bekannte über diesen Traum geäußert haben, daß er wohl nicht lange mehr leben werde.

10.

Die Preußische Staatszeitung schreibt aus Stettin vom 12. Mai: In dem Dorfe Pritter, Insel Wollin, starb im verflossenen Monat ein vier bis fünf Jahre alter Knabe, Sohn eines dortigen Büttners, bei dem sich eine nach seinem Alter und seiner Erziehung auffallende Geistes-Entwicklung und namentlich eine merkwürdige religiöse Begeisterung zeigte. Der Knabe betete mit Inbrunst theils vom Hören erlernte lange Gebete und Lieder aus dem Gesangbuche, theils wie es ihm der Geist eingab. Seine Reden waren meist nur von Gott und göttlichen Dingen. Er ging im Dorfe umher und betete in den Häusern, ohne aber jemals die geringste Gabe anzunehmen, hielt auch da Strafreden, wo er wußte, daß die Menschen gottlos und böse waren. So wurde er im Dorfe als ein kleiner Himmelsbote gerne gesehen, und mancher Erwachsene ward durch sein frommes Gebet zu Thränen gerührt. Er hauchte auch betend seinen Geist aus.

11.

In den **Révélations d'une femme de qualité sur les années 1830 et 1831** heißt es Bd. 1, S. 53 wörtlich: **Je crois un peu, moi aussi, aux présages et à ces avertissements, par lesquels le ciel, dans ces décrets mystérieux nous revèle quelquefois notre destinée.** Dann wird folgende Anekdote erzählt. Als sich Karl X. zu der verhängnißvollen Kammersitzung begab, wodurch die Julirevolution (1830) eingeleitet wurde, verwickelte er sich auf den Thronstufen in den sammetnen Teppich und strauchelte, so daß ihm die Toque, die er statt der Krone trug, vom Haupte fiel. Der Herzog von Orleans, welcher sich zur Seite des Königs befand, hob sie zwar sogleich auf und gab sie dem Monarchen zurück; aber genug, sie war von Karls Haupte in die Hände des Herzogs gekommen, und alle Zeugen dieses Vorfalls äußerten darüber die größte Bestürzung, die sich blitzähnlich über ganz Frankreich, wenigstens über die ganze royalistische Partei verbreitete. Der Erfolg, die Julirevolution, hat diese Befürchtungen nur zu sehr gerechtfertigt, und ich darf auf diese Veranlassung noch an zwei andere ähnliche Vorzeichen aus der französischen Geschichte erinnern: das bekannte Unglück, welches sich bei der auf Veranlassung der Vermählungsfeierlichkeiten des Dauphins, nachherigen Ludwigs XVI., mit der Erzherzogin Maria Antoinette zu Paris veranstalteten Illumination ereignete und welchem die französische Revolution so bald nachfolgte, und das eben so bekannte Brandunglück im Schwarzenbergischen Palaste zu Paris, unmittelbar vor dem Ausbruche des russischen Kriegs. —

12.

Herr K., der bekannte Gelehrte, erzählte mir den 28. April 1820, daß er zwei kleine Cousinen gehabt hätte, Töchter des verstorbenen Herrn Röderer, Pfarrers zu Scharrachberkheim. Wenige Tage nach dem Tode des ei-

nen jener Kinder sagte das übriggebliebene zu seinen Eltern, daß sein Schwesterchen bei ihm gewesen wäre und hätte ihm eine schöne Beschreibung von dem Orte gemacht, wo es sich befände. Es sagte unter Anderem, daß noch viele Kinder da wären, wo es hingekommen sey; sie würden größer daselbst und bekämen Unterricht; es wäre Alles daselbst gar zu schön. Das im Traum erschienene hätte ihm, dem träumenden Schwesterchen, versprochen, es in wenig Tagen abzuholen und auch an diesen lieblichen Ort zu bringen. Das noch lebende Kind war voller Freuden in Erwartung dieses Glücks, und erzählte diesen Besuch Jedermann. Es ließ sich dieß nicht ausreden. Wenige Tage nachher erkrankte dieß Kind und starb ebenfalls.

13.

Am Fuße des Kaiserstuhls in der Markgrafschaft Hochberg im Badischen liegt ein Dorf, Eichstetten genannt, wo sich ein Ehepaar mit drei Kindern befand; es waren zwei Mädchen und zwischen beiden war dem Alter nach ein Knabe, Namens Carl, den seine Schwesterchen Carli in ihrer Mundart nannten. Alle drei Kinder waren noch klein und giengen oft auf den nahe an ihrem Hause gelegenen Gottesacker, um Blumen auf den Gräbern zu pflücken. Vor Kurzem waren diese Kinder auf diesem Orte nebst andern Gespielen. Das jüngste Mädchen sezte sich auf eines dieser Gräber, legte seine Hand darauf und sagte: „Euch ist es wohl, o, bald werde ich auch bei euch ruhen; denn in vier Wochen werde ich sterben.“ Von diesen Worten erfuhr die Mutter nichts, bis dieses Kind, welches die Worte gesprochen hatte, erkrankte, bei welcher Gelegenheit die anderen Kinder der Mutter erzählten, was das kranke Kind auf dem Grabe gesagt hatte. Als hernach die Mutter ihren Kindern etwas aus der biblischen Geschichte erzählte und sie die Kinder befragte: ob sie sich auch nach dem Heilande sehnten? so antwortete das kranke Kind: „Ja, ich sterbe jezt bald, und eine halbe

Stunde vor mir stirbt der Carli, und darnach wird zuerst mein Schwesterchen sterben, dann meine Großmutter und hernach meine Mutter; wir werden euch Alle holen, aber den Vater nicht; denn der will doch nicht zu uns." Bald hernach erkrankte auch Carli. Er schien aber sich wieder zu erholen. Die Mutter gab ihm etwas Kaffee. Er begehrte noch mehr von diesem Getränke; aber die Mutter, welche diese Gaben für zu stark hielt, versprach ihm, eine Weile nachher wieder davon zu geben. In diesem Augenblicke bemerkte sie, daß die Hände des Knaben ganz blau wurden: ein Schlagfluß hatte ihn getödtet. Sein krankes Schwesterchen lag seit einiger Zeit unbeweglich, wie in einer Entzückung. Kaum war ihr Bruder verschieden, so richtete sich das kranke Mädchen auf und fragte: „Ist Carli gestorben?" Man läugnete dieß; worüber die Kranke sich unwillig wieder niederlegte. Nach einer halben Stunde richtete das Mädchen sich wieder auf und fragte: „Ist Carli jetzt gestorben?" Man verschwieg ihr wieder den Tod ihres Bruders, worauf sich die Kranke wieder mit Unwillen gegen das Läugnen des Abschiedes des Carli niederlegte, und, ohne noch ein Wort zu sagen, verschied. Man begrub diese zwei Kinder an eine Stelle des Gottesackers, welche die Uebergebliebenen aus ihrem Hause sehen können. Ob die übrigen vorausgesagten Todesfälle in der angezeigten Ordnung eintreffen werden, dieß wird die Zeit lehren.

Obige Erzählung rührt von einem glaubwürdigen Anverwandten obiger Familie her.

14.

Ein gewisser Güterbesitzer, Namens Kastner, und dessen Freund Arnold überlisteten einen durch Alter und Hang zum Weine geschwächten Mann, Namens Koeffer, zu Alteckendorf bei Buchsweiler, ihnen seine über 6000 Franken werthen liegenden Güter für 1200 zu verkaufen. Die Frau des Beraubten empfahl ihrer Tochter auf dem Todbette, den zur Wiedererhaltung dieser Güter angestell-

ten Prozeß zu betreiben. Sie thats nach dem Tode der Mutter, und gewann ihn, ungeachtet der langen Umtriebe ihrer Gegner, durch einen im März 1813 ertheilten Richterspruch des kaiserlichen Gerichtshofs in Colmar. Voll Freude über diesen erworbenen Sieg, gieng sie zu Herrn Ludwig Schirmer, damals erstem Präsidenten dieses Gerichts, und sagte ihm, sie wolle ihm zum Beweise ihrer Erkenntlichkeit ein Geheimniß eröffnen; sie könne ihn nämlich versichern, daß wir unfehlbar in einem Jahre den Frieden bekommen würden. Als sie der Präsident fragte, woher sie dieß wisse, antwortete dieselbe, sie hätte die Gabe, es im Traume zu erfahren. Bei der Belagerung von Kehl habe ihr auch geträumt, sie gienge zu Ende; und den folgenden Tag des Traumes hätte man keinen Kanonenschuß mehr gehört; denn die Festung Kehl war übergegangen; ihre Mutter hätte schon diese Gabe gehabt. Auf ihrem Krankenlager hätten die Umstehenden ihr behauptet, es gäbe einen Religionskrieg zur Vereinigung der verschiedenen Religionsparteien. „Nein!" antwortete die Kranke, „ich weiß es, es gibt keinen Religionskrieg; Gott will noch zur Zeit zulassen, daß es verschiedene Religionen auf der Erde gebe, so wie verschiedene Blumen in einem Thale wachsen." Dieß Alles und noch Mehreres dieser Art redete sie in einem salbungsvollen, prophetischen Tone. Der Präsident erzählt dieß Alles den Mitgliedern seiner Gerichtskammer.

Da nun der Rheinübergang der Alliirten im December 1813 geschah und dieselben den 29. März 1814 auf Paris marschirten, worauf der Friede geschlossen wurde: so ergibt sich, daß seit dem Richterspruch, der im März 1813 ertheilt worden ist, bis zum Friedensschluß wirklich ein Jahr verstrichen ist, und man also die Prophezeihung kann gelten lassen.

(Mitgetheilt von einem der Räthe, die für jenen Richterspruch gestimmt haben.)

Nachtrag zu der Geschichte der magisch-magnetischen Heilung einer zehnjährigen Stummheit *).

Vom fünf und zwanzigsten November 1838, an welchem Tage Catharine Schlienz von Zuffenhausen, bei Ludwigsburg, nach ihrem letzten vierzehnstündigen magnetischen Schlafe, mit dem Schlage Zwölf in der Mitternacht, von einer zehnjährigen Stummheit und namenlosen Krampfleiden vollkommen genesen, erwacht war, bis zum siebenten Juni 1839, also ein volles halbes Jahr, befand sich Catharine, welche sich nach ihrer Wiederherstellung zu ihren Eltern zurück nach Zuffenhausen begeben hatte, vollkommen gesund. Ihre Sprache war völlig hergestellt, sie redete ungehindert wie andere gesunde Menschen, ihre Stimme war voll und klangreich, von Krämpfen zeigte sich keine Spur mehr, sie gedieh körperlich zusehens, hatte guten Appetit und Schlaf, konnte arbeiten wie früher, kurz — sie war völlig gesund.

Am Freitag, den siebenten Juni 1839 begab sie sich, in der Absicht, Futter für ihr Vieh zu holen, auf den Weg zwischen Zuffenhausen und Kornwestheim, wo sie, weil ihr Vater Wegknecht ist, das Recht hat, das Gras in den Chausseegräben zu benützen. — Als sie ihren schweren Futterbündel gepackt hatte, setzte sie sich neben denselben an

*) Erzählt in „Werners Schutzgeistern“ — Cotta 1839 — S. 607 ff. und in den „Blättern aus Prevorst“ IV. Bd. 3tes Heft. S. 30 ff.

der Straße, irgend einen etwa vom Felde heimkehrenden Dienstfertigen abzuwarten, der ihr ihre Last aufhelfen könnte. — Zu ihrer Verwunderung mußte sie so über eine halbe Stunde an der sonst so bevölkerten Straße sitzen, ohne einen Menschen vorüber gehen zu sehen. Endlich sah sie in der Richtung von Stuttgart her in weiter Ferne auf der Straße einen Mann auf sich zukommen, der etwas auf der Schulter zu tragen schien, und einen Stab in der Hand führte. Als er näher kam, bemerkte sie an ihm ein weißes Kleid mit einem rothen Leibgürtel, etwas dunklere, wie hellaschenfarbige Beinkleider und blonde, lange, bis auf die Schultern herabwallende Haare. Sein ganzes Aeussere war von der Art, daß sie nicht den Muth hatte, ihn um den Dienst anzusprechen, dessen sie bedürftig war. Sie war daher entschlossen, ihn stille vorüber gehen zu lassen. — Als aber der Mann auf einige Schritte ihr nahe gekommen war, wendete er sich von seinem Wege ab, gerade zu ihr hin, und redete sie unaufgefordert an. „Wie geht es dir, meine Freundin? Bist du wieder gesund?" — Es geht mir gut; ich bin gesund; aber woher wissen Sie, daß ich krank war? Ich kenne Sie ja gar nicht? — „Aber ich kenne dich, und weiß dein Schicksal. Ich bin ein armer Wanderer, der seinem Ziele entgegen pilgert. Was ich auf der Schulter trage, ist schwer: aber mein Trost (es war ein großes dickes Buch). — Du aber gehe sogleich hin zu deiner Freundin Appenzeller und lese mit ihr das Lied, das ich dir vorsagen werde." — Er recitirte nun das Lied:

„Es wankt ein Wanderer alt und müde ꝛc."

Als der Wanderer dieses Lied gesprochen hatte, schwieg er kurze Zeit, und sagte dann freundlich zu Catharine: „Gehe nun hin! Thue, was ich dir gesagt habe! Morgen frühe um sechs Uhr wirst du deine Sprache wieder verlieren." Die ganze Erscheinung hatte das arme Mädchen etwas angegriffen; die lezten Worte des Mannes aber er-

schütterten sie so heftig, daß sie auf einige Augenblicke gar nichts mehr sah, und das Bewußtseyn verlor. Bald kam sie jedoch wieder zu sich. Die Erscheinung war weg, und nun jammerte und weinte sie über das, was ihr bevorstand. — Noch eine halbe Stunde blieb sie bei ihrem Grasbündel sitzen, ohne daß sie einen Menschen gesehen, den sie hätte ansprechen können, ihr aufzuhelfen. Endlich entschloß sie sich, allein die Last sich auf den Kopf zu heben, was ihr mit Mühe gelang. — Als sie einige hundert Schritte auf der Straße ihrem Wohnort zugegangen war, sah sie mehrere Menschen, fremde und einheimische, vor sich hergehen. Da dieselben nothwendig hatten an ihr vorübergehen müssen, wunderte sie sich darob, und dachte für sich: „es ist, als ob meine Augen gehalten gewesen seyen seit einer Stunde, daß ich auf der volkreichen Straße außer dem Wanderer Niemand sehen durfte.“ — Nachdem Catharine ihr Futter an seinen Ort gebracht hatte, eilte sie zu ihrer Freundin, und erzählte ihr das Vorgefallene unter Thränen. Beide lasen das aufgegebene Lied, beteten noch mit einander, uud trennten sich erst in der Nacht. Catharine legte sich unter Gebet nieder, schlief die ganze Nacht ruhig, und erwachte etwas vor sechs Uhr: aber als sie zu sprechen versuchte, war sie es nicht im Stande. — Es läßt sich denken, daß ihr Zustand in den ersten Tagen ein höchst trostloser war; ihre zehnjährigen Leiden traten wieder vor ihre Seele, und mit wahrer Angst dachte sie an ihre Zukunft.

Bald wurde es im Orte bekannt, wie es dem „stummen Mädchen“ ergangen sey, und nur zu Vielen war das Ereigniß ein willkommener Anlaß zum Spott über magnetische Heilungen. — Schon am 9. Juni erfuhr auch ich das für mich so höchst Unerwartete, und am 10. eilte ich nach Zuffenhausen, um persönlich vom Stande der Dinge mich zu überzeugen.

Wirklich traf ich Catharine nicht nur stumm, sondern

mit völlig starrer Kinnlade, so, daß sie in den lezten drei Tagen gar nichts hatte genießen können. Mit einer Hand gen Himmel, von welchem sie allein Hilfe hoffte, mit der andern weinend auf ihren Mund deutend, trat sie mir entgegen, und erzählte mir vermittelst einer Schiefertafel mit dem Griffel, was ich dem Leser bereits mitgetheilt habe. — Sie war voll Angst, Hungers sterben zu müssen. — Als ich alles vernommen hatte; suchte ich ihren Glauben und ihren Muth aufs Neue zu beleben, was mir auch wirklich so weit gelang, daß sie im vollen Vertrauen auf die zwar dunklen, aber immer zum Heile führenden Wege des Herrn ruhig zu erwarten versprach, wie er es mit ihr machen werde. — Da der Magnetismus in ihren früheren Leiden immer wohlthätig auf sie eingewirkt hatte, wollte ich sogleich eine Probe mit demselben machen. Kaum hatte ich den ersten Strich über ihr Gesicht vollendet, so öffnete sich schnell und knackend die Kinnlade, und alsbald rief sie aus: „Gott sey gelobt! Ich kann sprechen." Ich gab noch sechs Striche, worauf sie sagte: „Jezt ists genug." Am nächsten Sonntag, den 16. Juni, werde ich wieder schlafen. In jenem Schlafe kann ich angeben, was mit mir geschehen soll. Ein Lehrer von hier soll meine Worte aufschreiben, und sie mir nach dem Schlafe mittheilen. Heute schlafe ich nur eine halbe Stunde. Ich muß durch Blasen auf die Augen geweckt werden. Das kann ich aber heute schon sagen, daß ich durch Magnetisiren wieder hergestellt werde."

In der von ihr festgesetzten Zeit erweckte ich sie. Sie war hocherfreut über die Befreiung ihrer Kinnlade, so wie über das, was sie im Schlafe so eben gesagt haben sollte, und ich verließ sie, obgleich sie nach dem Erwachen wieder stumm war, viel heiterer, als ich sie getroffen hatte.

Am 16. fiel Catharine wirklich in den von ihr vorausgesagten Schlaf. Ein Lehrergehilfe des Orts nahm ihre Reden in demselben auf, und Catharine theilte sie mir

dann nach S. schriftlich mit. Der Inhalt ihrer Aussagen war folgender:

„Mein Führer, den ich jezt sehe, sagt mir: du sollst am 29. Juni dich zu W. nach S. begeben. Am 30. sollst du ein warmes Bad nehmen, und nach demselben unmittelbar soll man dich so magnetisiren, wie man es früher gethan hat."

Auf diese Nachricht lud ich Catharine nochmals schriftlich ein, und sie kam am 29. Als sie am 30. das verordnete Bad genommen hatte, wurde sie Vormittags zehn Uhr, der erhaltenen Weisung gemäß, magnetisirt. Gleich die ersten Striche riefen heftige Krämpfe hervor, auf welche, nachdem sie eine starke Viertelstunde gedauert hatten, magnetischer Schlaf eintrat, in welchem sie folgendes sprach: Zuerst ergoß sie sich in Lob- und Danksagungen für Gottes weise und gnädige Führung, der sie in diese neue Prüfung hinein, aber auch aus derselben herausgeführt habe. Von ihrem Führer (es war wieder der frühere), sagte sie: „jezt steht er ganz nahe bei uns. Sehen Sie nicht auch die Engel, welche hier sind?" Auf die Frage: wie lange sie heute schlafen werde? erwiederte sie: „bis zwölf Uhr." Morgen und übermorgen soll ich, vor dem Magnetisiren, das bis zum Freitag fortgesezt werden muß, wieder baden.

An den gedachten beiden Tagen sollten Sie mir gleich nach dem Erwachen sechs Tropfen Naphtha auf Zucker geben; so schreibt es mein Führer vor. — Nach einer Pause: „ich habe in meinem zehnjährigen Leiden nicht so viel durchgemacht, als in den lezten drei Wochen." — Warum? — „Wegen der Schmach, welche man die ganze Zeit über auf mich gelegt hat." — Ich tröstete sie deßhalb, und ermahnte sie zur Standhaftigkeit. Das erbärmliche Gerede der Leute, das sie ja doch nicht hindern könne, solle sie nur gar nicht achten, und auf Gott und den Heiland, ihren Helfer, trauen. Gegen eilf Uhr zeigten sich neue Brust-

krampfanfälle, welche wieder etwa acht Minuten mit großer Heftigkeit anhielten, aber dann der Handauflegung allmählich wichen. Als sie durchgekämpft waren, verhielt sich Catharine eine Zeitlang stille, dann erhob sie ihren Arm, und sprach sehr ernst und feierlich folgende Worte zu mir: „Sie werden sich erinnern, daß ich bei meiner letzten Heilung einen so schweren Durchgang durch das Todtenreich machen mußte (dieser steht mir auch heute noch bevor —), daß ich ohne die Hilfe meines treuen Führers den Angriffen der mich umgebenden bösen Geister ganz gewiß unterlegen wäre. Einer derselben hatte es, so sagt mir jetzt mein Führer, besonders auf mich abgesehen, und verfolgte mich auch nach meiner Genesung überall hin. Wenn mich nun Gott nicht aufs Neue meiner Sprache beraubt hätte, so wäre das weit schrecklichere Uebel daraus entstanden, daß dieser Böse wirklichen Besitz von mir genommen hätte, und ich somit eine Besessene geworden wäre. Auch hätte dann mein Magen gar nichts mehr ertragen können, und mein Zustand wäre nachher noch viel trauriger geworden, als derselbe jemals gewesen. Gott sey Lob und Dank für diese Wendung. Ich werde jetzt meine Sprache wieder behalten, und der Böse ist von mir zurückgetrieben. Von dem aber, was hätte geschehen können, bitte ich Sie flehentlich, mir nach meinem Erwachen ja nichts zu sagen, es wäre nicht gut!"

Diese Bitte wiederholte sie mehrere Male sehr dringend, bis sie durch die Zusage des strengsten Stillschweigens beruhigt war. — (Sie berührt ihren Hals —) „Hier ist's wieder leicht; sagte sie, das Band ist weg. Gott sey Lob und Dank! — Wenn es Zwölf schlägt, machen Sie einige Gegenstriche: dann wird mir das Erwachen erleichtert, da ich zuvor einen schweren Durchgang zu machen habe, der mich sehr abmatten wird. Um halb Zwölf trat dieser, ganz den früheren ähnlich, ein, und dauerte über eine halbe Stunde, während welcher sie den Jammer des

Zustandes der Unseligen nicht traurig genug schildern konnte, und die dringendsten Ermahnungen zum Ernst in der Besserung und Selbstverläugnung daran knüpfte.

Mit dem Schlage Zwölf machte ich einige Gegenstriche, worauf sie nach einem heftigen Schrecken, ihrer Sprache wieder mächtig, erwachte. Der erste Gebrauch, den sie von der neugeschenkten Gabe machte, war Lob Gottes. Ziemlich ermattet legte sie sich auf ihr Bette und ruhte, worauf sie mit Appetit zu Mittag speiste.

Vom 1. bis 4. Juli ward Catharine der Anweisung ihres Führers gemäß je Vormittags zehn Uhr magnetisirt. Sie erhielt jedesmal fünfzehn Striche auf ihr eigenes Verlangen. Immer trat gleich mit dem ersten Striche Schlaf ein, worauf sie meistens stille und krampflos bis zwölf Uhr lag, wo sie durch einen Gegenstrich erweckt zu werden verlangte. Den übrigen Tag über war sie immer gesund, und hatte ununterbrochen die Fähigkeit, zu sprechen, wie jeder andere gesunde Mensch. Am 5. Juli endlich trat, nachdem Catharine etwa eine Stunde ruhig gelegen hatte, vor eilf Uhr der letzte, aber auch der schrecklichste Kampf ein, den sie jemals gekämpft hatte. Es war ihr nämlich bestimmt, noch einmal durch die Stufen der Unseligen zu denen der Seligen hindurch zu gehen, und zwar so, daß sie am längsten in den ersteren verweilen sollte, diese aber nur rasch und flüchtig sehen durfte. Einer ihrer bisherigen Führer begleitete sie. Ohne diesen, versicherte Catharine, würde sie weder einen Weg gefunden, noch auch den drohenden Angriffen der bösen Geister haben widerstehen können, die jetzt, schien es, die Gelegenheit noch einmal zu ergreifen suchten, sich der Kranken zu bemächtigen. An einem Orte, wo gar keine Hülfe mehr zu hoffen sey, wo man nichts höre, als gegenseitige Anklagen, Selbstvorwürfe und Weh und Ach — hier nur zuzusehen, sey schrecklich genug; sie aber werde von den verderbten Wesen unter allerlei Gestalten verfolgt, — sie sperren den Rachen ge-

gen sie auf, strecken ihr ihre dürren Arme entgegen, wollen sich an sie dringen u. s. w. Einer namentlich, eben derjenige, welcher ihr indessen keine Ruhe gelassen, und der auch sie zu besitzen gedroht habe, meine, es könne nicht anders seyn, er müsse ihr etwas anhaben können. Selbst in den höheren Graden der Unseligen, in welchen noch Rettung möglich sey und wo sie so viele Bekannte sehe, lauren noch an jedem Ort böse Geister, sie zu überfallen. Diesen schrecklichen inneren Zustand äußerte sie auch durch Zeichen der höchsten Angst, die sich in plötzlichem Zusammenfahren, im angestrengtesten Ringen, das ihren ganzen Körper in fürchterlichen Convulsionen erschütterte, in schwerem und tiefem Athem, in bangen Seufzern und lange anhaltendem Stöhnen an den Tag legten. Sie war, wie sie selbst sagte und wie auch der Anblick zeigte, einer Sterbenden gleich: denn kampf- und angstvoller kann wohl eine schwere Sterbestunde nicht seyn. Mitunter hörte man Liederverse, Gebete, Ermahnungen zur Buße und zum Gebete, in welchen sie auf den traurigen Zustand derjenigen hinwies, welche die genannten Pflichten in ihrem Leben versäumt hatten. Eine halbe Viertelstunde vor zwölf trat der mehrmals wiederholte schreckliche Kampf zum letzten Mal ein. Sie wurde hierauf ruhiger, verordnete sich noch eine Aderlässe am Fuß und bestimmte ihre Heimreise auf den 10. Juli. Auf die mehrfach wiederholte Frage: ob sie von solchen Anfällen künftig gänzlich verschont bleiben werde, gab sie keine oder ausweichende Antworten. Mit dem Schlage zwölf Uhr erwachte sie freiwillig, worauf ihr, ihrem Wunsche gemäß, etwas Wasser zur Labung und einige Tropfen **naphtha aceti** (nach einer früheren Selbstverordnung) gereicht wurden. Obgleich etwas ermattet, aß sie doch mit Lust zu Mittag, und befand sich von nun an ganz wohl.

Am 10. Juli reiste sie zu ihren Eltern zurück. Ich entließ sie mit der vollen Ueberzeugung, daß sie von nun

an als gänzlich geheilt anzusehen sey. Allein ich täuschte mich in dieser Hoffnung; noch einmal sollte eine harte Prüfung über K. kommen. — Am 5. Oktober, also gerade ein Vierteljahr nach ihrer zweiten Wiederherstellung, während welcher Zeit sie vollkommen gesund gewesen war, schrieb mir Katharine: „sie habe in der Nacht vom 29. auf den 30. September einen Traum gehabt, worin sie die Gestalt desselben Mannes, der ihr im Juni auf dem Wege erschienen sey, wieder gesehen habe. Er sey vor sie hingetreten, habe sie an der Hand ergriffen und mit Windesschnelligkeit fortgeführt. Plötzlich habe sie sich mit ihrem Begleiter auf einer schönen, weiten, grünen Ebene befunden, welche mit Rosen begrenzt gewesen sey. Hier seyen sie stille gestanden, und ihr Begleiter habe freundlich die Worte zu ihr gesprochen: „Schon einmal habe ich dir den Verlust deiner Sprache angekündigt; ich bin berufen, es abermals zu thun. Am 24. Oktober wirst du nicht mehr reden können. Schon früher wäre dir das mitgetheilt worden; aber es ist dir verborgen worden, weil du dich im Jammer darüber verzehrt hättest." (Hier war die Erklärung des Stillschweigens der K. auf die frühere Frage: ob der Anfall sich später wiederholen werde.) Auf diese Anrede ihres Begleiters habe sie zu klagen und zu weinen angefangen, worauf er jedoch gesagt habe: „Traure nicht, weine nicht; am 28. Oktober schon wirst du, wenn dir dein früherer Arzt die Hände mit Gebet und Glauben auf den Magen und den Hals legt, deine Sprache wieder erhalten. Gehe also nach S. Es ist gut, wenn du schon am 20. gehst. Die Ursache, warum du noch einmal stumm werden mußtest, wirst du in S. erfahren." — Nach dieser Rede sey K., mit Schweiß bedeckt und am ganzen Leibe starr, erwacht.

Am 20. Oktober kam K. hieher. Ihr Aussehen war gut, ihre Sprache völlig ungehindert. Bis zum 23. Nachmittags zeigte sich keine Veränderung. Hier fieng sie an,

ziemlich schweigsam und völlig zurückgezogen zu seyn. Man sah ihr an, daß sie ängstlich des folgenden Donnerstags wartete. Noch schlief sie die Nacht durch ruhig, aber beim Erwachen war wirklich die Sprache vollkommen verloren, nicht einmal die Fähigkeit, einen Ton hervorzubringen, war übrig geblieben. Ohne alle Krämpfe, welche früher mit dem Eintreten der Sprachlosigkeit stets vergesellschaftet waren, brachte sie stille traurend den Donnerstag und Freitag bis Abends halb sechs Uhr hin. Um diese Zeit fiel sie plötzlich freiwillig in magnetischen Schlaf, mit welchem zugleich heftige Brustkrämpfe und Erstarrungen der Extremitäten eintraten, welche Erscheinungen durch meine Handauflegung bald beschwichtigt wurden. — Sobald Ruhe eingetreten war, sagte sie: „Mein Führer ist wieder an meiner Seite; er hat mich weit hingeführt in einen glückseligen Aufenthalt, wo nur fromme Seelen sind, die im Glauben an den Herrn hier gewandelt haben und hinüber gegangen sind. Bei ihnen darf ich nun die meiste Zeit meines jetzigen Schlafes bleiben. Nur einmal muß ich den Kampf des Durchgangs durch das Land der Unseligen durchstreiten. Er wird mir schwer werden; aber mein Führer und Ihre Hand erleichtern mir ihn. Ich werde, und das muß so seyn, sagt mein Führer, nun fortschlafen bis nächsten Sonntag Mittags zwölf Uhr, ohne etwas zu genießen. Mit dem Schlage Zwölf erwache ich durch Auflegung Ihrer Hand auf meine Stirne. — Nach dem Erwachen am Sonntag werde ich wieder stumm seyn bis Montags den 28. An diesem Tage legen Sie, das bitte ich Sie, Ihre beiden Hände mir auf den Magen und den Hals: dann werde ich sogleich, und dießmal gewiß für immer gesund und meiner Sprache mächtig, erwachen." — Nach kurzer Pause fügte sie noch bei: „Die Ursache, warum ich abermals in diesen traurigen Zustand zurückfallen mußte, hat mein Führer mir so eben auch mit dem Auftrage entdeckt, Ihnen dieselbe sogleich mitzutheilen. Er

sagte mir: Wärest du in Z. geblieben, so wärest du am morgenden Sonntag nach K. gegangen, um dort die Kirche zu besuchen. Unterwegs in dem kleinen Walde wäre dir ein Unglück begegnet; du hättest durch einen Hund einen Biß in dein rechtes Bein erhalten, wodurch dieses auf lange bösartig krank geworden wäre. Danke daher dem Herrn für deine vorübergehenden Leiden, die der Grund deines Glücks in vieler Beziehung sind, und frage nicht weiter. In der Geschichte deiner zehnjährigen Leiden und in der Art deiner Heilung liegt schon für den Menschen Unverständliches genug. Frage nicht, und füge dich in des Herrn Wege. Von nun an, das darfst du versichert seyn, leidet deine Gesundheit keinen Anstoß mehr. Einen ähnlichen Anfall wirst du nicht mehr haben. Du behältst deine Sprachfähigkeit."

Den Samstag brachte K. ziemlich ruhig zu bis Nachmittags zwei Uhr, wo ihr Durchgang durch das Mittelreich angetreten werden mußte. Neben den gewöhnlichen Krämpfen zeigten sich dabei wieder ähnliche Erscheinungen, wie sie bei der gleichen Veranlassung früher Statt gefunden hatten und in den „Schutzgeistern" und in den „Blättern aus Prevorst" näher beschrieben worden sind. — Handauflegung war dabei sehr nöthig. Der Kampf dauerte bis drei Uhr. Nachher klagte K. viel über große Müdigkeit und Kopfweh, welches auch immer der Auflegung meiner Hand wich. Zwischen hinein betete sie viel, recitirte geistliche Lieder und gab den sie Besuchenden ernste Ermahnungen zur Buße und Bekehrung.

Am Sonntag Mittag, dreiviertel auf Zwölf, ward K. unruhig. Der schwarze Geist, der sie bisher so heftig verfolgt hatte, bot jetzt Allem noch auf, ihrer Meister zu werden. Es war noch eine schwere Viertelstunde der Angst, die sie jedoch durch anhaltendes Gebet zum Herrn sich erleichterte. — Mit dem Schlage Zwölf brachen die furchtbarsten allgemeinen Krämpfe aus. Ich legte ihr die Hand

auf die Stirne, und nach einer Minute schlug K. die Augen auf und schaute verwundert um sich her. — Als sie die sie umgebenden Personen in festlichen Kleidern erblickte, deutete sie verwundert und fragend darauf hin und wollte es Anfangs nicht glauben, daß der Sonntag bereits da sey. — Die Sprache jedoch war mit dem Erwachen wieder weg. — Sonntag Nachmittags und Abends befand sich K. wohl, legte sich bald zu Bette und schlief die ganze Nacht sehr tief und ruhig. — Am Montag frühe, den 28., begab ich mich um halb acht Uhr, als K. so eben erwacht war, an ihr Lager. Noch war sie stumm. — Der im Schlafe gegebenen Anweisung ihres Schutzgeistes gemäß, legte ich nun in vollem Glauben an die höhere Hülfe, welche, als bestimmt verheißen, nicht ausbleiben könne, und unter stillem Anrufen des Herrn meine rechte Hand auf die Herzgrube, die linke auf den Hals. Kaum war dieß geschehen, so zuckte der ganze Körper in Pausen von sieben bis acht Sekunden heftig fünfmal nach einander zusammen, während im Halse eine unter meiner Hand deutlich fühlbare Bewegung ununterbrochen fortgieng. Plötzlich fuhr K. auf, setzte sich aufrecht, stieß einen tiefen Seufzer aus und rief laut aus: „Gottlob, ich rede! Er segne Ihre Hände! wunderbare Kräfte hat er in sie gelegt.“ — Die ganze Handlung hatte nicht zwei Minuten gedauert.

Von nun an bis auf diese Stunde redet K. ungehindert, und genießt ihrer früheren vollen Gesundheit wieder.

Es ist etwas Wahres in den Worten, welche K. im Augenblicke ihrer Wiedergenesung ausgesprochen hat: „der Herr hat wunderbare Kräfte in Ihre Hände gelegt“; denn es ist sichtbar, daß durch den ganzen langen Krankheitsgang der Lebensmagnetismus als entschiedenes Heilmittel sich ankündigte, und daß, wenn seine wunderbare Kraft zu rechter Zeit in Anwendung gekommen wäre, der Unglücklichen unsäglich viel Jammer erspart worden wäre.

Aber eben so klar geht aus der Krankheitsgeschichte hervor, daß später, nachdem die Krankheit bereits das Gebiet der gewöhnlichen magnetischen Behandlung überschritten hatte, diese nicht mehr hinreichend zur Heilung war, daß diese nur von höherer Intervention zu hoffen stand, und der Lebensmagnetismus bloß als succurrirendes Werkzeug von höheren Mächten benutzt wurde. — Es stellt sich mit einem Worte diese Heilungsgeschichte als eine magisch-magnetische dar, und gehört somit zu den vielen außerordentlichen, gewiß zu großen Zwecken in unsere Zeit hineingeworfenen Thatsachen, welche ihrer Dignität nach zwar weder neben die Offenbarung gestellt, noch auch als diese complirend oder interpretirend angesehen werden dürfen: aber — auch noch abgesehen von den anderen höheren Zwecken, die der Herr durch sie erreichen will, und welche zu kennen wir uns nicht vermessen wollen — wenigstens als Steine des Anstoßes dem gottesvergessenden Theile unserer Zeitgenossen, die sein Wort nicht mehr hören, sondern den Interessen der Zeit knechtisch verfallen sind, in den Weg gelegt sind, um, da die Predigt des Worts ihnen nichts mehr gibt, sie durch schlagende und erschütternde Thatsachen zu ihm zurückzuführen, und, so es möglich seyn sollte, für das Reich des Herrn zu gewinnen.

W.

Zur Kritik.

Die Frage über die Wahrheit der Erzählung im zweiten Heft des „Magikons", S. 191—197, hat sich aufgeklärt. Man wird daselbst das Bedenken finden, ob es nicht eine poetische Novelle sey, und, wenn es Dichtung wäre, so habe sie dennoch zu einer nützlichen Betrachtung Anlaß gegeben.

Der Einsender hat kürzlich den genannten Verfasser, Hrn. N. v. Melgunoff aus Moskau, persönlich kennen gelernt. Er hat nicht unterlassen, ihn über die Richtigkeit der Angabe zu befragen, und Folgendes von ihm vernommen. Der Bericht ist eine von mehreren durch Hrn. v. M. vor längerer Zeit verfaßten russischen Novelle; eine befreundete Hand hat ihn übersetzt, und so wurde er an die Redaction der „Europa" gesandt. Er ist aber keine bloße Erfindung, sondern aus zwei wahrhaften Begebenheiten mit einer weitern Zuthat zusammengesetzt; nur diese Einkleidung gehört dem Verfasser an.

Nämlich: „die Erzählung des Doctors ist," wie dort gesagt, „keine Erfindung." Ferner: der Traum der Gräfin von dem weißgekleideten Greis und seiner Prophezeihung ist keine Erfindung. Beides hat sich zugetragen.

Aber: der Doctor war nicht der Arzt der Gräfin und hatte die Unterredung nicht mit ihr gehabt.

Und: die Gräfin hat weder einen Gatten noch sonst Jemand erwartet oder ersehnt, sondern am 31. August um

Mitternacht, wo sie in den Todesschlaf zu sinken schien, trat plötzlich eine Krisis ein, durch die sie genas.

Außerdem und außer der Verschmelzung zweier von einander unabhängigen Visionen steht im Ganzen Alles richtig. Der Doctor hat seinerseits und seiner Zeit die Krallenhand gespürt, und, wie der Verfasser der Erzählung vermuthet, hiedurch die Prophezeihung der Cholera empfangen, die Gräfin ihrerseits gesehen, gehört und sich zum Tode bereitet.

Dem Hrn. v. M. würde nur dann ein Vorwurf gebühren, wenn er im Sinne des „Magikons" oder der „Blätter aus Prevorst" sich auf den wissenschaftlichen Standpunkt gestellt hätte. Er hat aber, wie so viele Dichter, wahre Stoffe zu einer anziehenden Phantasie verarbeiten wollen; er hat es gemacht wie Göthe mit seinem Werther und wie derselbe mit dem Gespenst der Hippolyte Clairon in seinen Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, das denn so lange vor dem Publikum poetisch gemißhandelt blieb, bis der authentische Bericht der Clairon zum Druck gelangte (s. diesen übersetzt in v. Meyers „Blättern f. h. Wahrh.", IX, 355). Hiemit soll die gute Dichtkunst keineswegs gescholten werden; nur wünschten wir, daß sie uns nicht die reine Wahrheit wunderbarer Begebenheiten durch ihre schöne Lüge verkümmerte. Sie mag zweifelhafte Sagen zu ihren Malereien gebrauchen, aber sie verderbe nicht die Geschichte, die der Wissenschaft nützen kann. Hierüber ist schon ein Mehreres gesagt in dem Aufsatz: „Fragen und Bitten an die Erzähler wunderbarer Begebenheiten", in der sechsten Sammlung der „Blätter aus Prevorst", S. 55 ff., und ebendaselbst bei Gelegenheit der Jungfrau von Orleans, S. 52. Das Verlangen nach Wahrheit in diesem Fach ist nicht unpoetisch; was aber sehr unpoetisch ist, das ist das Element des Unglaubens, das nur allzu oft hinter der Tändelei mit wich-

tigen Stoffen versteckt liegt und eine Art von Ironie daran ausübt, ohne doch das Bewußtseyn ihrer Möglichkeit bei dem Dichter zernichten zu können.

Wir danken übrigens dem Hrn. v. M., uns in Stand gesetzt zu haben, diese Lösung der Ungewißheit und seine ganz unschuldige Meinung bei der Bearbeitung jener Träume oder Gesichte den Lesern des Magikons zur Steuer der Wahrheit im einzelnen Fall, so wie zum Beweis unserer historischen Gewissenhaftigkeit im Allgemeinen, hiedurch mittheilen zu können.

— y —

Ein Wort Hiobs.

„Verderben und Tod sprechen: Mit unsern Ohren haben wir gehöret ihr Gerücht."

Hiob hatte (im achtundzwanzigsten Kapitel) gesagt, nirgend sey die Weisheit zu finden, weder auf noch unter der Erde, noch in Luft und Meer, und setzt hinzu, Gott allein sey ihre Quelle und ihr Inhaber; dazwischen aber kommen jene dunkeln, sehr nachdenklichen Worte (V. 22) vor. Einige erklären sie nicht ganz übel: wir haben nur von unsern, schon in den Gräbern liegenden Vorfahren eine Sage von ihr vernommen. Indessen ist dieser Sinn doch sehr uneigentlich und nicht befriedigend. Andere sagen: **Maveth** (Tod) mit **Abaddon** (Verderben, Verwesung, Verdammniß, Verlorenheit) verbunden, bezeichne die verborgensten Orte, die tiefsten Abgründe der Erde; diese müßten gleichfalls bekennen, daß bei ihnen die Weisheit nicht wohne; wer dahin dringen könnte, würde nur wie von fern eine ungewisse Kunde oder ein leises Flüstern von ihr vernehmen; sie sey das Entlegenste in der Welt. Diese Ansicht ist vollends äußerlich, bloß bildlich-poetischer Natur. Ihr Gutes soll in so weit nicht verkannt werden.

Es ist hingegen merkwürdig, daß eines Theils der Sinnenregion das Daseyn der Weisheit schlechthin abgesprochen, und sodann nur Gott, welcher den Weg zu ihr wisse, mithin seiner Erkenntniß wie seiner Furcht zugeschrieben wird. In der Mitte liegt etwas mehr als dort, aber weit weniger als hier, ein bloßer Ton, eine halbe

Nachricht, gleichsam ein Hörensagen (schema), jedoch die Versicherung: „mit unsern Ohren haben wir von ihr gehört.“ — Die dem Sinnenstand Entrückten sind allerdings der Weisheit um einen Schritt näher, als die hier Lebenden, sogar die Unseligen sind es; sie haben die Ueberzeugung, welche viele Lebende nicht haben, nämlich daß eine göttliche Weisheit und welcher Art sie sey, d. h. einer übervernünftigen Art; sie hören auch von Zeit zu Zeit etwas Näheres davon, weither aus den himmlischen Höhen, doch ohne einen anschaulichen Begriff, ohne sie selbst zu erlangen; wie denn der persönliche Abaddon viel weiß, viel hört und dennoch thöricht bleibt, weil ihm die „Furcht des Herrn“ und das „Meiden des Bösen“, da er selbst der Böse, höchst fremd ist. So verhält sich's denn auch mit der Wissenschaft, welche er einzelnen Menschen verleiht; seine Zauberer wissen mehr, als die sinnlich Dahinlebenden oder als die Rationalisten; aber die göttliche Weisheit, an die sie nach sicherer Kunde davon glauben und vor ihr zittern, ist ihrem betäubten Ohr, ihrem verkehrten Gemüth, nur wie entfernter, sie erschreckender Laut.

Ueberhaupt wird hier eine Mittelstufe der Dinge angedeutet, die weder das irdische noch das göttliche Leben, die der Uebergang von jenem zu diesem ist, und in der Zerstörung der alten, äußerlichen Wesenheit besteht. Was in den Tod eingeht, das wird los von den Banden der sinnlichen, der schweren, materiellen Natur und gewinnt ein Ohr, eine Empfänglichkeit, für den Schall der wahren Weisheit, und so eine Gewißheit von ihr, aber noch nicht ihren Besitz. Strebt es aufwärts, so ist sie ihm ein liebliches, immer vernehmlicheres, „sanftes Sausen“ oder „die Stimme eines zarten Flüsterns“, wie dem Elias, außerdem wie ein dröhnendes Erdbeben, wie Sturm und Wetter (1 Kön. 19, 11. 12). Man sehe das Waizenkorn an, von dem der Herr sagt, daß es ersterben müsse, um viel Frucht zu bringen (Joh. 12, 24), und was der

Apostel sagt: „Ob auch unser äußerer Mensch verweset, so wird doch der innere von Tag zu Tag erneuert" (2 Kor. 4, 16), deßgleichen von der Auferstehung (1 Kor. 15). Das materielle Verderben, worauf der Tod folgt, die Fäulniß, ist der Anfang eines andern Lebens.

Wie ist ihm denn nun weiter? Wenn wir vom Reich des Todes hören, von Sterbenden und Verstorbenen, vom Hades und von armen Seelen, die sich als solche in einem gewissen Grade der Verdammniß befinden (der Tod selbst heißt eine Verdammniß), so ist das auch schon eine Kunde, eine Botschaft aus der Welt, wo ein Gerücht von der Weisheit gehört wird, welches so zu uns herüberhallt. In letzterem Sinne will die Stelle sagen: „Im Gebiete der Verwesung und des Todes hört man etwas und das erste Zuverlässige von ihr;" was wir da hören (und man hört hier auch mit eigenen Ohren bekanntlich mehr und früher, als man sieht), ist nach einer öftern Redefigur auf das Object übertragen („es hört", d. i. man hört bei ihm). Spotte man nicht darüber, daß auf diese Art Hiob sagen sollte, die Gespenstergeschichten seyen mehr werth, als die äußere physische Welt sammt ihren Schätzen, wie er sie vorher glänzend aufzählt. Er schilt seinen Freund Eliphas nicht abergläubisch, als dieser (Kap. 4, 12 ff.) von Nachtgesichten und von einem heimlichen Worte spricht, welches ein Geist ihm zugeraunt habe. Die greifliche Natur der Stoffe mag wohl der Schulwissenschaft (dem achtungswerthen Elementarstudium) und ihr Besitz der Philosohie des Genusses angehören; aber die Weisheit im Verborgenen, die ächte, reine Mystik, ist besser denn sie, und die geht in gar manchem Betracht durch Kreuz, Noth und Tod, dnrch Zernichtung, Absterben und allerlei Finsternisse, wo das Ohr sich öffnet und das Auge sich erschließt, und der Mensch zuletzt göttlich weise wird.

Die Moral des Kapitels ist also: Wer die Weis-

heit erlangen will, halte sich nicht an das Sichtbare, seine Künste und Herrlichkeiten; in der Zwischenwelt vernimmt man wohl einen schwachen Laut von ihr, wie denn die Natur durch den Tod muß, um zum Lichte vorzudringen; man wende sich aber an Gott, Er gibt den rechten Verstand.

— y —

Urtheil der römischen Kirche über den Magnetismus.

Das **Journal historique** von Lüttich veröffentlicht einen Ausspruch des römischen Stuhls über den Gebrauch des **Magnetismus**. Die Anfrage lautete:

„Allerheiligster Vater, N. N. bittet, sowohl zur Unterweisung und Richtschnur für sein Gewissen, wie für die Seelsorge, daß Ew. Heiligkeit ihn zu belehren geruhen, ob es erlaubt ist, daß Beichtkinder an magnetischen Operationen Theil nehmen.“

Geantwortet wurde:

„Am 23. Juni 1840 ist diese Anfrage in der allgemeinen Versammlung der Inquisition, gehalten im Kloster der heiligen Maria an der Minerva, in Gegenwart ihrer Excellenzen der Kardinäle ꝛc. vorgelegt, und diese haben gesagt: Er befrage die approbirten Autoren, ohne aus den Augen zu verlieren, daß alle Irrlehre, Zauberei, ausdrückliche oder gemeinte Anrufung des Satans verworfen, die einfache Handlung sonst erlaubter physischer Mittel moralisch nicht verboten ist, vorausgesetzt, daß sie nicht zu einem unerlaubten, oder schlechten Zwecke, von welcher Art dieser auch sey, benutzt werden. Was die Anwendung bloß physischer Grundsätze und Mittel auf wahrhaft übernatürliche Dinge und Wirkungen betrifft, so ist dieß nichts Anderes, als ein durchaus verbotener ketzerischer Trug.“

(Frankf. OPA. Zeitg. v. 18. August 1840. Nro. 228.)

Damit können alle Magnetisten, welcher Confession sie auch seyen, wohl zufrieden seyn, sofern sie christlich gesinnt sind. Was unter den „approbirten Autoren" zu verstehen, ist zwar etwas dunkel; indessen ist die Auslegung um so freier, es sind die bewährten Schriftsteller, die keinen Anlaß zu einem Verbot gegeben haben, und bei denen man sich des Bessern von der Sache ersehen kann. Irrlehre — hoffentlich in *wesentlichen* Stücken des Glaubens — böse Zauberei, Teufelsdienst, unerlaubte Zwecke, sind Dinge, vor denen im magischen Gebiet mit Recht gewarnt wird, die aber bis jezt im Magnetismus wenigstens nicht öffentlich sind kund geworden. Er war vornämlich ein physisches Mittel, und in seiner geistigen Ausbildung oft höchst religiöser Art. Daß man physische Grundsätze oder Erfahrungen auf übernatürliche Wirkungen zu ihrer Erklärung angewendet hat, ist allerdings geschehen; diese Art von Irrlehre (Naturalismus) hält aber nie Stand, und widerlegt sich durch richtiges Auseinanderhalten der Kategorien, unbeschadet ihrer harmonischen Vergleichung. Die göttlichen Wunder der heiligen Schrift sind die oberste Potenz der uns bekannt gewordenen übernatürlichen Kräfte; eine gute Stufe tiefer stehen insgemein die mikrokosmischen Wirkungen des Magnetismus, und jene erstern vollends zu dem Vermögen der grobmateriellen Natur herabziehen zu wollen, so wohlthätig letzteres sich auch erweisen mag, ist sogar eine Versündigung an der gesunden Vernunft, wohin denn alle natürliche Erklärungen der Wunder gehören. Man vgl. den Aufsatz: Dreierlei Wunder, in v. Meyers (prof.) Hesperiden I. Samml. S. 135. — y —

Neue Schriften.

1) Das im ersten Heft des „Magikons" **S. 127.** angezeigte und empfohlene Buch: **Er bei uns** **rc.** hat eine Fortsetzung erhalten (zweite, vorletzte Lieferung, Tübingen, zu Guttenberg 1839). Dem Herausgeber, Hrn. **L. Hofacker,** gebührt auch für diese Mittheilung Dank, indem sie abermals trost- und lehrreich ist, festes Vertrauen auf den Herrn, Treue, Muth, Glauben, Hoffnung und Liebe auf eine nicht gemeine Weise anräth, und über die Kraft des Gebets und der Fürbitte die beruhigendsten Versicherungen gibt. Wir wünschen die baldige Veröffentlichung des Schlusses von diesem, gewissermaßen einzigen Manuscript. — Es wird erlaubt seyn, hier eine beiläufig vorkommende Erzählung (**S. 281.**) auszuziehen.

Ein gewisser Mann sitzt einsam und nachdenkend in seinem Studierzimmer. Auf einmal fällt vom obersten Fache seines Bücherschranks ein Buch herab, so daß es mit den aufgeschlagenen Seiten auf dem Boden aufliegt. Erstaunt, da er keinen vorhergehenden Stoß von außen bemerkt hatte, hebt er das Buch auf, wie es aufgeschlagen ist, und findet ein Gebet für Sterbende in der Todesnoth. Er fühlt sich gedrungen, es zu lesen, und betet es mit Inbrunst durch. Acht Tage darauf erhält er einen Brief, der ihm den unvermutheten Tod seines Bruders anzeigt; es ergab sich aus demselben, daß der Hingegangene in der nämlichen Zeit mit dem Tode rang, als der Bruder hier

das Sterbegebet sprach. — Der Mann, dem dieses geschah, war ein Katholik, nämlich ein Mitglied der römisch-christlichen Kirche (denn katholisch, d. i. zur allgemeinen Kirche gehörig, im Gegensatz der Sectirer, sind eigentlich alle Christen, die am apostolischen Symbolum festhalten, was z. B. die Rationalisten sowohl in der römischen als in der protestantischen Kirche nicht thun). Zum Beweis aber, daß die Nähe des geistigen Reichs — die wir mit unter dem Namen der „Gemeinschaft der Heiligen" bekennen — an keinem Unterschied der irdischen Kirchenformen hängt, mag folgendes Ereigniß dienen. Ein längst innerlich bedrängter Mann, ein Lutheraner, seufzte zu Gott auf, indem er eben aus seinem Zimmer Morgens auf sein Amt gehen wollte; er blieb jedoch stehen, weil ihm einfiel, daß er heute noch nicht die biblische Losung der Brüdergemeine nachgesehen habe, von welch' letzterer er zwar nicht Mitglied ist, sich aber jährlich die bekannten „täglichen Losungen und Lehrtexte" derselben (zu Gnadau gedruckt und allerwärts zu haben) als ein Mittel der Andacht zulegt. Halblaut sagte er in seiner Bekümmerniß bei sich selber: Was spricht der Herr (heute) zu mir? Als er den Tag aufschlug, hieß die Losung: „Ich sprach zu dir, da du in deinem Blute lagst: Du sollst leben!" (Ezech. 16, 6.) und der Lehrtext war: „Da wurden ihre Augen geöffnet, und erkannten ihn" (Luc. 24, 30. 31.). Das war nun eben so demüthigend als erhebend für den Betrübten; aber nichts konnte die Nähe seines himmlischen Führers und Erbarmers besser beurkunden. Dergleichen war ihm schon mehr begegnet. Verzage doch kein Glaubiger, wir sind immer bewacht und bedacht; eben dieses ist eine Hauptlehre des oben angezeigten Buches.

2) **„Das Reich der Geister,"** nach den Ansichten, Beobachtungen und Erfahrungen aller Zeiten und Völker. Zur Annäherung der Menschheit an die Geisterwelt. Bearbeitet und herausgegeben vom Grafen ***." Drei Theile, Leipzig bei Kollmann 1839 u. 1840.

Eine Anzeige des ersten Theiles dieser Schrift gaben wir schon im vorigen Hefte. — Inzwischen erschienen noch zwei Theile.

Der Verfasser will, wie auch der Titel zu sagen scheint, die versinnlichte Menschheit der unsichtbaren Welt und der Ewigkeit befreunden, und zu dem Ende den so wichtigen Glauben an dieselben durch Betrachtungen und Beispiele wecken. Jene sind aus dem in der Vorrede angegebenen Grunde Mitternächte, die Beispiele Geisterbilder überschrieben, und wechseln miteinander ab. Sein guter Zweck ist unverkennbar; im Ganzen zeigt sich mehr eine moralisch-philosophische, zugleich religiöse Richtung, als ein tieferer eigner Forschungsgeist, und in jener Hinsicht kann das ästhetisch-populäre Werkchen der größern Lesewelt nützlich werden. Die Erfahrungen, theils zum Gebiete des Magnetismus gehörig, sind aus verschiedenen Schriften zusammengetragen, aus dem Museum des Wundervollen, aus magnetistischen Zeitschriften, aus der Seherin und den Blättern von Prevorst u. s. w., auch mit unverbürgten, alten Sagen und Dichtungen untermischt. — Man muß wirklich sich wundern, wie im Widerspruch mit dem Verfasser die vermeintlich Aufgeklärten, eigentlich aber Verfinsterten, solche Schriften für höchst gefährlich, schädlich, verderblich, rückgängig u. s. w. ausgeben und nicht merken wollen, daß sie dadurch sich für Materialisten erklären, die sich mit dem Handgreiflichen begnügen und Andere also thun lehren, und daß, wenn sie eine Ewigkeit erwarten, es eben so gefährlich als widersinnig ist, nicht voraus etwas davon wissen zu wollen, so viel uns nämlich davon

mit Grund zu unserer Vorbereitung dargeboten wird. Es ist sogar ein wahrer Blödsinn zu sagen: Ich glaube nach der Schrift, und das Uebrige werde ich einmal künftig erfahren — ohne sehen zu wollen, was uns Gott in Uebereinstimmung mit der Schrift schon hier alltäglich erfahren läßt.

— y —

3) Wie müssen **Dämonenglaube, Besessenseyn und Kerner-Eschenmayer'sche Gespenstererscheinungen** nach dem heutigen Standpunkte der Physiologie und Psychologie erklärt werden? Für Gebildete aus allen Ständen. Gemeinfaßlich beantwortet von **Dr. H. Klencke,** vorm. K. P. Militärarzte, korrespond. Mitgl. m. gel. Gesellschaften für Naturkunde ꝛc. Leipzig, bei Kollmann. 1840. Dedicirt der Kais. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher.

Der Verfasser, der seine Gespensterfurcht nicht undeutlich verräth, aber nicht einsieht, was dieses natürliche Gefühl beweist, will „die Nachtseite des Lebens durch wissenschaftliches Eindringen in das Wesen der Seele beleuchten und durch eine herangereifte Erkenntniß die in unseren Tagen nur zu sehr auftauchenden Gestalten der Dämonologie verscheuchen" — er will durch die Wissenschaft „uns zu der Erkenntniß führen, daß die Gespenster in der Seele des Dämonologen selbst hausen." **Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?** — Die letzte Behauptung ist alltäglich und längst abgedroschen; daß die Wissenschaft diese Aufgabe lösen könne, haben wir auch schon gehört; aber die Wissenschaft selbst (die antimagische, s. „Magikon" erstes Heft) steht auf sehr schwachen Füßen. Uralt ist ferner das System, welches der Verfasser dem Dr. Kerner und dem Prof. v. Eschenmayer zuschreibt und mit ganz freundlicher Anmaßung als Aberglauben, Schwärmerei, Irrlehre, u. s. w. bezeichnet. Sein Geheimniß aber, der Schlüssel,

womit er uns das Verständniß aufschließen will, ist die Einheit von Seele und Leib, oder „die ideelle und substantielle Seiten einer Einheit" (S. 52.) — wozu kommt, daß (was damit nicht wohl übereinstimmt) der sich während des Lebens entfaltende geistige Mensch der eigentlich unsterbliche Mensch ist, der dem Geisterreiche angehört, zugleich daß (S. 54.) „dieser gedankenhafte Vorstellungs-Organimus (?) der neue, ätherische Leib ist, den die Seele im Tode in der Aufgebung ihrer irdischen leiblichen Form behält" — daß „die Seele in ihrer unbewußten Tiefe die ganze Zukunft trägt" (S. 59.), und wie im Schlafe Bilder auftauchen, so auch im wachen Zustande des Krankseyns, wo denn alle vermeinten Erscheinungen lediglich von der subjectiven Plastik der Seele herrühren; — daß wir als organisch verknüpfte Glieder eines ideellen Menschheitsorganismus in den Geistern der Seligen fortleben und sie in uns, wenn sie auf uns oder wir auf sie hienieden Einfluß hatten (S. 78.); — daß, mit gänzlicher Verwerfung des anstößigen Nervengeistes, der Nebelsäule u. dgl. das Zwischenreich nur in der frühzeitigen Krankhaftigkeit der Seherin von Prevorst, in einer „parasitischen Idee" lag, — wobei sie (S. 87.) „dem Aberglauben und der poetischen Richtung Kerners verfiel, woraus ein System gesponnen wurde" (ein neues?), „welches beide Theile täuschte" — da denn die Umstehenden an diesem plastischen Somnambulismus, an diesem Vorstellungsrapport, folglich durch Ansteckung, participirten (S. 88.) — wofür ein Zeuge (S. 89.) aufgerufen wird, dessen Zeugniß jedoch, sofern verständlich, in psychologisch richtiger Analyse dem Verfasser mit nichten zur Seite steht; — obwohl (S. 95.) „dem verständigen Norddeutschen" (da haben wir's! cf. „Blätter aus Prevorst" fünfte Samml. S. 113. f.) „es stets unbegreiflich bleiben wird, wie Seelenzustände so seitwärts führende Phänomene hervorrufen können" (dem Süddeutschen ebenfalls).

Gleichwohl unternimmt es der Verfasser und lehrt zum Schluß „die innere Gemüthswelt des einflußreichsten Dämonologen, Justinus Kerner, kennen" — welcher ist: „eine durchaus württembergische Persönlichkeit" (kein verständiger Norddeutscher), „in welcher sich das Volksthümliche mit dem Cultus einer romantischen Poesie und einer wissenschaftlichen Durchgeistung verschmolzen hat." Wer nun Kernern, oder vielmehr das subjective Geisterwesen, auch Nord- und Süddeutschland, kennen lernen will, muß dieses sechste Kapitel des Buchs lesen, das keine „parasitische Idee" ist, die ja in der Seele des verständigen Norddeutschen nicht haften kann. Es wird hier gesagt: „Das Gemüth des Württembergers ist ein sehr empfängliches, frommes und an Seltsamkeiten gewöhntes," dagegen das Norddeutschthum also definirt: „Ich zweifle, daß in Norddeutschland jemals eine Seherin ihr großes Publikum finden wird. Unsere Anschauung ist freier" (von was?), „es herrscht ein von innen herangereiftes Bewußtseyn (?) vor, mehr Wissen als Fühlen, mehr Begriff als Ahnung." Indessen sind die Norddeutschen nicht allgemein so nüchtern oder begriffsstolz, als der Verfasser uns glauben machen will, sondern es haben sich ihrer nur einzelne aus der natürlichen Menschennatur, ihrem Fühlen und Ahnen, gewaltsam herausgeschraubt; und was das Merkwürdigste ist: der, welcher sie in letzter Zeit am stärksten dazu angeregt hat, der ehrliche, ringende, sich selbst mißkennende, gleichfalls antidämonologische Hegel, war ein Süddeutscher — war ein Württemberger! — Referent versichert, daß er aus diesem, mit scheinbarem Scharfsinn und edelm Wortklang geschriebenen Büchlein nichts gelernt hat, und daß nichts daraus zu lernen ist, es sey denn — was wir übrigens auch längst wissen — daß, wenn man ihm Glauben schenkt und consequent fortschließt, alsdann auch alle Manifestationen, Erscheinungen, Gesichte und Wunder der heiligen

Schrift nur subjective Täuschungen, die in ihr enthaltenen Andeutungen über das Jenseits eigene menschliche Phantasmen, und die gesammten Propheten und Apostel Gottes, die dergleichen gehabt, geschaut und verrichtet haben, Kranke oder — Württemberger gewesen sind.

— y —